



# Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

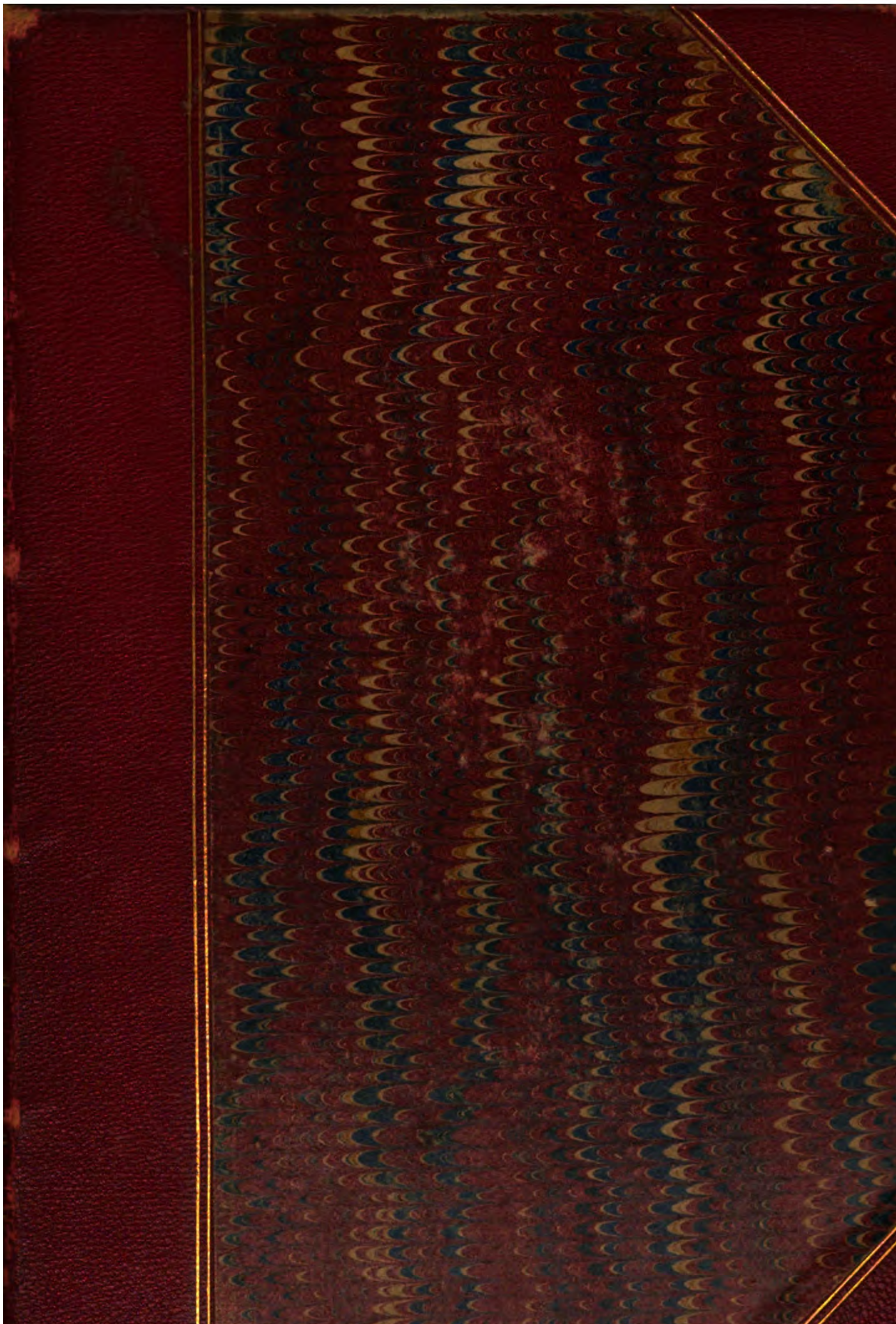
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



162. c. 18.











.

2









\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

Franz Dingelstedt's  
**Sämmtliche Werke.**

---

Erste Gesamt-Ausgabe in 12 Bänden.

---

Erste Abtheilung:  
**Erzählende Dichtungen.**

---

Erster Band:  
Sade-Novellen.



Berlin.  
Verlag von Gebrüder Paetel.  
1877.

# Bade-Novellen.

Von

Franz Dingelstedt.



Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

1877.



Alle Rechte vorbehalten.

## Inhalts-Verzeichniß.

---

	Seite
✓ 1. Keine Liebe (Schl) . . . . .	1
2. Der Schein trügt (Karlsbad) . . . . .	57
3. Molken-Kuren (Krenth) . . . . .	113
✓ 4. Esel-Fritze (Ems) . . . . .	159
5. Kreuz-Mariage (Baden-Baden) . . . . .	207
✓ 6. Das Mädchen von Helgoland . . . . .	249

---



# Reine Liebe.





1.

In einem Thal bei armen Hirten erschien mit jedem jungen Jahr, sobald die ersten Lerchen schwirrten, ein Mädchen schön und wunderbar.

Sie war nicht in dem Thal geboren, man wußte nicht, woher sie kam . . . .

Nicht eher nämlich, bis in der Badeliste zu lesen stand:

Nr. 349—352. Herr Baron von Seligstein und Fräulein Tochter aus Berlin, nebst Dienerschaft.

Die Wahrhaftigkeit des Geschichtschreibers gebietet uns jedoch hinzuzusetzen: erstlich, daß der Herr Baron nur insofern ein Baron war, wie jeder anständige Reisende für Kellner und Fremdenbücher in Deutschland ein Baron ist; zweitens, daß jenes Thal eigentlich nicht von armen Hirten bewohnt wird, sondern von reichen Hotelbesitzern, Kaffeehausinhabern, Boutiquenmiethern; drittens, daß auch nicht sowohl die ersten Lerchen daselbst schwirren, um die ankommenden Mädchen und Knaben aus der Fremde zu begrüßen, sondern vielmehr die letzten Koulletkugeln; kurz und endlich, daß wir nicht in Friedrich Schillers Gedichten, erste Periode, stehen, sondern in dem

weltberühmten Badeorte, der seinen Doppel-Namen mit der That führt: Baden-Baden; das Bad der Bäder!

Waren Sie in Baden, schöne Leserin? — „Nein, leider nein!“ — Desto besser; so haben Sie die süße Hoffnung, noch hinzukommen, und ich die süße Erleichterung, daß ich es Ihnen nicht zu schildern brauche. Denn alles in der Welt ist zu schildern, nur Baden-Baden nicht. Il faut le voir pour le croire.

Waren Sie aber in Baden, nun desto besser wiederum: Sie kennen es dann auch ohne meine Beschreibung; Sie haben sogar meine Heldin und ihren Vater, — Verzeihung, ihren Papa wollt' ich sagen, — gesehen, wie sie täglich in der großen Lichtenthaler Allee Arm in Arm spazieren gingen, im Hotel d'Angleterre zu Mittag aßen, natürlich erst gegen Abend, und dann im Conversationshaus ein russisches Schwitz- und Dampfbad nahmen.

An Herrn von Seligstein müssen Sie sich ganz bestimmt erinnern. Wissen Sie: — der kleine dicke Herr, in leichtem Sommerpaletot und weißem Filzhut, der fortwährend blüthentweiße Pantalons und graue Zeugstiefelchen trug, ohne deswegen ein vorwitziges Bäuchlein und eine bedenklich ausgeschweifte Ferse verstecken zu können. Diese Ferse ist, im Vorbeigehen gesagt, die eigentliche Achillesferse seines Stammes. Wenn derselbe auch durch langjährige Vermischung mit dem Abendlande und durch thatsächliche Emancipation die bewußte welthistorische Nase theilweise abgelegt hat und mit ihr den orientalischen Schnitt des Profils, desgleichen die gewisse unbeschreibliche Haltung und alle charakteristische Sitte der Väter in Beziehung auf den Unterschied zwischen Sonn-

tag und Schabbes ohnehin: an der Ferse ist er noch zu fassen, an der beträchtlich ausgebildeten, seltsam gefegten, eigenthümlich wandelnden; diese ward nicht eingetaucht in die verwaschende Fluth der Mode, und der erfahrene Beobachter wird, mit einem Blicke auf das Piedestal, die Statue gleich in die richtige Schule verweisen, in die — Judenschule nämlich. Es thut uns leid (und ihm auch!), aber Herr von Seligstein war ein Jude, ein getaufter natürlich, noch natürlicher ein unermäßig reicher, also geadelter, und ein „Menschenfreund“ am allernatürlichsten. In unseren Tagen ist die wahre Humanität und ächt weltbürgerliche Gesinnung, der jedes Geld gleich gilt, nur noch in Israel zu Hause. Herr von Seligstein trug übrigens keine Brillanten in der Wäsche, keine Ketten auf dem Gilet, keine Petschaften in der Gegend des Nabels, wie mittelmäßige Schauspieler pflegen, wenn sie geadelte Banquiers darzustellen haben; der reinste und feinste Geschmack, der seiner Tochter, hatte seinen Anzug tadellos reformirt, wachte mit ängstlicher Sorgfalt über seinen immerhin noch etwas halsstarrigen Dialekt und wußte sogar den Gruß mit dem Hut, — eine sonst sehr verätherische und gefährliche Bewegung, — dem Vater dergestalt einzustudiren, daß keine Schwenkung an den ur- und erzbäterlichen Osten mahnte. Nur die Ferse, die famose Ferse!

Fräulein von Seligstein, die mit ihrem Taufnamen, dem zweiten nämlich, Juliane, oder in gewählter Selbsttaufe Liane hieß, war unzweifelhaft eine sehr schöne Dame. Geistreiche Glaubensgenossen nannten sie im Style der neuen Zeit: „eine bedeutende Erscheinung,“ abwechselnd

mit: „eine moderne Persönlichkeit.“ Dunkle, prachtvolle Haare, lange Wimpern über feingeschnittenen Augen und herrlich gewölbte Brauen auf einer wahren Marmorstirn mahnten, jedoch nur auf angenehmste Weise, an ihr fernes Heimathland, welches die Schrift prophetisch ein gelobtes heißt. Ihre hohe und volle Gestalt zeigte eine mit nachlässiger Eleganz gewählte, nur in den Stoffen kostbare Kleidung auf die allervortheilhafteste Art, während der durchaus vornehme abandon ihrer Haltung den lognizierenden Kenner des neuen wie des alten Bundes in Ekstase, auf Ehre in Ekstase versetzte.

Liane war ihres Vaters einzige Tochter, also sein Augapfel. Er pflegte zu sagen, wenn er in guter Laune von der Börse nach Hause kam: „Wenn ich die Liane nicht hätte, wären alle meine Interessen verloren.“ Die Tochter hatte den Vater vortrefflich erzogen, und sie machte, da ihre Mutter früh gestorben, ganz allein und deswegen nicht minder trefflich die Ehren des großen Hauses, das wegen seiner Küche, der ästhetischen, wie der in den Souterrains, durch die ganze preußische Haupt-, Residenz- und Intelligenzstadt und sogar über deren Bann hinaus den Duft seines Ruhmes sandte.

Liane las; nicht viel, sondern alles. Auch in Baden trug ein Bedienter, jedoch in unscheinbarer Form, immer einen Band Sand, Sue, Dumas hinter ihr her; unter den Deutschen schätzte sie die Classiker, in großen Gesamtausgaben, und gelegentlich etwas neueste Lyrik, Duodez mit Goldschnitt, welche, wie die Waare eines Bäckerladens, bekanntlich nach der „Frische“ geschätzt zu werden pflegt. Liane zeichnete auch, am liebsten nach der Natur; sie

hatte das alte Schloß schon zweimal im Mondenschein aufgenommen; einmal von oben, so daß man vor Nebel gar nichts sah, und einmal von unten, wo eine dunkle Waldpartie den Vordergrund bildete, und Gewitterwolken, frei nach Achenbach, den Hintergrund. Ihr Vater wollte die Zeichnung lithographiren lassen, aber Viane litt es nicht. Singen that Viane nicht, auch „klimpern“ nicht; „denn,“ sagte sie, „ich hasse den Dilettantismus, und von allen seinen Abarten ist die musikalische mir die unharmonischeste.“ So hatte Viane für Gudin geschwärmt, dagegen immer wider Liszt gepredigt. Am liebsten war ihr ein gutes Lustspiel, nur kannte sie außer Donna Diana kein solches; sie sprach oft mit einem tiefen Seufzer: „Wie gerne lacht' ich einmal, um nicht fortwährend lächeln zu müssen.“ — Arme Viane!

2.

Der Leser sieht schon aus diesen wenigen Zügen und Strichen zu Vianens Bildniß, wie arm das reiche Mädchen war. Achtzehn Jahre alt, mit mehr Kadelgeld ausgestattet, als die Apanage mancher nachgeborenen Prinzessin beträgt, sorgfältig gebildet, mehr reizend noch als schön, besaß sie den ungeheueren Fehler, daß ihr nichts fehlte, daß sie alles besaß. Viane litt an demselben tiefer, als hätte sie eine kleine Herzkrankheit, eine anziehende Nervenschwäche, einen empfindsamen Lungenmerz durch alle deutschen Bäder spazieren fahren müssen. Molke, Seewasser und Sprudel helfen zur Noth für derlei mensch-

liche Kleinigkeiten, während die Heilanstalt noch gefunden werden soll, worin unbestimmte Sehnsucht, Wünsche ohne Gegenstand, Klagen sonder Ursache ihre Heil- und Hilfsmittel finden. Herr von Seligstein hatte von ihrer Jugend an ein untrügliches Recept für alle ersten Symptome der Krankheit seines theuren Kindes besessen und angewandt. Es bestand dieses in den einfachen Worten: „Ich werde es Dir kaufen, Dianchen.“ Weinte das Kind um ein kostbares Spielzeug, das sie bei andern gesehen, — „ich werd' es Dir kaufen, Dianchen.“ Gefiel dem heranwachsenden Mädchen eine Blume, ein Shawl, ein Stein, ein Bild, — „ich werd' es Dir kaufen, Dianchen,“ und gleich war ein ganzes Treibhaus, ein Gewölbe von Modearbeiten, eine Galerie von Originalen zu ihren Füßen. Was auch Dianchen wünschen mochte, — und Dianchen wünschte viel, — Papa Seligstein kaufte alles, aber alles. Er besaß den eigentlichen Talisman der neuen Zeit, und dadurch verwirklichten sich die unerhörtesten Bedürfnisse seiner Tochter, fast noch ehe sie ausgesprochen waren.

Aber aus Dianchen ward Diane. Das Kind warf die Puppen weg, das Mädchen wandte sich übersättigt ab von Puß und Schmuck, und das Auge der Jungfrau, zuweilen schon von dem Glanz einer verstohlenen Thräne funkelnd, zuweilen getrübt von einer schlaflosen Nacht, blickte nach andern, fern und weit liegenden Gegenden sehnsüchtig aus; tiefere Seufzer als die um einen veräumten Maskenball schwellten ihr die Brust. Herr von Seligstein, ein so feiner und kluger Mann er auch war, stand doch am Ende seiner Weisheit. Wenn er fragte: „Was fehlt Dir, mein Kind?“ und das holde Wesen sich

mit einem stammelnden „Vater, ich weiß nicht,“ unter heißen Thränen in seine Arme warf, so konnte er freilich nicht mehr, wie er es einmal in komischer Zerstreuung gethan, darauf antworten: „Ich werd' es Dir kaufen, Vianchen.“ Mit tiefem Kummer gewahrte er, wie der Rosen-Schmelz von dem ächten Sammt der jungfräulichen Wangen langsam zu weichen begann. Viane wurde zerstreut, trübsinnig, launisch. Sie suchte die Einsamkeit; nur mit dem Vater wollte sie leben und sterben. An seinem Arm hing sie fest und immer fester, und zwar ihre beiden Hände in einander geschlungen, in jener schmachttend anschmiegenden Stellung, welche für die Flitterwochen allein erfunden scheint. Sonst war sie im Stande, stundenlang auf ihrem Divan zu liegen und in die stille Flamme des Kamins zu blicken, ohne ein anderes Wort auf alle Fragen zu erwidern, als: „Vater, ich weiß nicht.“ Der Hausarzt verordnete erst das Land, dann eine Reise, zuletzt verschiedene Bäder. Als diese Mittel nur für kurze Zeit halfen, flüsterte er dem Vater ein Paar Worte lächelnd in's Ohr, und es fehlte nicht viel, so hätte dieser lächelnd versichert: „Schon gut, Doctor, ich werd'n ihr kaufen.“

Herr von Seligstein hatte eine lange Unterredung mit Vianen. Er versuchte es, ihr in derselben den heiligen Ehestand aus medizinischem Standpunkte als Heilmittel für ihre „Zustände“ darzustellen. Viane wandte sich entrüstet und erröthend ab. Der Vater forschte mit zarter Hoffnung, ob etwa eine stille Neigung am Herzen Vianens nage. Sie verneinte, zum Schrecken des Vaters. „Denn,“ dachte er, „wenn sie Jemanden besonders und



ausdrücklich wünscht, auf Ehre, ich werd' ihn ihr — schaffen. Wär' er ein Fürst, ich thät's; weiß Gott, ich machte das Unmögliche möglich. Es ist mein einzig' Kind, und Gottlob! ich hab's ja! Wär' er verheirathet, nun, eine Scheidungsklage ist noch abzumachen mit Geld und guten Worten. Wär' er, Gott verzeih' mir die Sünde! ein armer Teufel, es sollte mir auch nicht darauf ankommen. Ach, das Geld macht nicht glücklich!" Mit diesem ungemein moralischen Selbstgespräch, das im Salienbrevier der Millionäre immer obenansteht, war aber auch nicht geholfen, denn Diane betheuerte bei allen Heiligen, die ganze Welt sei ihr gleichgiltig, die männliche sogar zuwider. Der Vater fuhr fort ihr, wie zu einer Musterung, die lange Reihe von Anbetern an den Fingern aufzuzählen, welche seit Jahr und Tag harrend zu ihren Füßen gesessen: „Da ist," sprach er, „der Graf Falkland, auf Ehre, ein Mann wie eine Puppe, in welche Familie kämst Du!" „Eben darum, Vater, ich will ihn nicht; auch weißt Du, daß er nur um Dich freit, nicht um mich, um Deine Coupons nämlich." — „Aber der reiche, junge, adelige Cavalier, der Liebling aller Damen, der Herr von Hattenhofen." — „Ein eitler Geck, der mit seiner Frau, wie mit seinem Reitpferde und mit seiner Uniform, nur Staat machen will. Er wäre capabel sich von mir scheiden zu lassen, wenn ich einen Zahn verlöre oder Sommersprossen bekäme." — „Nun, was meinst Du zum Baron Herrenfels? Ein berühmter Geist, Schriftsteller nach der Mode..." — „Der auf meinen Verstand speculirt und mit mir ein Haus und esprit für fremde Leute machen möchte." — „Aber, weiß Gott! Kind," rief der Vater aus und machte

einen schüchternen Versuch, ärgerlich auszu sehen und voll Ungeduld aufzuspringen, „was suchst Du denn eigentlich bei einem Mann? Geld nicht, Rang auch nicht, Ruhm und Geist wieder nicht, Jugend und kräftige Schönheit gar nicht; Liane, liebes, bestes, einziges Kind, was willst Du endlich?“ — „Keine Liebe, Vater!“ —

Mit diesen Worten stand das Mädchen langsam auf und ging gesenkten Hauptes und hochtragischen Schrittes aus dem Zimmer. Herr von Seligstein sah ihr nach mit offenem Munde, aus welchem die alte Zauberformel: „Ich werd' es Dir kaufen, Lianchen,“ diesmal nicht hervorstrahlte. Dann erhob er sich, trat vor den Spiegel, zuckte die Achseln und wiederholte murmelnd:

„Keine Liebe!“

Wäre der älterliche Respect nicht gewesen, der den alten kindlichen im Fortschritte der Zeit siegreich abgelöst hat, er hätte hinzugesetzt:

„Keiner Unfinn!“

3.

Herr von Seligstein hatte einen Augenblick lang entsetzt bei dem Gedanken verweilt, ob Liane nicht eine widernatürliche Leidenschaft für ihn, den Vater, in dem außergewöhnlich gearteten Herzen tragen könne. Bei genauerer Ueberlegung schwand indessen diese romantische Vermuthung, und der Vater nahm sich vor, bei nächster Gelegenheit seiner Tochter einen Commentar zu ihrem Wunsche abzu zwingen. Er selbst wußte nicht, was sich

Liane unter dem Artikel der reinen Liebe vorstellte, und zugleich regte sich bei dem reichen Manne doch schon wieder die leise Hoffnung, wenn es dieselbe wirklich gäbe, sie für das geliebte Kind kaufen zu können.

Eine Spazierfahrt bei heiterem Wetter, ein prachtvoller Sonnenuntergang und eine sternenhelle, laue Sommernacht hatten bald nach jener Erklärung Lianen einmal ungewöhnlich weich und mittheilsam gemacht. Der Vater benützte Stunde und Stimmung mit der ihm eigenen Feinheit, um in das innerste Herz seines Mädchens einen prüfenden Blick zu werfen. So brachte er mit leiser Hand das Gespräch wieder auf die bewußte „Keine Liebe“ und bat sich eine unumwundene Begriffsbestimmung aus.

Liane, still und bewegt, gab endlich den großen Schlüssel zu den Räthseln ihres Lebens: „Ja,“ sagte sie, mit glänzenden Blicken schwärmerisch gen Himmel starrend, „ja, mein Vater, ich suche, ich wünsche nichts anderes als: Keine Liebe; ein Herz, welches das meine versteht; einen Mann, der mich um meinetwillen liebt, nicht weil ich reich, nicht weil ich schön, nicht weil ich gescheit bin.“

„Aber,“ wandte der Vater kopfschüttelnd ein, „da Du nun einmal, Gott erhalt's, reich und schön und gescheit bist, liebes Lianchen, so seh' ich doch die Möglichkeit nicht ein, wie Dich ein Mann anders lieben soll, als mit diesen Deinen Eigenschaften?“

„Mit ihnen, wohl, Vater; aber ihretwegen nicht. Mach' mich arm, nur einmal zum Versuche; verstoße mich, spiele Bankerott ...“

„Mädchen,“ fiel mit wahrhaftem Schreck der Vater

ein, „man muß den Teufel niemals an die Wand malen; Gott verzeih' Dir die Sünde! Ich mich bankerott machen, nur um Dir einen Gefallen zu thun!? Ei, Du denkst nicht daran! Solch' ein alter, abgenützter Comödienspaß! Und mein Credit und meine Correspondenten!... Reden wir nicht mehr davon, Kind; es läuft mir eiskalt über den Rücken. Hab' ich Dir etwa zugemuthet, Dich dumm zu stellen, Dir die Haare abzuraziren oder die natürlichen Blattern einimpfen zu lassen, um Deine Anbeter auf die Probe zu stellen?“

„Am Ende so übel nicht, liebes Väterchen; Du hast Ideen.“

„Schöne Ideen das! Nein, mit Deiner reinen Liebe, das schlag' Dir aus dem Kopfe!“

„Nie, Vater!“

„Was würdest Du selbst von einem Manne sagen, welcher Dir zum Beispiel die bucklige Gräfin Steined oder das dumme Gänschen, das Fräulein von Harzfelde, vorziehen könnte?“

„Ich würde sagen, daß er Recht hat, wenn er reiner Liebe folgt. Und die Frauen seiner Wahl würde ich beneiden, weil sie gewiß sein können, nur ihrer selbst willen geliebt zu sein, nicht zufälliger äußerlicher Vorzüge und Eigenschaften halber.“

„Kind, Kind, Du machst mich confus mit Deiner neuen Weltansicht, wie Du es nennst. Der zusolge ist ein Buckel ein wahres Glück für ein Frauenzimmer.“

„Ei, Papa, nicht Frauenzimmer sagen! Der Ausdruck ist mauvais genre.“

„Und eine Rente von ein paarmal hunderttausend Thalern scheint Dir ein Unglück.“

„Sage ein Fluch, Vater, und Du sagst nicht zu viel.“

„Danke für den Fluch. Ich hab' mich mein Leben tag vortrefflich dabei befunden und nie den Wunsch gehabt, lieber draußen auf dem Boock zu sitzen als hier im Fond.“

„Du ziehst die Sache in's Lächerliche, Vater, und mir ist sie ein fürchterlicher Ernst.“

„Verzeih, liebes Dianchen, ein Ernst, der aus Deinen Büchern kommt, so 'was Neumodiges, Pikantes, Romantisches! Keine Liebe! Ich habe Deine selige Mutter von Herzen lieb gehabt, obwohl sie reich war und schön wie Du, wenn auch nicht so geistvoll, und es ist ihr nicht eingefallen, mir deshalb einen Korb zu geben. Da ist Dein Vetter, der junge Maßlieb aus Wien; Du weißt, wie die ganze Familie wünscht, daß ein Paar aus Euch werde.“

„Ich weiß, Vater, aber Du hast mir versprochen, daß nicht mehr davon die Rede sein soll. Ich hasse Familien-Arrangements. Sie sind gut genug für Fürstenthäuser, nicht für freie Herzen.“

„Und Du kennst den Vetter nicht einmal.“

„Auch hasse ich ja ihn nicht, nur diese Kette, die Ihr von Jugend auf um uns zwei zu ziehen bemüht gewesen seid.“

„Weiß Gott, Dich hat sie nicht gedrückt!“

„Danke meinem lieben, guten Väterchen, nein. Lassen

wir den Better und die Heirath, bitte, bitte. Die Nacht ist zu schön, als daß wir sie einander verderben sollten."

Das verzogene Kind schmiegte sich streichelnd und lieblosend an den Vater an, bis er sich gerührt zu ihr herniederbeugte und sie auf die vom Monde sanft beleuchtete Stirn küßte. So fuhren sie Arm in Arm, aber schweigend nach Haus.

4.

Im Frühjahr drauf war nicht von Baden, von Ems, von Ostende die Rede. Etwas Großes und Außerordentliches mußte im Werke sein, das sah das ganze Haus an den Anstalten von Vater und Tochter. Als die Zeit zur Abreise gekommen, erstaunten Kutscher, Bediente und Kammerjungfern nicht wenig, statt des Befehls zum Einpacken einen freiwilligen Urlaub auf drei Monate zu bekommen. Es ging Niemand mit; Vater und Tochter reisten ganz allein, ohne Equipage, ohne Livréen, einfach auf der Eisenbahn. Sogar für die nachzusendenden Geschäftsbriefe ward eine fremde Adresse statt der des Herrn von Seligstein auf dem Comptoir zurückgelassen. Letzterer zeigte im Coupé des Wagens schmunzelnd seiner Tochter einen Paß. Darin stand: „Herr Müller und Mamsell Tochter aus Potsdam.“ Die Tochter küßte dem Vater jubelnd beide Hände, während dieser fein und schlau in den wohlrasirten Bart lächelte.

So ging die Reise im strengsten Incognito bis Tschl. Dort wollte sich Herr von Seligstein eine Zeitlang auf-

halten, um die neue Rolle des armen Mannes einzustudiren. Denn so heftig war Lianens Grille, nur ihrer selbst wegen geliebt zu werden, so unerschütterlich war ihr Bedürfniß nach reiner Liebe im letzten Berliner Winter geworden, daß der Vater seufzend nachgab, in der Hoffnung irgend eine Krise, wenn auch nicht augenblickliche Besserung in dem Zustand seiner Tochter durch ein weises Eingehen auf ihre Träumereien herbeizuführen. Am Rhein und an der Küste der Nordsee waren beide, Vater und Tochter, durch wiederholte Reisen und Bade-Aufenthalte so bekannt, daß dort ihr Auftreten unter fremdem Namen unausführbar erschien. Auch verlangte Liane neue Umgebungen, eine andere Bühne, eine fremde Natur. Seligstein kam ihr mit dem Vorschlag einer Fahrt nach Oesterreich, in's Salzkammergut entgegen. Dort war die Tochter, eben aus Abneigung gegen die Familienpläne, welche sie mit einem weitläufigen Vetter, dem Herrn von Maßlieb in Wien, vermählen wollten, niemals gewesen, und auch der Vater durfte hoffen, weniger Bekannte in jenen Gegenden zu treffen als anderwärts. Also nach Tsch!

In einem kleinen Häuschen, weit abgelegen von den glänzenden und geräuschvollen Tummelplätzen der vornehmen Welt, rein idyllisch am Hange eines Berges und unter Bäumen versteckt, nistete sich das abenteuerlustige Pärlein ein. Die Tochter bestand auf nicht mehr als zwei kleinen Zimmern, und kaum wurde ein altes Mütterlein zur Bedienung zugelassen, da Liane mit ächt weiblichem Enthusiasmus sich auf Kleiderbürsten und Hausbesen stürzen wollte. Wie gastirende Schauspieler führte

man in den diesmal eigenhändig gepackten Koffern die nöthige Bekleidung mit: für den Millionär statt des eleganten Paletots und der Battisttücher einen ehrbar langen Ueberrock von blauer Farbe und ziemlich grobem Tuche, schwere Schuhe mit Gamaschen, einen abgegriffenen Hut aus der vorletzten Saison, einige Cravatten von Pferdehaar und buntgewürfelte, baumwollene Sacktücher, welche das Bild eines ehrsamten, anspruchslosen Spießbürgers vollendeten. „Um noch pauberer auszusehen,“ sagte der Banquier, „lass’ ich mir einen kleinen schmutzigen Backenbart stehen.“ Diane nahm sich neben ihm immer noch reizend genug in ihren baumwollenen Fähnlein aus, welche nur am Sonntag einem grünen Merinokleide wichen. Ihre schöne Gestalt, ihr stolzer Gang verschwand nicht ganz unter einem wohlfeilen carrirten Schawl, wie das reiche Haar unter dem groben Strohhut widerspenstig vorjah. Handschuhe waren für den Vater ganz verpönt, für die Tochter nur zuweilen, auf Sonntage, und aus Baumwolle gestricke, erlaubt.

Es wäre eine psychologische Streitfrage oder auch ein dankbarer Lustspielstoff, zu untersuchen: ob der Arme sich leichter in plötzlichen Reichthum, als der Reiche in die neue Armuth findet. So viel ist gewiß, daß den Rippen des Banquiers der Stellwagen von Ebnsee nach Fisch schon ungemein weh gethan; denn selbst bis zum Stellwagen hatte Diane ihre Illusionen treiben wollen. Auch machte der Berliner Feinschmecker ein gar langes Gesicht zu den Griesnockerln, den Knödeln und den Mehlschmarren, welche in einem sehr unscheinbaren Irdengeschirr auf seiner tischtuchlosen Mittagstafel prangten, während Diane



weniger vor ihnen als vor der eisernen Gabel und dem zinnernen Löffel zurückschreckte. Viane lernte, wenn auch mit einigem Klauen und Zerren, ihr Haar selbst bändigen und ordnen, sich allein an- und auskleiden, mit eigener Hand für einen Strauß Alpenrosen an dem Fensterlein, wie für Papa's Morgenkaffee sorgen. So fanden sich beide, Vater und Tochter, mit einem wahrhaft kindlichen Humor, mit innerstem Vergnügen sogar in ihre neue Lage, und schon nach vierzehn Tagen bemerkte Viane lächelnd, daß Papa wahrhaftig wieder auf Taille ausgehe, wie ihr der kleine Spiegel über ihrem Bett gleichfalls bereits frischere Farben zurückstrahlte. Zum ersten Mal in ihrem Leben brauchten sie eine Cur, welche wirklich und sichtlich anschlug, wenigstens für ihr physisches Theil.

Was das geistige Leiden anging, wofür diese neue Methode erfunden und angewandt worden, so mußte Herr von Seligstein freilich bald einsehen, daß er sich eigentlich garstig verrechnet habe und seinem Töchterlein neue Waffen für ihr System liefere, statt dasselbe zu entkräften und zu widerlegen. In der That, er konnte ihr kaum Unrecht geben, wenn sie bitter und unmuthevoll zu ihm sagte: „Da hast Du nun, cher papa, die arithmetische Probe auf meine Grundsätze. Nicht wahr, ich bin dieselbe noch, die in Berlin auf allen Bällen und in allen Kreisen Aufsehen gemacht, die Umringte, Gesuchte, Begehrte, Gefeierte, Befungene? Und hier, siehst Du, kümmert sich kein Mensch um mich. Der Stein ist ihnen nichts, die Fassung alles. Führe mich morgen unter Deinem wahren Namen im Curjaal auf, komme vier-spännig im Hotel Bauer an,

gieb Diners, setz' mich in Scene; und die alte Veier geht auf's Neue los. O pfui über diese Welt, wo kein Herz mehr nach einem Herzen sucht, wo Niemand um seinetwillen geliebt wird, wo Jedermann im Gegentheil nur ein Rechenexempel aus dem Heiligsten des Lebens macht!"

Der Vater gab beschwichtigend zu bedenken, daß sie doch auch gar zu eingezogen lebten, um irgend Bekantschaften machen zu können. Diane wollte anfangs aus dem Bann dieser ihr lieb gewordenen Einsamkeit um keinen Preis sich wieder hinwegreißen lassen, und der Vater, welcher sich vorgenommen, nur nach ihrem Sinne zu leben, gab ihr vorsichtig so lange nach, bis sie von selbst die wunden Fühlhörner langsam nach außen zu wenden anhub, und bis, nach einem fast vierwöchentlichen Klausnerthum mit dem Papa, ein allmähliches Gefühl der Ermüdung, der ganz gewöhnlichen alltäglichen Längeweile sie beschlich. Auf diesem Punkte hatte sie der fein beobachtende Arzt erwartet. Unmerklich führte er sie nun in die Welt zurück, nicht in die Welt der Reunionen und Soirées, auch nicht als Fräulein von Seligstein, nein, nur an öffentliche Orte zweiten und dritten Ranges, auf Spaziergänge, zu gemeinschaftlichen Ausflügen und Landpartieen, und überall als Mamsell Müller aus Potsdam. Nach wenig Zeit hatte der glückliche Vater die Genugthuung, seine Tochter bemerkt zu sehen. Junge schwächliche Herren mit alten, härtigen Gesichtern und alte, dicke Herren mit jungen Haaren liefen ihr nach und schauten mit echt vornehmer Insolenz durch das in die Augenhöhle gezwickte Fensterglas unter den Strohhut. Papa Müller war wie im Himmel. Er blinzelte, er lächelte, er schmun-

zette, er grüßte die Herren zuerst, welche Lianen verfolgten, er wollte fast mit Gewalt sich an sie drängen, kurz er betrug sich so auffallend, daß es beinahe nothwendig wurde, ihn zu vermeiden. Eines Abends zeigte er triumphirend seiner Tochter eine ganz unverschämte Declaration, worin sie (unter Beischluß einer Zehn-Gulden-Banknote!) um eine Zusammenkunft gebeten ward. „Na, Lianchen,“ rief er aus, „wenn das nicht um Deinetwillen ist, so weiß ich's nicht. Freilich, ganz rein scheint mir diese Liebe auch nicht!“ So sagte er mit einem wehmüthigen Blick; Liane sandte das aristokratische Billet, aristokratisch im Parfum und im Hautgout der Orthographie, entriistet zurück.

5.

Liane wurde wieder blaß, wurde kranker statt gesunder. Wie oft stand sie im Begriff, sich ihrem Vater in die Arme zu werfen und mit dem Geständniß „Ich habe geirrt“ auf ihre Abreise zu dringen. Nur etwas, das für weiblichen Stolz sich ausgab und mädchenhafter Eigensinn war, hielt sie von einer so offenen Bekehrung ab. Im Stillen aber machte sie sich kein Hehl mehr daraus, daß sie in ihren Phantasien zu weit gegangen, sich in einer Sackgasse verrannt hatte, woraus ein ehrenvoller Rückzug für sie bald nothwendig werden mußte. Sie hatte in Jischl wohl Bekanntschaften aus dem Mittelstande gemacht; junge Kaufleute des kleinen Schlags, Bürgerstöhne, Handwerker huldigten ihr in ihrer Weise,

so gut oder so schlecht es anging, allein eines Theils fand sie, daß ihre „Reine Liebe“ auch in dieser untern Zone nicht blühte, und anderer Seits sogar, daß in derselben der Egoismus und der Eigennuß eine mindestens eben so große Rolle spielte als in der höher gelegenen Schicht der Gesellschaft. Ein junger Bursch, seines Zeichens ein Buchbinder, eben Meister geworden zu Gmunden am See, klärte sie am grausamsten in dieser Hinsicht auf. Sie ließ sich von ihm am liebsten den Hof machen, weil er ein aufgeweckter Kopf und in seiner Weise nicht übel war. Er gab ihr denn auch nicht undeutlich zu verstehen, daß er Absichten habe, und zwar ehrliche; „Sie sind,“ fügte er eines Abends seinem unumtöndenen Heirathsantrage hinzu, „eine bildsaubere Person, und dann,“ — hier rückte er bedenklich näher, — „so a bissel was wird doch der Herr Vater auch auf d’Seiten g’schafft hab’n?“ — Das also war es, was Liane suchte!? O reine Liebe! nicht einmal bei Buchbindern bist du mehr zu finden, welche doch tagtäglich die schönsten lyrischen Gefühle klopfen, heften und in englisches Leder legen müssen!

Seit dieser Niederlage wurde die junge Schwärmerin bedenklich tiefsinnig. Herr von Seligstein rieb sich die Hände und sagte für sich: „Die Frucht wird reif, nun ist’s bald an der Zeit!“ So war es auch in der That, wenn hier in Zschl noch etwas geschehen sollte. Sechs Wochen waren sie da, kein irrender Ritter, kein verkleideter Prinz, kein fahrender Troubadour hatte Lianen gefunden. Die Abenteuer blieben aus, und ihr Herz leer. Der Vater deutete schüchtern auf Wien, auf den Better;

aber nein, so weit war Liane noch nicht geschlagen, daß sie von dem Ideal einer reinen Liebe zu einem Familien-Arrangement hinabstiege! O nein! Niemals! Nie!

Es war ein heißer Augusttag, als Vater und Tochter zu einer kleinen Partie auf den Hallstädter See aufbrachen; sie allein, denn Liane suchte keine Gesellschaft mehr, und dafür machte sie ihrer Seits dem Papa die Concession eines kleinen Korbwagens und einer Forelle am See, nebst Milchrahmstrudel. Man sieht, das Incognito wurde schon weit weniger streng gehandhabt.

Leicht und lustig rollte das Gebirgswäglein mit unsern zwei Wandersleuten durch die reizende Thalschlucht. Liane fühlte sich, von der Mittagswärme, die das nahe Hochgebirge milderte, sanft durchstrahlt, in leidlich guter Laune. Sie hörte nicht auf, den Vater, welcher gerade auf der Achse saß und in einer fortwährenden, wohlthätigen Erschütterung auf- und niederschwanke, mit seinem unglücklichen Gesicht und seinen vornehmen Airs zu necken. „Das ist freilich was Anders,“ spottete sie, „als Dein Pariser Phaëton, cher papa, und unsere Linden zu Berlin. Damals, dort flogen links und rechts die Hüte, die Grüße, die Bücklinge. Eine ganze Schwadron Ritter von der traurigsten Gestalt gaben uns Geleit und Bedeckung. Jeder Cavalier verwettete seinen edelsten Renner gegen einen räubigen Hund, daß er mich in jeglicher Verkleidung erkennen werde. ‚Auf Ehre, meine Gnädige, Ihr Gang verräth Sie, Ihre noble Haltung, die Art und Weise, wie Sie den Kopf wenden;‘ so schwuren sie um die Wette! Und siehe da, ein Wollenkleid und eine Schürze à la Griseldis reichen hin, die Göttin zu verhüllen! Wer sucht

in mir etwas anderes, als was ich scheine? Wer findet mich um meinetwillen aus der Niedrigkeit heraus?"

In dem Wirthshaus am See angelangt, wurde das Mittagessen bestellt und ausgespannt. Papa Seligstein mußte im Schweiß seines Angesichts noch Natur genießen, ehe er an die Forelle kam. Liane hatte den berühmten Wasserfall des Waldstrubbaches noch nicht besucht. Der Weg führt an den steilen Wänden des Gebirges hin, durch eine Schlucht, erst langsam, dann immer steiler auf schlüpfrigem Boden emporklimmend, an den in tiefer Waldnacht und Felsenstille verborgenen herrlichen Sturz. Als Liane mitten in den sprühenden und brausenden Tropfen stand, den Arm um einen Baum geschlungen, den Rücken an einen Felsenvorsprung gelehnt, neugierig hinabstarrend in den Kampf des Abgrundes, da bemerkte sie auf einmal tief unter sich und gleichsam unter dem Bogen des Wassers selbst, auf einer schmalen, zitternden Brücke stehend, einen Mann. Erkehrte ihr den Rücken zu, so daß sie nur seine Gestalt sah, die still und fest, mit verschränkten Armen, ein Bild der Ruhe mitten in dem bewegten streitenden Element sich hingestellt hatte. Es war ein solcher Ausdruck von Kraft und Fassung, von Herrschaft über sich selbst und gleichsam auch über die Natur in diesem Bilde, daß Liane unwillkürlich sich angezogen fühlte durch den Contrast dieses einsamen Menschen mit der Scene ringsum und mit der schwindelnden Bewegung ihres eigenen Innern. Ihr Auge hing wie gebannt, froh, einen Ruhepunkt zu finden, an dem Fremden, welcher erst nach einer geraumen Weile sich umwandte und fest, mit der Kraft, der Sicherheit eines Gensjägers

an den zerbröckelten Felswänden emporstieg, gerade auf Lianen zu. Er hatte sie noch nicht gesehen, wie ihn Herr von Seligstein nicht bemerkt haben konnte, welcher seitwärts im Walde auf einer Ruhebank verschnaufte und sich mit dem gewürfelten Baumwollenläppchen die Perlen seiner Stirne abwischte. Liane flog wie ein gescheuchtes Reh auf den Vater zu, sobald der Fremde an dem letzten Abhange schwebte. „Vater, da kommt Jemand,“ sammelte sie athemlos und preßte ihre Rechte auf das heftig pochende Herz. — „So, mein Kind? Nun meinethwegen.“ — „Dort, Vater, gerad' herauf aus dem Wasserfall.“ — „Wird ein Wasserbaumeister sein.“ — „Ach warum nicht gar!“ — „Oder ein Mitglied der Verschönerungscommission von Ischl, welches Anlagen anbringen will, die große Sandplage aller Badeorte. Ich begreife nicht, wie man auf Anlagen Geld anlegen kann; eine Natur auf Actien steht viel tiefer als ein Eisenbahnanlehen.“

Der Fremde war inzwischen oben angelangt. Nein, wie ein Hydraulikus oder ein Verschönerungscommissär sah er nicht aus, eher wie ein reisender Maler. Zu diesem Charakter paßte der schwarze Sammtrock, der dunkle, kraus und wild wuchernde Bart um Kinn und Wange, das lange, straff herabhängende, blauschwarze Haar, endlich auch das tiefliegende Auge und die bleiche Wange. Seine Chaussure war allerdings mehr hydraulisch als malerisch; ungeheure Wasserstiefel reichten bis an die Knie heran. In der Hand hielt er einen Alpenstock, wie er in jenen Gegenden bei Jägern und Hirten gewöhnlich ist.

Der Fremde näherte sich unbefangen und geraden Wegs Lianen, faßte an den Gebirgshut und überreichte

ihr ein aus Haaren geflochtenes Armband mit goldenem Schloßchen, indem er höflich sagte: „C'est sans doute Mademoiselle, qui vient de perdre ce bracelet?“ Diane sagte bestürzt nach ihrer Hand und blickte dann auf den kleinen, an sich werthlosen Schmuck, den ihr der Fremde darreichte. Sie wußte sich kaum zu der Antwort zu fassen: „Oui, Monsieur, c'est bien moi, Il paraît, que je l'ai perdu . . .“ — „Là-haut, au bord du rocher, où je l'ai trouvé en montant.“ — Während Diane stumm und zitternd nach dem Armbande griff, entfernte sich der ehrliche Finder schon wieder mit einem kühlen Gruße. Der Vater mußte ihm den Dank nachrufen, welchen Diane durchaus vergessen zu haben schien. Er wandte sich noch einmal grüßend um und war bald in der Tiefe der Schlucht verschwunden.

So natürlich und bedeutungslos dies kleine Begegniß an sich erscheinen mag, verfehlte es doch nicht, auf Dianens Gemüth einen plötzlichen Eindruck zu machen. Nach Abenteuern begierig, suchte sie in allem, was von dem gewöhnlichen Gehen und Kommen des Tages abwich, mehr, als ein unbefangener Blick darin fand. Noch lange stand sie in Gedanken verloren, die Hand auf das wieder angelegte Armband gedrückt und schaute auf die Stelle, wo der schwarze Sammtrock sich im grünen Walde verloren hatte. Das Armband war ihr werth und theuer; Beweis genug, daß sie es trotz ihrer „Verkleidung“ behalten hatte. Es war das erste Weihnachtsgeschenk ihrer seligen Mutter, deren Haar es enthielt. Der Mann, welcher ihr dessen Besiß rettete, wurde für sie dadurch allein von Bedeutung. Zudem seine Erscheinung, sein



Auftreten, der Wasserfall, der Fels, der Wald, der blaue Himmel droben, die tiefe Stille und Einsamkeit ringsum, nur unterbrochen durch das Rauschen des Wassers und heimliches Säuseln in den Baumwipfeln: — sie senkte wie betäubt den Kopf, und in ihrem Herzen schlug leise, aber vernehmlich eine Stunde, die anders war, als alle übrigen.

„Wer mag der Herr gewesen sein?“ fragte sie nach einem geraumen Schweigen den Vater.

„Ein fahrender Student, ein Malerlehrling, ein Genie auf Reisen.“

„Du sprichst das so verächtlich, Vater, und doch sind wir ihm zu Dank verpflichtet.“

„Den Du mir auszusprechen überließe.“

„So überrascht war ich.“

„Durch eine ganz einfache Begegnung, einen Zufall?“

„Es giebt keinen Zufall . . . Er sah eigenthümlich aus.“

„Sage abenteuerlich.“

„Wenn ein Mann keinen Barbier hat und einen andern Schneider wie Ihr, heißt er Euch gleich ein Abenteuerer.“

„Ich fand ihn zudem unhöflich.“

„Wie so das?“

„Ein wohlherzogener Mensch läuft nicht so davon wie ein Buschflepper; auch spricht man wohl: j'ai eu l'honneur oder le bonheur de retrouver . . . nicht so simpel weg: j'ai retrouvé.“

„Phrasen, Vater, Phrasen, aus Meidingers Gesprächen. Gottlob, daß er sie wegließ.“

Der Fremde stieg um zehn Grad in Lianens verborgener Theilnahme, während ihn der Papa um fünf herabzudrücken versuchte. (— Zur Beachtung für die Herren Eltern! —) Und wenn Liane auf dem Rückweg über ihn nicht weiter sprach, so war das ein Beweis, wie sehr ihre Gedanken mit ihm beschäftigt waren.

Herr von Seligstein fand die Forelle und den Milchrahmstrudel seiner harrend und erwies ihnen die Ehre eines gnädigen Empfangs, während Liane zerstreut über ihren Teller wegblickte, hinaus in den See. Je näher es auf den Abend ging, je mehr verfinsterte sich sein tiefblauer Spiegel. Drohende Wolken hingen von den Zacken und Kanten der ihn umschließenden Felsen und durch die Bäume rieselte der seltsame, alle Blätter nach oben kehrende Fieberschauer, der wohlbekannte Bote eines Gewitters. Ein solches zog sich wirklich zusammen mit der in diesen Bergen gewöhnlichen Gile. Die ersten Schläge, furchtbar wiederhallend in den Klippen ringsum, überraschten Seligsteins noch auf dem See, in einem jener kleinen, ungeschickten Rachen, wie sie dort zu Spazierfahrten benützt werden. Sie hatten den Wagen vorausgeschickt und wußten ihn erst am andern Ende des See's wartend, in einer noch ziemlich ansehnlichen Entfernung. Schon fielen einzelne schwere Tropfen, und die stille Oberfläche des schönen Wassers fürchte sich wie eine menschliche Stirne im Zorn, in der Angst. Der Schiffer rieth, am Lande die ersten Ausbrüche des Unwetters abzuwarten, das, versicherte er, heftig werden würde. Dem See sei ohnehin nicht zu trauen; so unschuldig er aussehe, habe er seine Tücken, und das Boot wäre gegen

die Welle schwer zu regieren. Es war nichts anders zu thun, als seinem Rathe zu folgen. Man ging an's Land, wo ein paar niedere Holzschuppen, leicht gedeckt, wenigstens nothdürftigen Schutz verhießen.

Liane trat zuerst hinein, und mit einem kleinen Ausruf der Ueberraschung zurück. „Vater,“ flüsterte sie dem Nacheilenden zu, „da ist er wieder.“

„Wer denn?“

Liane machte ein ungeduldiges Gesicht. Der Sammtrock trat aus der Hütte und grüßte.

6.

„Sie wohnen doch nicht hier, mein Herr?“ fragte Herr von Seligstein mit vornehmem Lächeln.

„Nein, mein Herr.“

„Also naß geworden, wie wir, und verschlagen vom Sturm? Sie Robinson, ich Freitag!“

„Nicht naß geworden, nur naß gemacht.“

„Wie so?“

„Ich habe im See gebadet.“

„Das hätte dem Herrn auch schlecht bekommen können,“ so schaltete der Schiffer ein, „das Wasser ist ja eiskalt.“

„Desto besser, mir war glühend heiß.“

Liane hatte sich in die Hütte auf einen Haufen Stämme gesetzt und blickte hinaus in den strömenden Regen. Ihr Vater stand neben ihr; der Fremde, dessen schwarzes Haar noch ganz feucht war und glatt bis fast

auf die Schultern herabhing, hielt sich an der Thüre. Draußen pfiff der Wind über den See, und die Tropfen plätscherten auf das Schindeldach.

Man sprach vom Wetter, vom See, vom Gebirge. Der Sammtrock drückte sich gewählt aus, mit einem Anflug von Poesie sogar; er redete das Deutsche so, daß man sah, es war seine Muttersprache, nur ließ auch nicht die mindeste Spur von einer Mundart auf seine Heimat schließen. Giane mischte sich wider ihre Gewohnheit nicht viel in das Gespräch; einmal bloß, als der Fremde meinte, der See sei am schönsten im Mondenschein, ganz still, wo er zwischen den dunklen Felsen schliefe wie ein Kind in der Wiege, das den Himmel am reinsten abspiegele, nur darauf meinte Giane, mit dem Arm hinausweisend:

„Ich lieb' ihn mehr so; ein Bild des Kampfes, der entfesselten Kraft.“

„Der Kampf selbst ist nie schön, mein Fräulein.“

„Aber groß.“

„Es giebt nichts Größeres als die Ruhe.“

„Haben Sie das Meer gesehen?“

„Welches?“

„Nun, das Meer überhaupt.“

„Ich kenne alle Meere.“

„Wohlan, finden Sie einen Sturm nicht furchtbarerhaben, nicht groß?“

„Minder als Meeresstille.“

Giane schwieg. Der Vater beugte sich zu ihrem Ohr herab: „Du, nimm Dich in Acht, Gianchen. Der hat alle Meere gesehen; entweder er flunkert, oder es ist der

etwige Jude, frei nach Eugen Sue in's Jischl'sche übersetzt.“  
Liane zuckte die Achseln.

Nache an zwei Stunden hatten die Schiffbrüchigen in ihrem engen Hafen mit einander zugebracht, mehr stumm als redend, bis das Wetter nachließ. Ein prächtiger Regenbogen spannte sich aus, und der See mit seinen Ufern glänzte in der unnennbaren Frische und Reinheit aller Farben, welche der Abend immer giebt, aber niemals in so klaren Tönen als nach einem Gewitter. Der Schiffer machte seinen Rachen wieder los, und Herr von Seligstein band sein baumwollenes Sacktuch um den alten Filzhut, um ihn vor dem feinen, noch anhaltenden Regen zu schützen. Man glaubt nicht, wie tief sich die Millionäre, sind sie einmal drin, in den Charakter eines armen Mannes finden oder verlieren.

Herr von Seligstein hatte die Höflichkeit, dem Fremdling, falls er ebenfalls nach Jischl zurückzukehren beabsichtige, seine Flotte und seine Equipage zur Disposition zu stellen. Liane fand dies Anerbieten übertrieben artig und schalt den Papa im Innern aus, obgleich sie ihm gern dafür um den Hals gefallen wäre. Der Sammtrock nahm an, und zwar ohne alle Complimente. „*Hm, der ist sans façon,*“ murmelte Seligstein, als er Lianen in das Boot half. Sie fand das ebenfalls, allein ihr gefiel es.

Während der Ueberfahrt wurden noch allerlei Reden gewechselt, über Jischl, die Gesellschaft, das Bad, ohne daß man sich deswegen persönlich näher rückte. Herr von Seligstein fiel darin aus der Rolle, daß er nicht unumwunden seinem Gast das Messer an die Kehle setzte und ihn fein kleinbürgerlich fragte: „Hören Sie, mein guter

Freund, Sie fahren mit mir; dafür sagen Sie mir aber auch gefälligst, wie Sie heißen, wo Sie her sind, was Sie in Nöhl machen, warum Sie einen Sammtrock tragen, wie viel Sie jährliche Einkünfte oder Besoldung genießen, was Ihre werthe Familie treibt," und dergleichen merkwürdige Dinge mehr. So hätte Herr von Seligstein im Charakter seines blauen Ueberrockes fragen müssen; allein hier spielte er den Weltmann, den Badegast comme il faut, er schwieg. So that Liane, so der Sammtrock.

Erst spät Abends, als der Wagen in Nöhl angekommen war und der Fremde hat, in der Nähe des Curhauses absteigen zu dürfen, weil er da herum wohne, kam es zu einer diplomatischen Vorstellung im Mondenscheine. Der Sammtrock, welcher neben dem Kutscher gesessen, den Rücken Lianen und ihrem Vater zugewendet, sagte, als der Fuhrmann die Pferde anhielt, mit artiger Wendung sich umdrehend:

„Ich darf wohl ohne Unbescheidenheit fragen, wem ich für die angenehme Heimfahrt verbunden bin?“

„Mein Name ist Müller, Heinrich Müller aus Potsdam, Rentier. Das ist meine einzige Tochter Juliane. Wenn wir dagegen . . .“

Liane stieß den Papa sanft an. Er fuhr aber fort:

„Wenn wir dagegen auch um die Adresse desjenigen bitten dürfen, welcher uns ein Andenken an meine selige Frau, ein Familienkleinod, gerettet hat?“

„Daniel Stern.“

Eine tiefe Verbeugung und er ging davon.

„Daniel Stern," so wiederholte Papa Seligstein, „Daniel Stern, nix hinten, nix vorne. Nicht

woher, nicht was. Scheint mir kein Daniel in der Löwengrube, kein großer Prophet, auch kein Fixstern, sondern nur ein Wandelstern zu sein. Dianchen, he! was meinst Du?"

„Ich weiß nicht, Vater.“

„Du, Kutscher, hat er Dir ein Trinkgeld gegeben, der fremde Herr?"

„Mit a Fünferl, Eu'r Gnaden.“

„Das ist entweder sehr vornehm, Herr Daniel Stern, oder sehr . . . sehr . . . Was meinst Du, Dianchen?"

„Ich meine gar nichts, Vater.“

„Ja so!"

O Diane, o Juliane, o Julie, noch ohne Romeo! Hättest du doch das Gesicht des alten Capulet gesehen, wie er so selbstvergnügt in seinen drei Wochen alten Bart lächelte; dies Lächeln lautete in der Schlegel'schen Uebersetzung:

— Mein Herz ist mächtig leicht,  
Seit dieß verkehrte Mädchen sich besonnen.

---

7.

Liane schlich am anderen Morgen in eine Buchhandlung und kaufte, nach einigem Suchen, unter vielem Erröthen, eine — Babeliste. Was sie damit gethan, als sie daheim, in ihrem Kämmerlein, sich eingeriegelt, weiß jede Leserin von Geschmack und Urtheil; sie blätterte lang, hastig, und fand endlich (und erschrak, als sie ihn fand) den Namen: Herr Stern, Portraitmaler aus Paris, wohnhaft in einer der bescheidensten Behausungen des österreichischen Mode-Bades.

Selbiger Herr Stern hatte die Bekanntschaft mit Herrn und Mamsell Müller gelegentlich, aber freilich auf Anknüpfung des Erstern, fortgesetzt, sie auf Promenaden getroffen, im Curhaus gesprochen, an der Quelle gegrüßt. Je mehr das Häuflein der Badegäste vor dem herbeiziehenden Herbst zusammenmolz, um so näher rückte der kleine Rest an einander. Stern und Müllers wurden allmählich befreundet, natürlich immer im Style des Badeortes; sie speisten zusammen in der und jener Restauration, lustwandelten einmal ein Stündlein unter den Uebrigen, begegneten sich hie und da, und immer häufiger wieder. Es mußte auffallen, daß die Tochter,



hätte abgeben sollen, eigentlich immer mehr im Hintergrund blieb, während der Papa mit dem Fremden auf dem Billard und im Kaffeehaus angelegentliche Freundschaft schloß. Endlich kam es sogar zu gegenseitigen Besuchen. Herr von Seligstein kehrte ganz entzückt aus dem Atelier des jungen Künstlers zurück, seiner Versicherung nach hatte Diane nie so etwas von einer Ähnlichkeit gesehen. „Ich werd' mich auch malen lassen,“ sagte er, „Stern hat mir's angeboten. Er will mich dunkel auffassen, mit Wolken im Hintergrund, weißt Du.“

„Wie damals am Hallstädter See, Dein Schnupftuch um den Kopf, nicht wahr, Väterchen?“

„Spotte nur; Du mußt auch dran glauben. Er hat schon angespielt. Denk' nur, er will es uns als Souvenir mitgeben, rein umsonst. Der Preis, fürchtet er vielleicht, wird den Herrn Müller aus Potsdam abschrecken.“

„Und was machst Du mit dem Portrait?“

„Ich lass' es lithographiren und verschenk''s an unsere Freunde in Berlin, mit der Unterschrift: ‚Herr Müller aus Potsdam!‘“

„Aufrichtig gestanden, Vater, ich mag Herrn Stern nicht sitzen.“

„Warum nicht?“

„Darum nicht.“

Diane hatte ihren Vater zu sehr an diesen Grund aller Gründe gewöhnt, als daß er nach weiteren forschte. Er schlug ein Schnippchen und ging mit seelenvergnügtem Gesichte davon. Diane sah ihm verwundert nach.

In der That fühlte sie gegen den Maler im Innern jene instinktmäßige Scheu, mit welcher das jungfräuliche

Gemüth, wechselweise angezogen und abgestoßen, seinen Uebertwinder begrüßt. Vom ersten ungewöhnlichen Augenblicke ihrer Begegnung an war ihr Herr Stern bedeutend gewesen. Seine Sitten, durchaus verschieden von denen aller übrigen Männer, machten zunächst Eindruck auf sie. Unter dem vollkommen guten Tone der gebildeten Gesellschaft brachte er eine Ruhe, einen Ernst, ja eine Kälte ihr entgegen, an die Liane bisher nicht gewöhnt war. Niemals kam ein banales Compliment, ein galantes Wort über seine Lippen; aber ebenso wenig eine warme Hulldigung, entsprungen aus dem Bemühen, sich ihr zu nähern. Stern's Auge blickte sie fest und unumwölkt an, sein Lächeln hatte nichts Verbindliches, seine Unterhaltung war nie ein Spiel, immer nur ein tiefer, fast trauriger Ernst. Er war ein Mann von Welt, aber mehr noch ein Mann von Geist, er wußte viel, hatte gelernt, gelesen, gereist, beobachtet, auch gelitten, wenn seine Züge nicht logen, und bildete mit allen diesen Eigenschaften einen lebendigen Gegensatz zu jenen alten Jünglingen der Gesellschaft sowohl, die nur überaus süß und leicht sein können, als zu den noch widerwärtigeren jungen Greisen, die in einem Viertel-Jahrhundert ein ganzes Menschenleben durchgemacht zu haben meinen und scheinen. So beurtheilte ihn wenigstens Liane, und sie mußte sich bebend gestehen: Da ist einmal ein Mann, ein Mann im vollen Sinne des Wortes, auf Deinen Lebensweg getreten. Mit schüchternen Schlägen fügte das erwachende Herz des Mädchens hinzu: Von dem würdest Du Dich finden lassen, wenn er — Dich suchte. Aber, erwiderte der Verstand, er sucht Dich nicht. Und dann:

bei aller Unabhängigkeit, was müßte der Vater von einer solchen Partie denken, was die Welt?

Liane saß doch. Der Vater begleitete sie natürlich; deß ungeachtet aber war sie so gut als tête-à-tête mit dem Maler. Es liegt etwas unendlich Exclusives in diesen Sitzungen, und deswegen für beide Theile eine große Gefahr. Kein Tanz, kein Pfänderspiel alten Styles, keine neumodige Lektüre mit vertheilten Rollen nähert so gewaltig, als das unscheinbare Rendezvous, welches sich Maler und Modell geben. Das stete Beegnen und Wandern der Blicke, das Studium der Seele in den Zügen und der Züge in der Seele, der anhaltende Verkehr der ganzen Persönlichkeit mit einer andern, gegenüberstehenden, gleichsam auf Treu und Glauben überlieferten: alle diese zarten Wechselverhältnisse werden gar leicht von der stummen Leinwand bedenklich übertragen in das stumme Herz. Doch fand Liane in Stern's sichtlich Ruhe eine leidliche Bürgschaft für ihre eigene Unbefangtheit. Wie oft hatte sie in derselben Art berühmten Künstlern aus Berlin, München, Dresden gegenüber gesessen, und wie viele schöne Redensarten waren gleichsam als Hintergrund oder Firniß auf die zahllosen Portraits getragen worden, die von ihr existirten, in Del, in Miniatur, in Kreide, über des Vaters Schreibtisch, auf seiner Tabatière, im Armband einer Freundin! Herr Stieler, der sie gelegentlich ihrer Confirmation gemalt, mit dem Gesangbuch in der Hand, hatte den frommen schwärmerischen Blick ihrer Augen enthusiastisch gepriesen, Herr Krüger ihre schöne Gestalt, ihre feine Hand, ihr prächtiges Haar, Herr Sohn den rafaclischen Schnitt

ihres Profils und ihre venetianische Carnation. Herr Stern hatte kein Wort für alle diese Wunder der Schönheit, und wenn er ihr bittend zurief: „Ein wenig links, mein Fräulein,“ oder: „Die Augen etwas mehr auf mich, Fräulein Müller,“ so klang auch nicht die leiseste Bewegung aus dem Tone seiner Stimme, so daß Liane ärgerlich bei sich selbst ausrief: „Er malt wie ein Handwerker, nicht wie ein Künstler!“

Schon bei der dritten Sitzung hielt sie mit diesem heimlichen Verdruß nicht länger an sich. Da er den kleinen Kampf nicht eröffnete, wollte sie ihm scharmuzierend, herausfordernd entgegenkommen.

„Wie sind Sie mit Ihrer Arbeit zufrieden, Herr Stern?“ fragte sie.

„Leidlich, mein Fräulein. Die Aehnlichkeit wird bald da sein.“

„Und noch haben Sie mir kein freundliches Wort gesagt, daß ich so artig sitze.“

„Daß Sie so schön sitzen, meinen Sie wohl?“

„Pfui, Herr Stern!“

„Sie haben das oft genug gehört, denk' ich, und Ihr Spiegel sagt es ihnen täglich.“

„Halten Sie mich für eitel?“

„Ich wollte, ich hielte Sie für stolz.“

„Ich kann es sein.“

„Nicht doch.“

„Ihre Kunstgenossen sind nicht Schuld, wenn ich es nicht bin.“

„Sie haben also schon öfters gefessen?“

Herr von Seligstein hustete, um an das bedrohte Incognito zu erinnern.

„Zweimal; ganz jungen Anfängern, welche noch keine Beschäftigung hatten.“

„Und einstweilen damit anfangen, Ihnen Schmeicheleien zu sagen.“

„Nun, und wenn?“

„So hatten sie Unrecht. Unser Griffel, unser Pinsel mag schmeicheln, unsere Lippe nicht.“

„Sie haben sich gewiß in dieser Hinsicht nichts vorzuwerfen?“

„Ich hoffe, nein.“

„Um so eher kann ich Wahrheit von Ihnen erwarten. Wie finden Sie mich?“

„Fräulein Müller!“

„Keine Ausflucht, Herr Stern!“

„Und keine Schmeichelei?“

„Wahrheit, rien que la Wahrheit, toute la Wahrheit!“

„Ich finde Sie noch nicht schön.“

„Danke, Herr Stern!“

„Schon jetzt, Fräulein Müller?“

„Fahren Sie fort!“

„Zur Schönheit gehört Ruhe.“

„Ach, Ihre Theorie vom Hallstätter See?“

„Dieselbe.“

„Ist mein Gesicht ein Gewitter?“

„Nicht ganz. Aber ruhig ist es auch nicht. Es ist noch nicht fertig. Der Geist macht sich seine Form,

überall in der Natur, am deutlichsten im menschlichen Antlitz. Ihr Auge . . .“

„Nun, mein Auge?“

„Pardon, mein Fräulein; Ihr Auge ist unstät, Ihren Zügen fehlt jene innere Harmonie, die wir Maler als Ideal der Schönheit verehren.“

„Sie sind kein Romantiker, Herr Stern, scheint es?“

„Nein, mein Fräulein. In meiner Kunst nicht, und im Leben auch nicht. Mir geht Friede, Ebenmaß, Klarheit über Alles.“

Liane stand etwas heftig auf und trat an's Fenster. Stern, der ruhig sitzen geblieben und nicht einmal den Bleistift abgelegt, — er zeichnete in Kreide — sagte vollkommen unbewegt:

„Sie sehen, wie Recht ich hatte. Sie wollten Wahrheit, die Sie nicht wollen.“

„Warum nicht?“

Liane setzte sich wieder, ebenso heftig, als sie aufgestanden. Stern sah sie scharf, aber kühl an und hob die Sitzung mit den Worten auf: „Ich danke für heute, mein Fräulein.“

„Wie? Sie hören schon auf?“

„Nicht ich, Sie selbst. Ihre Züge sind bewegt, ich kann sie nicht mehr fassen.“

„Infam!“ rief sie aus und stampfte mit dem Fuße. Stern verbeugte sich und — zerriß seine Zeichnung. Herr von Seligstein, um jeden weiteren Ausbruch von Zorn und Zank zu vermeiden, führte seine Tochter mit einigen begütigenden Worten hinaus, während ihnen Herr

Stern, als wäre nichts geschehen, höflich und ruhig das Geleit zur Thüre gab.

Liane faßte ihres Vaters Arm und ging mit ihm einige Male in der Allee auf und nieder. Sie hatte Mühe, Thränen zu unterdrücken; ihre Röthe, ihr rascher Gang verrieth hinlänglich den Sturm, welcher in ihrem Innern tobte. Der Vater ließ, flug und berechnend wie immer, die ersten Wolken vorüber gehen und sprach dann zu ihr:

„Du hast Recht, Lianchen, solch' ein kalter, unartiger Mensch ist mir in meinem Leben nicht vorgekommen.“

„Daß wir ihn nie wiedersehen; hörst Du, Vater, nie!?“

„Nie, mein Kind!“

„Kein Wort mehr zwischen uns, keines!“

„Keine Sylbe!“

„Mir meine Unruhe in's Gesicht vorzutwerfen!“

„Und dieses Gesicht nicht einmal schön zu finden!“

„Insam!“

„So hast Du's ihm gesagt, und es war Recht. Würst Du ein Mann, Ihr müßtet Euch schießen.“

„Daß er sich nichts aus mir macht, weiß ich.“

„Aber machen wir uns denn was aus ihm? Nicht so viel, Herr Stern, daß Sie's wissen!“

„Vielleicht war ich zuerst heftig.“

„Welches Mädchen wäre es nicht, wenn ihr ein Maler sagt: Ich finde Sie nicht schön, mein Fräulein!“

„Ach, das war es nicht, Vater! mir ist's gleich, ob er mich schön findet oder häßlich.“

„Ja, nach Deiner Theorie müßtest Du freilich eher wünschen, daß er Dich häßlich fände.“

„Wie so?“

„Nun, weil Du dann doch sicher wärest, nicht um Deiner Schönheit willen von ihm gemalt zu werden, oder aufgesucht, oder gar . . .“

„Ich bitte um Gotteswillen, lasse mich in Ruhe mit Deinen Folgerungen aus meinen Theorien. Ich sehe Herrn Stern nicht mehr, und damit Punktum.“

„Wir haben uns nie gesehen. Gedankenstrich. Er ist uns wildfremd: ein Europäer, ein Insulaner, ein Mondinquiline. Amen!“

8.

Gesagt, gethan. Sie sahen sich nicht mehr. War Herr Stern noch in Zähl oder nicht? Diane hoffte beinahe („obwohl es ihr ganz gleichgiltig war“), er sei aus Born abgereist. Sie hätte was darum gegeben, ihn im Postwagen sitzen zu sehen. Aber nein, nachdem sie, um ihm nicht zu begegnen, acht Tage lang alle öffentlichen Orte vermieden, traf sie ihn am neunten an der Sophien-Quelle. Er war mit einigen Damen und grüßte Diane und den Vater ganz artig. Diane bekam auf einmal Kopfweh und eilte nach Haus. Sie schloß sich in ihr Zimmer ein und — weinte. Sie weinte so schmerzlich, so laut, daß sie der Vater hören mußte und besorgt durch das Schlüsselloch flüsterte: „Diane, Dein Vater will



mit Dir weinen!“ Sie öffnete die Thür und warf sich mit krampfhaftem Schluchzen an seine Brust.

Am nächsten Morgen sprach Herr von Seligstein Herrn Stern zuerst an. Den Tag darauf erschien auch Diane wieder, und Herr Stern trat ihr mit einer theilnehmenden Frage nach ihrem Befinden entgegen. Welche eifige Kälte schauerte aus den wenigen Worten das erglühende Mädchen wiederum an! Sie antwortete mit einer Stimme, die sie vergeblich fest zu machen suchte: „Ich danke, Herr Stern. Die Luft bekommt mir hier nicht recht mehr, deshalb blieb ich einige Tage im Zimmer. Wir gedenken bald abzureisen, der Vater und ich.“ Hatte sie von dieser Botschaft einen gewissen Eindruck auf Stern erwartet, so wurde sie schmerzlichst getäuscht, indem er erwiderte: „Da thun Sie Recht; die Saison ist ohnehin beinahe vorüber, und wenn einmal der September da ist, soll man alle Bäder meiden.“

„Sie werden noch länger verweilen, scheint es?“

„Ich habe noch einen Ausflug nach dem Dachstein vor.“

„Mit jenen Damen vielleicht, welche sie neulich in der Allee des Brunnens geleiteten?“

„Ohne sie, mein Fräulein.“

„Ist der Dachstein weit von hier?“

„Die Partie nimmt zwei Tage in Anspruch.“

„Lohnend?“

„Vielleicht; gewiß schwierig.“

Diane und ihr Vater betheiligten sich auf schickliche Weise daran; sie hatten noch keine Gletscher gesehen. Mühsam und anstrengend ist der Weg, und für Damen

das höchste Ziel desselben kaum zu erreichen. Liane wagte sich mit einem Muth, welcher den besorgten Vater erschreckte, bis in das „ewige Eis“, während Herr von Seligstein nur langsam zu folgen vermochte. Mit seiner eigenen Person zur Genüge beschäftigt, mußte er ihrem Begleiter die Aufgabe überlassen, die feste Steigerin zu schützen und zu stützen. Herr Stern übte sein Amt mit wachsender Sorgfalt und ruhiger Unbefangenheit; seine Hand zitterte nicht, sein Herz schlug in dem gleichen, gemessenen Pulse fort, wenn Liane sich schwindelnd an ihn lehnte und mit leisem Beben seinen Arm ergriff.

Das Kind der Ebene und des Sandes war vom nahen Anblick des Hochgebirges mächtig ergriffen. Sie wies mit einer stillen Trauer in Blick und Ton auf die starre, kalte Ruhe, die riesenhafte Formengröße der gebietenden Natur hin. Stern erzählte von seinen Reisen. Er hatte auf den ausgebrannten Vulkanen Amerika's gestanden und unter den Gletschern der Schweiz; ihm war, sagte er, die verkohlte Dede, die hohle Zerrissenheit der ersten noch weit trauriger vorgekommen, als die unbewegliche Versteinerung, der ewige Winter der letzten. Ihr Anblick erfrischt doch, während ein trockener Vulkan unser Herz selbst einzuäschern scheint. „Es ist,“ so fügte er ungemein ernst hinzu, „in diesem Gegensatz eine bedeutungsvolle Lehre für den Mikrokosmos der menschlichen Welt gelegen. Ein ausgebrannter Vulkan ist wie ein blasirter Mann, ein an der modernen Krankheitsform der Ueberfättigung, des Ueberreizes leidendes Weib. Was helfen die wenigen brillanten Feuertwerke ihres Geistes, die Aus-

brüche einer plötzlichen Leidenschaftlichkeit, wenn ihr inneres Leben verbrannt ist und unterwühlt?“

„Und was hilft,“ entgegnete Diane, „das ewige Eis des Gletschers, welches keine Sonne zu schmelzen vermag?“

„Es rieselt im Schaum der Bäche in's Thal und giebt den Wiesen am Fuße jenes unnachahmliche Grün, das nur die Landschaft im Hochgebirge kennt. Ein Gletscher ist ein großer Wille, ein starrer Charakter; er biegt sich nicht, er schmilzt nicht, wie Sie sagen, allein er hält zusammen, er befruchtet, er frischet auf. Ein Vulkan zerstört nur, erst sein eigenes Innere, dann alle fremde Umgebung.“

„Ist denn wirklich, was Sie Geist nennen, nur Vulkan?“

„Was ich so nenne, o nein, mein Fräulein; was die Welt, — gewiß! Geist! Es ist ein wohlfeiles Wort, die Conventionsmünze unserer Gesellschaft bezeichnend. Einige Phrasen, zu rechter Zeit hingeworfen, ein paar Vergleiche, gut oder übel angewandt, ein gewagtes, auf Schrauben gestelltes Urtheil, ein verschmähbarer Hochmuth gegen das „Gewöhnliche“ und was man so zu nennen beliebt: aus diesen Ingredienzien braut die Welt ihren „Geist“. Lectüre und Gewandtheit im Ausdruck, Fertigkeit in der Sitte giebt das Recht, abzusprechen, prätentiv zu sein, sich zu überheben, Gott und die Welt zu schulmeistern.“

„Sie malen in's Schwarze.“

„Das ist meine Specialität.“

„Sie machen also für Ihre Freunde, für . . . für

Ihren Umgang, Ihre . . . Familie keinen Anspruch auf Geist?"

„Ich rede nicht von mir im Besondern, mein Satz war ein allgemeiner.“

„Der keine Probe auf Sie selbst zu ertragen scheint?"

„Noch hab' ich nicht versucht, sie zu machen.“

„Und wenn?"

„So würde ich immer, mein' ich, auf meinem Sinne beharren: Nur nicht geistreich, wohl zu verstehen, im Style der neuen Zeit.“

„Was aber verlangen Sie als Ersatz?"

„Lächeln Sie, wenn ich mit einem abgebrauchten, in den vornehmen Bann gethanen Worte entgegne: Herz. Ja, Herz und Natur. Sie allein geben den unerklärbaren Zauber der Weiblichkeit. Zehn geistreiche Frauen wiegen Ein gutes Weib nicht auf.“

„Sie predigen sociale Kezerei, Herr Stern.“

„Ich weiß, mein Fräulein. Ich weiß, welchen fatalen Beigeschmack auf der scharfen Zunge der Mode das Wort „Gut“ angenommen hat. Eine gute Frau, das heißt in dem Jargon der Salons: Ein dummes Gänzchen. Ein natürliches Mädchen findet die Welt nur genießbar, wenn es mit einer pikanten Sauce als „Einfalt vom Lande“ auf einem Hoftheater vorgefetzt wird.“

„Also, das Gemüth über Alles, ist der Text zu Ihrer Bergpredigt?"

„Gemüth, Natur, Güte, Einfalt, nennen Sie es, wie Sie wollen; ich sage Ihnen mit Faust: Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nie begreifen!"

„Und nur kein Geist?“

„Nur kein Geist, um Gotteswillen kein Geist!“

Während dieser Unterhaltung war Herr von Seligstein keuchend nachgekommen. Die letzten Worte hatte er noch gehört und sprach daran anknüpfend:

„Wie? Ich glaube gar, Sie beschwören den Berggeist, den Alpenkönig und Menschenfeind, Herr Zauberer?“

„Ich beschwöre ihn, nicht zu erscheinen.“

„Mir scheint, Sie haben mit meiner Tochter wieder Streit gehabt, Herr Stern; Liane sieht ganz verdrießlich drein.“

„Eine bloße ästhetische Controverse. Fräulein Liane wollte hier den „Manfred“ von Lord Byron in Scene gesetzt sehen.“

„Und Sie statt dessen?“

„Gallers Lehrgedicht über die Alpen vielleicht?“ So warf Liane mit etwas boshaftem Lächeln ein.

„Nicht doch, mein Fräulein. Ich bleibe bei meinem Schiller stehen, über welchen ich Gottlob noch nicht hinaus bin, wie die neue Phrase heißt. Ich denke hier an Wilhelm Tell.“

„Mit dem Motto: Auf den Bergen ist Freiheit?!“

„Ei was,“ schloß der alte Herr, „Ihr seid mir viel zu pikant, zu pikirt am Ende gar. Ich halte mich an die Materie. Darin stimme ich mit Stern überein: Nur kein Geist! Ausgenommen Einen. Heda, Führer, ehrlicher Sohn des Gebirges! Gieb den Kirschgeist aus Deiner Flasche los, ehe Du ihn ganz und gar in Deinem

stattlichen Kropfe geborgen hast! Nur kein Geist; aber es lebe der Kirschgeist!"

9.

Bierzehn Tage seit der Partie auf den Dachstein sind vergangen. Der September neigt sich zu Ende, mit ihm die gute Jahreszeit, welche für Ischl eigentlich längst dahin war. Liane und Stern haben sich inzwischen wieder gesehen und wieder gemieden. Seligstein, als ruhiger Beobachter, mußte es längst erkannt haben, daß im verborgenen Mittelpunkte ihrer einander bald berührenden, bald vermeidenden Bahnen die Sonne der Liebe stand, die große, welche die Seele der Welt ist. Auch Liane war sich dessen tief bewußt geworden, aber Stern's Schweigen schloß auch ihr den Mund, und nicht einmal der Vater empfing ihr Geständniß. Ihr selbst wurde dieser peinlich-süße Zustand so unerträglich, daß sie, ihre treulos gewordene Kraft und Klarheit gewaltsam zusammenraffend, erklärte: Wir reisen.

Die kleinen Koffer sind in einer Stunde gepackt. Auf dem Boden zerstreut liegen abgerissene Papierschnitzel, Band-Enden, Stecknadeln, auf den Tischen Rechnungen, Schlüssel, Handschuhe, unter dem Ofen der alte Reisesack und des Vaters unvermeidliches Sitzkissen. Es ist spät am Tag, oder früh am Abend. Der Herr Müller ordnet drunten mit seiner alten schwerhörigen Hausfrau seine Rückstände, während Liane, auf ihrem Kasten am Boden sitzend, beide Hände an die Stirn gedrückt, allein im

Zimmer geblieben ist. Kein Licht erhellt den engen Raum; aber mit voller, milder, silberner Klarheit strömt der Mond, zwischen den Hörnern eines Bergrückens wie in einer Wiege schwebend, seine tröstlichen Strahlen über das schweigsame Gemach.

Ein leises Pochen an der Thüre. Viane hört nicht. Die Thüre öffnet sich; Stern blickt herein und will, da er Niemanden bemerkt, zurücktreten. Da springt Viane auf. Er zögert auf der Schwelle, die Klinke in der Hand.

„Verzeihung, Fräulein!“

„Guten Abend.“

„Herr Müller hieß mich heraufgehen, er werde gleich nachkommen. Ich habe gestört.“

„Worin, Herr Stern?“

„Mein Fräulein!“

Es klang im Ton der beiden Redenden ein Zwang, eine Bewegung, die jedem einzelnen nur bei sich, nicht bei dem andern auffiel. Viane fühlte sich so verwirrt, daß sie nicht einmal nach dem Feuerzeug griff, das auf dem Nachttischlein lag. Bei gewaltigen Erschütterungen der Seele vergißt selbst das fittsamste Mädchen, und gerade dieses am leichtesten, was der Anstand will, und niemals ist die Stimmung weicher, als bei dem bevorstehenden Abschied von Menschen, die einander nahe gekommen sind. Viane hatte sich erhoben und lehnte an ihrer Bettstelle, den Kopf wieder, wie instinctmäßig, in der Hand geborgen; „man“ durfte ihre gerötheten und geschwollenen Augen nicht sehen. Stern stand am Fenster und drehte ihr discret den Rücken zu.

„Sie reisen also morgen?“

„Früh acht Uhr, mit dem Stellwagen nach Salzburg.“

„Sie . . . Sie werden schönes Wetter haben.“

„Ich hoffe, Herr Stern.“

„Sie werden auch sehr schöne Gegenden sehen.“

„So sagt man uns.“

„Sie kennen Salzburg noch nicht?“

„Noch nicht.“

„Hat Ihnen Jtschl genug gefallen, daß wir die Aussicht haben, Sie im nächsten Jahre wiederzusehen?“

„Wie, Herr Stern, zu guter Letzt noch schöne Redensarten?“

Wiederum tiefe Stille.

Plötzlich drehte sich Stern um, warf seinen Hut weg und faßte rasch und heftig Dianens Linke, sie von ihrer Wange herabziehend. Diane wandte sich um, ihr Gesicht von ihm wegzukehren, allein er sah im Fluge, wie blaß es war, und, deutlich im Mondlichte, flossen zwei schwere Thränen aus ihren Augen. „Diane!“ rief er überwältigt aus, und sie sank weinend und gebrochen in seine Arme.

Das lange Gespräch, welches sie, Hand in Hand am Fenster stehend, hielten, wollen wir nicht belauschen. Herr von Seligstein, der inzwischen, mit seiner Lampe in der Hand, heraufgekommen war, hatte die Thüre, welche sein Zimmer mit dem der Tochter verband, leise geöffnet und ging, ohne zu stören, geräuschlos in seinem Gemach auf und nieder, zuweilen, mit einem Blicke auf die Gruppe, sich überaus vergnügt und mit pffiffigem Lächeln die Hände reibend. Herr von Seligstein ist ein



beneidenstwerthes, zur Nachahmung nicht genug zu empfehlendes Muster von cher papa; nicht wahr?

Es dauerte eine geraume Weile, bis Stern und Liane, immer noch mit verschlungenen Händen, auf der Schwelle der Thüre erschienen und langsam vor den Vater traten. „Ich bringe Ihnen,“ so begann Herr Stern mit schwerem Ernst, beinahe feierlich, „ich bringe Ihnen, mein theurer Freund, eine verirrte Tochter zurück.“

Liane beugte sich still auf des Vaters Hand und küßte sie. Ihr Begleiter fuhr fort:

„Liane hat sich, hat Sie wiedergefunden. Ihr Mißtrauen, ihre Verstimmung gegen die Welt, ihre zu hoch gespannten Ansprüche, ihren Wahn und ihren Irrthum schwört sie in des Vaters Rechte ab. Ihr Herz ist wieder frei, kindlich bewegt und einfach; ein edles Herz, das nur die Welt an sich und Andern irre machen konnte, eine echte Perle. Gottes Segen auf dieses Herz!“

Nach diesen Worten schloß Stern das bebende Mädchen fest in seine Arme, hauchte einen Kuß auf ihre Stirn, schüttelte dem Vater die Hand und eilte mit einem unter Thränen erstickten Lebewohl hinaus.

„Was ist das?“ rief Seligstein überrascht, im Begriffe, ihm nachzueilen, seine Tochter sprachlos anstarrend.

„Er geht, Vater!“

„Und wir halten ihn nicht?“

„Wir lassen ihn ziehen.“

„Aber so erkläre mir doch!“

„Alles, mein theurer Vater.“

Liane sprach tiefbewegt und dennoch ruhig:

„Er ist ein seltener Mensch, und sein Wille geschehe.

Mein Herz gehört ihm, wie er mir das seinige heute auf ewig gegeben. In der kurzen Zeit, daß wir uns kennen, hat er mein ganzes Leben vom Grund aus umgestaltet, neugeschaffen, eigentlich mir erst gegeben. Seine feste Hand zeigte mir, an welchem Abgrund ich ging. Meine Eitelkeit heilte er hart, es ist wahr, aber er heilte sie. Meine Unruhe, mein Mißtrauen, die Unzufriedenheit mit der Welt, wie sie ist: alle diese bösen Schatten hat er mit seinem Geiste, seiner Kraft, seiner Liebe beschworen. Als er das Geständniß der meinigen auf meiner Lippe zittern sah, sprach er zu mir: Wie nun, wenn ich Ihre Waffen gegen Sie kehren wollte? Wenn ich von Ihnen Reichthum verlangte als Bürgschaft, daß Sie mich wirklich lieben und nicht bloß heirathen möchten, um Frau zu werden, wie Hunderte Ihres Gleichen thun? Wenn ich, wie Sie von Ihren Bewerbern, unmögliche Sicherheiten forderte für die reinen Motive Ihrer Wahl und die unausführbare Probe Ihres alten Lieblingsjages: Keine Liebe, oder keine!?"

„Und da ich beschämt mein Auge niederschlug, fuhr er fort: Sie haben die Welt überwunden, meine Diane, jetzt fordere ich einen zweiten schweren Sieg von Ihnen: Uebertwinden Sie Ihr Herz! Sie lieben mich, aber eine Pflicht steht zwischen uns und trennende Rücksichten. Sie sagen mir selbst, daß Ihr Vater, Ihr guter vortrefflicher Vater, eine Partie für Sie hat. Ihrem Vater sind Sie mehr schuldig als mir, als sich selbst. Sie können nicht, wie Sie gethan, den Mann vertwerfen, den er Ihnen bestimmt, ohne ihn gesehen zu haben.“

„Aber ein Kaufmann,“ wandte ich ein, „ein prosaischer Geschäftsmensch?“

„Wiederum eines Ihrer alten Vorurtheile! Weil in Romanen und Dramen herzlose Banquiers und beschränkte Comptoirmenschen als Typen vorkommen, müssen Sie darum dieselben auch in Wahrheit so finden? Der Kaufmannsstand, richtig aufgefaßt, ist nicht der erste in der Welt, denn es giebt keine Rangordnung unter den Ständen; aber er ist einer der freiesten, größten, schönsten, in welchem der menschlichen Persönlichkeit ein weiter Spielraum geboten ist, sich zu entwickeln, zu nützen, zu schaffen. Gehen Sie nach Wien, sehen Sie Ihren Vetter, lassen Sie ihn als meinen Nebenbuhler um Sie werben, und entscheiden Sie erst dann, wenn Sie uns beide kennen.“

„Es half nichts, daß ich ihm widersprach, daß ich behauptete, meine Wahl sei getroffen, und Du, mein Vater, würdest sie nicht weiter bedingen wollen. Er beharrte darauf, selbst ein Opfer sei ich Dir und dem natürlichen Gange des Lebens schuldig. Ich beichtete ihm volle Wahrheit; auch die Geschichte unserer Verkleidung, unserer abenteuerlichen Reise verschwieg ich ihm nicht länger. Zu meiner tiefsten Beschämung mußte ich erfahren, daß sie ihm vom ersten Tage unserer Begegnung kein Geheimniß geblieben sei. Ich habe mich, bewies er mir, durch tausend Kleinigkeiten alle Augenblicke, schon im ersten durch mein Französisch, verrathen, und mit leichtem Spott zeigte er mir alles Lächerliche, mit warnendem Ernst alles Gefährliche meiner Grille. Dieser Mann kennt mein Herz, daß ich vor ihm erschrocken bin.“

„Von seinen persönlichen Verhältnissen gestand er

wenig oder gar nichts. Er hieß mich getrost zur Erfüllung meiner nächsten Pflicht abreisen und schwur mir, in Wien werden wir uns wiedersehen.“

So erzählte Liane.

Herr von Seligstein hatte mit großer Aufmerksamkeit zugehört, gelächelt, gelacht, kurz dergestalt wunderbarlich sich geberdet, daß, wäre die Tochter nicht so ausschließlich mit sich selbst beschäftigt gewesen, des Vaters sonderbare Theilnahme ihr Angst für seinen charmanten Verstand hätte machen müssen. Der gute Mann tanzte im ganzen Zimmer umher, trat den Interims- oder Incognito-Nachtsack vor Vergnügen mit den Füßen, drückte sein Sitzkissen zärtlich an die Brust und warf sich zuletzt der Länge nach auf das Bett, wie ein Besessener lachend.

„Aber, bester Vater!“

„Laß mich gehen, Kind, ich ersticke. Liebes, gutes, bestes Lianchen, Gott sei Lob und Dank: Der Stern, der im Wasserfall aufgegangen ist, war ein Rettungstern! Nun hört, Gott Lob und Dank! auch die verwünschte Armuth wieder auf; morgen schlaf' ich in Linz im Erzherzog Karl einmal ordentlich, esse christlich nach der Karte und fahre im Pavillon des Dampfschiffes nach Wien. O Gott sei Lob und Dank, und dem Herrn Daniel Stern ein Ditto!“

10.

Am vierzehnten October Nachmittags vier Uhr legte der „Kadeßky“ zu Rußdorf an. Unter den, wie ein

Bienenschwarm aus seiner Zelle, aus dem Schiffe hervorschwärmenden Passagieren befand sich in erster Reihe Herr von Seligstein, seine Tochter am Arm, einen Lohnbedienten, zwei Kammerjungfern und drei Lastträger, das Gefolge des Reichthums, wiederum auf ihrer Ferse. Der blaue Ueberrock war einem grauen Reisepaletot gewichen, wie bei Liane der carrirte Shatol einer eleganten Herbst-Mantille, der alte breite Gebirgs-Strohhat ein moderner Hinterkopfschütchen, die baumwollenen Handschuhe dem feinsten dänischen Leder. Am Arm trug sie das Bracelet, welches Stern am Waldstrubbad gefunden, und daß sie alle Stunde einmal vorsichtig darnach faßte, bewies, wie werth es ihr geblieben oder geworden war, selbst noch unter den glänzenden Nachbarn, welche es inzwischen gewonnen.

Herr von Seligstein, welcher, wie alle alten Herren, die Ueberraschungen liebte, hieß den am Ufer genommenen Fiacre nur gleich zu Herrn von Maßlieb fahren, während die Leute mit den Sachen in das Hotel Wunsch gesendet wurden. Lianen klopfte das Herz gewaltig, als sie durch die Linie, über das Glacis, in's Thor rollte, immer weiter, vom Staub, vom Lärm, vom Glanz, vom Leben der von dieser Seite allerdings einzigen Kaiserstadt umgaukelt. Auf dem hohen Markt vor einem palastähnlichen Hause hielt endlich der Wagen still. Der Portier läutete an.

„Die Herrschaft ist beim Speisen.“

„Macht nichts, mein Junge. Nur melden; (ihm in's Ohr:) Herr und Mamsell Müller aus Fischl.“

Der Junge, der eigentlich ein alter Burche in neuer

Bivré war, zuckte die Achseln und ging brummend die breite steinerne Stiege hinan. Unterdeß verließen die Reisenden den Wagen. Ein Augenblick — —

Und siehe da, die Treppe herunter stürzte, die Serviette im Fluge wegschleudernd — wer?

Herr Daniel Stern.

Lianen schwindelte so, daß sie sich an das vergoldete Geländer halten mußte.

Ja, er war es. Nur, daß Schermesser und Brenneisen, Schneider und Schuhmacher aus dem Portraitmaler einen reichen, eleganten, darum nicht minder schönen Herrn, aus Daniel Stern Daniel von Maßlieb, den Sohn des Hauses, Seligsteins Vetter, gemacht hatten. Das kleine Bärtchen, der gelockte Scheitel stand zu dem blassen, edlen, feinen Gesicht und den dunklen geistvollen Augen vielleicht noch besser als das lange Haar um den wilden Kopf.

So flog er auf Liane, auf ihren Vater zu und riß beide zugleich jubelnd an sein Herz. Liane stampfte, wie damals in dem Atelier zu Ischl, mit dem Fuß auf den Boden und rief, zwischen Weinen und Lachen, zwischen unnennbarer Seligkeit und zorniger Aufwallung schwankend aus:

„Also eine Komödie?“

„Nicht doch, Töchterlein, sagte der Vater mit Freudenthränen im Auge, nur Maske für Maske.“

Daniel aber sprach mit dem weichen, ernstesten Tone seiner Stimme, die Lianen von erster Stunde an bis in's tiefste Herz gedrungen war und immer ihren Wiederhall dort fand:

„Keines von beiden, meine Liane! Nur: Keine Liebe! Ich suchte Dich in Berlin, ohne daß Du mich gekannt. Als ich Dich zum ersten Male gesehen, gehört, war über mein Leben entschieden. Allein von den gewöhnlichen Wegen führte keiner an Dein stolzes Herz, das wußte ich. Darum ging ich meinen eigenen, und wir stehen am schönsten Ziele!“

Arm in Arm, Liane mit süßer Hingebung an ihn geschmiegt, traten sie vor die Eltern, und der erste Champagner-Rork, welcher an den Luster des Speisesaales flog, hatte zum Echo ein freudiges: Hoch dem Brautpaare!

---

Der Schein trügt.





„Der Schein trügt,“ rief der Graf verdrießlich aus, indem er sich aus dem Wagen herausbog und mit der Hand in die Tiefe hinabwies, aus welcher weiße Häuser schmuck emporleuchteten.

„Wie freundlich,“ entgegnete die Gräfin, welche neben ihm saß, „empfängt uns dieser grüne Frieden, diese sichere Stille!“

„Der Schein trügt,“ wiederholte Jener und schüttelte, zurücksinkend in seine Polster, den Kopf.

Der schwere Reisewagen rollte indessen die letzten Abhänge und Windungen der Prager Straße hinab, unmittelbar auf das nahe Karlsbad los. Schon hatte der Thürmer die heranziehenden Gäste gewahrt und erwiderte von seiner Warte die Meldung des Schwagers, welcher den kleinen Rest der Station viel rascher fuhr und lauter blies, als auf jeder früheren Strecke. Die Jungfer hinten auf dem Boocke rüstete sich ihrer Seits auch zum gehörigen Einzug, indem sie Hut und Schleier kokett lüftete und mit Hilfe ihres Reisegefährten, des Herrn Kammerdieners, die zerstörten Locken ordnete. Ein Reitknecht, der mit

zwei Pferden am Zügel dem Wagen folgte, ließ die kurze Pfeife im Munde erlöschen und glättete sorgfältig die Decken seiner Thiere, die stolz und wiehernd, als ahnten auch sie das nahe Ziel ihrer Reise, den steinigen Schlangenberg hinabtanzen. Alles, bis auf die Herrschaft im Wagen, freute sich der Ankunft.

Es war zu Anfang der eigentlichen Badezeit, in den ersten Tagen des Mai, daß die kleine Karavane, zunächst von Prag her, in den alten, weit berühmten Kurort einzog. Derselbe hätte, wie die Gräfin voll Entzücken ausrief, sie nicht schöner willkommen heißen können, als mit den Strahlen eines warmen Frühlingsabends, die in den rauschenden Wellen der Toppel wie helles Gold bligten und die ganze grüne Thalschlucht mit metallischem Schmelze überflogen. Wie eine Doppelreihe von Perlen, an dem Faden des hindurchziehenden Wässerleins aufgeschnürt, lagen die Hütten und Häuser von Karlsbad da, aus ihren Schornsteinen blaue Wolken kerzengerade zum Himmel emporwirbelnd.

„Hier oder nirgends,“ begann auf's Neue die Gräfin halbleise. Ihr Blick ruhte mit dem Ausdruck stiller Freude auf dem lieblichen Landschaftsbilde, welches sich mit jeder Wendung der Straße tiefer und breiter zu entfalten schien. Ihr Gemahl sah sie verwundert an und fragte: „Was meinst Du?“

„Hier oder nirgends,“ sagte ich, „werden wir Gesundheit und Ruhe finden.“

Ein müdes Lächeln spielte um die Lippen ihres Mannes, wie ein herbstlicher Sonnenblick um vertwelkte Rosen: „Ich dächte, Gustel, an beiden fehlte es Dir nicht, und

was mich betrifft, so rechne ich schon lange auf keins mehr.“

„Du weißt doch, was Dein Arzt in Wien vorschrieb; vertrauensvoll, heiteren Geistes, sollst Du Deine Kur anfangen, sonst wird sie keine.“

„Ach, über diese Aerzte! Heuer Karlsbad, über's Jahr Nizza, und im vorigen Sommer Gräfenberg! Was ihnen am meisten einträgt, ihren Kranken am meisten kostet! Vor Allem aber jedes Jahr ein neuer Versuch! Gustel, ich glaub' an nichts mehr, als an meine Leiden. Sind denn auch die Pferde da? Daß der Joseph immer zurückbleiben muß! Ich will meinen Rустan sehen, meinen treuen Rустan!“

Er pfiß laut auf dem Finger. Der Reitknecht setzte sich und seine Thiere in Trab, und als sie am Schlage vorübertanzten, begleitet von einem Paar hoher dänischer Doggen, welche winselnd an den Rädern aufspringen wollten und die metallenen Halsbänder unter freudigem Anschlag schüttelten, erst da strich ein kurzes Wohlbehagen über das blasse Gesicht des Kranken und er schnalzte mit den Fingern und mit der Zunge freundlich zu seinen Lieblingen hinaus.

Noch wenige Minuten und der Wagen fuhr unter den ersten zerstreuten Häusern in den Ort hinein. Schon begegneten einzelne luftwandelnde Spaziergänger den neuen Ankömmlingen und betrachteten sie mit jener neugierigen Theilnahme, welche fremde Schiffer bei ihrer Landung auf einer entlegenen kleinen Insel begrüßt. Auch allerlei Einheimische, Bürger und Bauern aus der Nachbarschaft, strichen vorüber. Handwerksburschen und Arbeiter ruhten

im Gras und starrten durch den aufgewirbelten Staub bewundernd und neidisch zu dem glänzenden Bierspänner herüber, welcher im raschen Trabe an ihren wunden Füßen und durstigen Kehlen hinbrauste.

„Hätt' ich man det Geld,“ sagte ein pffiffiger Berliner, „wat die vornehmen Dummköpfe da vor det heiße Wasser wegschmeißen, ich wollte mir mein Weißbier zu Hause schmecken lassen!“

„Na, na,“ erwiderte sein Kamerad, der zufriedene Oesterreicher, „es is nit alles Gold was glänzt, und der Schein trügt, Brüderl!“

Inzwischen setzte das Ehepaar im Wagen seine Unterhaltung fort.

„Mir ist es lieb,“ bemerkte der Graf, „daß wir bis jetzt so wenig Damen begegnen. Es müssen ihrer noch nicht viele in Karlsbad sein. Weißt Du, Gustel, nichts ist mir mehr zuwider, als den Ritter machen zu müssen, wo ich doch nur ein Kranker bin. Deshalb ging ich so zeitig im Jahr; da schwärmen noch nicht die eigentlichen Sommerfliegen.“

„Einige Gesellschaft, Anton, wünscht' ich denn doch. Nicht für mich, o nein; aber ich weiß, wenn Regen und Wetter einfallen, wirfst Du nach Deinem Spiel und nach Unterhaltung verlangen. Ich allein genüge wohl für ein Paar Stunden im Tag, aber weiter getraue ich mich nicht.“

„Nun, mein Kind, der dritte Mann zur Whistpartie findet sich schon aus der Badeliste heraus, und im günstigen Fall auch ein vernünftiger Mensch, mit dem ich meine

Morgenpfeife rauchen und Abends auf dem Schachbrette kämpfen kann.“

„Auf Bekannte rechnest Du also nicht?“

„Raum, Liebe. Wien ist noch nicht auf der Wanderung, die Böhmen wirthschaften auf ihren Gütern und die Ungarn im leidigen Ständesaale. Wir bleiben Einsiedler, Gustel, hoff' ich.“

Ueber die feinen Züge der Frau glitt eine kaum bemerkbare Wolke. Wer diese Wolke zu deuten verstand, dem enthüllte dieselbe, statt zu beschatten, die innere Geschichte der Gräfin. Gleichsam unwillkürlich blickte die schöne junge Frau auf den Mann zu ihrer Seite, mit dem sie, abgeschieden und vereinzelt, Wochen, vielleicht Monate lang, unter einem jener fremden Dächer leben sollte, Wand an Wand, aber nicht Herz an Herz. In der großen Stadt oder im eigenen Hause schien eine so nahe Verbindung ihr kaum so drückend und so peinlich, als hier. Sie zog den Shawl fester um die Schultern und spielte gedankenvoll mit dem Vornon. Ein Ausruf der Ueberraschung, welcher dem Grafen plötzlich entfuhr, riß sie auf.

„Das war ja, auf Ehre, der Riesenberg,“ sagte er, sich hastig umwendend und rückwärts grüßend.

„Also doch ein Bekannter, und so früh schon?“ fragte die Gräfin lächelnd.

„Ei, freilich; in dem Fenster des kleinen Eckhauses da droben; sieh nur, erkennt mich der alte Bursche nicht einmal! Grüß Gott!“ Seine Stimme verhallte im Rädergerassel. „Da hätt' ich auch eher den Pont-Neuf in Karlsbad vermuthet, als meinen Riesenberg.“

„Der Name klingt mir fremd, ich hörte ihn bisher nie von Dir.“

„Glaub's schon, Gustel. Ist auch eine schöne Zeit her, daß ich ihn selbst vergessen. Wart' nur, so ein zehn Jahre müssen's sein, zehn schöne Jahre, daß wir uns in Berlin trafen; ich studirte damals mit ihm.“

„Du studirtest?“

„Nun ja doch, ich hörte ein Privatissimum mit ihm bei Gans, und wir trafen uns immer in Stehels's Laden.“

„Du wirfst ja ganz lebhaft, lieber Anton, so hat Dich der Jugendfreund aufgeregt.“

„Zehn Jahre, mein Kind! Jesus Maria, was für eine schöne Zeit! Der Riesenberg stammt aus dem Königreich Sachsen, glaub' ich. Er ist Freiherr, freilich mit etwas modernen Prinzipien, so ein wenig französisch, vom Liberte- und Egalité-Fieber angesteckt. Uebrigens ein Cavalier, ganz wie unser einer, parole d'honneur! Gute Revenuen, gutes Haus, ganz gute Manieren; ein charmanter Kerl. Weiß Gott, es ist mir verflucht lieb, daß ich dem Riesenberg da begegnen muß.“

„Und gleich bei der Einfahrt; siehst Du, Anton, das nehme ich als ein günstiges Zeichen für unseren ganzen Aufenthalt.“

„Meinetwegen, Kind. Weißt Du, mir ist's nur lieb, daß der dritte Mann gefunden ist. Er wird Dir sehr gefallen, gewiß er wird. Und Du ihm auch!“

Die Gräfin lächelte und stieg aus. Der Wagen hatte vor einem hübschen Hause an der Allee auf der alten Wiese Halt gemacht. Dort waren Zimmer für den Grafen vorausbestellt, und der Hausherr mit sämmtlicher Diener-

schaft empfing ehrfurchtsvoll und gebückt auf der Schwelle die willkommenen Gäste.

„Belieben Hochgräfliche Gnaden nur hinaufzuspazieren,“ hieß es; „Alles schon fertig. Der ganze erste Stock zu Euer Gnaden Befehl. Das Zimmer links mit den drei Fenstern für die gnädige Gräfin, daneben der Salon, dann —“

„Und wohin denn mit den Pferden? Doch nicht in den Keller, hoff' ich. Da ist ja von Stall keine Idee, so viel ich sehe!“

„Halten zu Gnaden, Herr Graf, die hochgräflichen Pferde werden drüben im Wirthshaus eingestellt. Alles sicher und sauber, ein kerngesunder Stall und ganz in der Nähe, Euer Gnaden.“

Der Graf pfiß dem Leibhund und stieg, immer noch von seinem alten Freund Riesenberg brummend, die frischgewaschenen Treppen hinan, der vorausgeeilten Frau nach. Die Jungfer zeigte den Weg, den Arm voll Cartons und Tücher. In den für ihn bestimmten Zimmern angelangt, fand er Alles recht hübsch, nur den Salon zu klein, sein Schlafzimmer zu groß, die Bedientenstube nicht nah genug; er versuchte den Sopha, welcher für viel zu hart, und das Bett, das im Gegentheil für viel zu weich erklärt ward. Auch sagte ihm die Aussicht in den nahen Berg nicht zu, weil es da übertrieben still und traurig sein müsse. Der Graf, der Kammerdiener, der Wirth, die Hausfrau, die Mägde, die Hunde, Alles rannte wild durcheinander. Die Gräfin schlichtete nach kurzem Ueberlegen den Streit; sie trat ihr Zimmer, dessen Fenster auf die Allee hinausgingen, dem Gemahl ab und zog sich in



das feine zurück. Während jener auspacken ließ und Pantoffel, Pfeifen, Wäsche, Kleider unter einander warf, saß sie, die Hände im Schooß gefaltet, still und beschaulich in den neuen Räumen, welche die ihrigen werden sollten. Den Fauteuil hatte die Jungfer an's offene Fenster rollen müssen, und aus Busch und Baum da draußen strömte Wohlklang und Wohlgeruch labend in die grüne Zelle herein. „Hier oder nirgends!“ seufzte die Gräfin nochmals und aus dem blauen, tiefen Auge schlich sich eine langsame Thräne.

2.

„Den Riesenberg will ich einmal recht überraschen, zur Strafe, daß er mich gestern nicht gleich erkannt hat.“ So nahm sich mit heimlichem Lachen der Graf vor, da er am Morgen nach seiner Ankunft in Karlsbad, den eben gekauften Becher in der Hand, auf den Sprudel zuschritt.

Eine Ueberraschung ward's denn auch für beide Freunde, als sie sich in der Halle unter den versammelten Trinkern und Wandlern endlich Aug' in Auge gegenüberstanden; freilich eine andere, als der gute Graf beabsichtigt.

„Aber Du bist alt geworden!“ rief er nach den ersten hastigen und verwunderten Bewillkommungsgrüßen dem Wiedergefundenen zu. „Nimm mir's nicht übel, Herr Bruder, aber famos alt bist Du geworden in den zehn Jahren, daß wir nicht zusammen getrunken haben.“

Riesenberg lächelte zu der naiven Bemerkung des

Grafen, welcher, wie denn dieses gar oft geschieht, im eignen Spiegel niemals und desto eher im fremden Antlitz die Spuren der Zeit und ihre Verwandlungen wahrnahm. Er erwiderte mit einem schalkhaften Lächeln, daß sich der Graf dafür um so besser erhalten habe.

„Meinst Du, alter Junge? Nun, ich könnte zufrieden sein, wenn nur mein Magenhusten nicht wäre und das verwünschte Gliederreißen.“

Die Freunde gingen Arm in Arm über die kleine Brücke in die Anlagen am linken Ufer des Baches hinauf. Nachdem sie der Vergangenheit ihr Recht hatten widerfahren lassen mit jenen hundert „Weißt Du noch“ und „Damals“, kam denn auch die nächste Gegenwart zur Sprache, für einen Badeort natürlich am allerersten die liebe kleine Gesundheit und das Ach und Weh, das der heiße Quell alles heilen und verlocken sollte. Riesenberg klagte über ein hartnäckiges Leiden des Unterleibes, von dem die Aerzte nicht recht wußten, ob es der Leber oder der Galle zuzuschreiben sei und eher dem Rakoczy oder dem Sprudel weichen werde. Der Graf lachte ausgelassen und zeigte sich überhaupt in einer so heitern, aufgeweckten Laune, daß er selbst sagte, seine Frau würde ihr blaues Wunder haben, wenn sie ihn also sähe.

„Deine Frau ist hier?“

„Unter dem grauen Siegelbache, wo die grünen Rouleaux noch dicht heruntergelassen sind, dort schläft meine bessere Hälfte.“

„Und das sagst Du mir jetzt erst? Ueberhaupt, wie lebst Du denn mit ihr in Deinen böhmischen Wäldern? Hätte ich die Anzeige in der Allgemeinen Zeitung

nicht gelesen, ich hielte Dich noch für den alten unverbesserlichen Anhänger des Cölibats."

"Tempi passati, Bruderherz," entgegnete der Graf mit einem komischen Halbseufzer. „Man hat doch einmal Pflichten für die Gesellschaft, für seine Familie, und dann meine stete Kränklichkeit, das weitläufige Hauswesen“...

„Du bist nicht glücklich, Dronte?“ warf der Freund in sehr ernstem Tone fragend dazwischen.

„Pah, im Gegentheil, ich habe eine sehr gute Partie gemacht. Mein Weib ist ein Engel; Du wirst sie sehen, trink' den Kaffee mit uns. Eine ganz solide, prächtige Frau, weißt Du, nicht a bissel genant, sanftmüthig, treu wie Gold — aber was hast Du denn, daß Du so mit dem Arme zuckst?“

„Nichts, Bruder, gar nichts.“

„Ich glaub' auf Ehre, Du lachst in's Fäustchen über den Ehemann, welcher das Lob seiner Frau singt?“

„O nein, Anton, gewiß und wahrhaftig nicht!“

„Weiß ich doch, wie wir's früher Alle gemacht haben. War das ein Hohngelächter und ein spöttisches Beglückwünschen, wenn so ein junger Gatte zum ersten Male nach seiner Hochzeit, etwas verlegen und beschämt, wieder in unsere lustigen Garçonzirkel fiel. Geh' mir, ich kenne das, Riesenberg. Gesteh nur ein, daß Du so ganz im Stillen Dir denkst: Da hat sich auch wieder einmal ein Gimpel fangen lassen, während ich glücklicher Zeisig noch leicht und froh in allen Hecken umherflattere!“

„Seh' ich Dir aus wie ein Flatterer?“ versetzte Riesenberg, wehmüthig lächelnd.

„Auf Parole, nein. Hier um Deinen Mund zuckt

auch so eine kleine Falte, die da ausschaut wie der Schatten eines Traurings. Den Handschuh herab, Junge! Auch im Käfig? He?!"

Riesenberg wandte sich schweigend ab. — „Meine Finger,“ sagte er nach einer Pause mit größerem Ernste, als der Graf verstehen oder erwarten mochte, „meine Finger sind frei, Anton; aber siehst Du, an diesem zeigt Dir ein rother Reif im Fleische die Stelle, wo die Fessel gefessen hat.“

„Heinrich, Du warst verheirathet? Du bist Wittwer? Ich bitte Dich, Freund: habe ich eine Stelle in Deinem Herzen berührt, die noch blutet, so vergieb. Wußte ich doch, seit wir schieden, von Dir und Deinem Leben so gut als gar nichts, ein paar flüchtige Grüße durch Reisende abgerechnet. Heinrich, was hast Du nur?“

Riesenberg winkte mit der Hand dem überraschten Grafen einen Gruß zu und eilte mit schnellen Schritten von dannen, Jenen plötzlich allein lassend.

Nachdenklich und beinahe verlezt durch das wunderliche Wesen des alten Genossen, schlich der Graf allein nach Hause.

„Ich bin überzeugt,“ sagte er beim Frühstück zu seiner Frau, welcher der ganze Vorfall berichtet wurde, „daß da entweder ein dummer Streich oder gar ein schlechter einen braven Mann zu Grunde gerichtet hat. Ganz verändert, Gustel, ich schwör' Dir, aber ganz verändert ist mir der arme Riesenberg vorgekommen, so gewiß gedrückt, weißt Du, und gelb im Gesichte und — mit einem Worte, es ist nicht richtig mit ihm. Du wirst sehen, zum Kaffee kommt er auch nicht; meine Einladung hat er am Ende

gar nicht einmal gehört. Meiner Seel', 's ist ein rechtes Glend mit Euch Weibern! Wie manchen honetten Kerl habt ihr schon um seinen Rest Verstand gebracht, seit Adam selig!"

„Und wie viel mehr erst zum Verstande, lieber Toni, nicht wahr?“ So erwiderte die Gräfin, indem sie dem Gemahl die zweite Tasse einschenkte.

„Du bist ein Engel, das versteht sich,“ sagte der Graf und ließ sich die Morgenpfeife anzünden, um den Engel verdienter Maßen in Wolken einzuhüllen.

3.

Es verging eine Woche, auch wohl zwei, ehe Riesenberg, trotz täglichen Begegnens mit dem Grafen und der Gräfin, so vertraut in ihrer Nähe wurde, daß er eine sichtliche Scheu und einsylbige Befangenheit überwand. Dronte hütete sich wohl, auf den Gegenstand jenes ersten Zwiegesprächs mit dem Freunde auch nur im Entferntesten zurückzukommen; desungeachtet, vielleicht deswegen blieb eine unbehagliche Spannung zwischen Beiden, die immer da eintritt, wo ein Geheimniß sich unter einst nah verbundene Herzen drängt. Die Gräfin fühlte sich von dem zurückhaltenden Wesen Riesembergs eher angezogen als verlezt; die Natur des Weibes nimmt unwillkürlich und ohne schlechte Regung Theil an dem Verborgenen, zumal wenn ein Leid darunter geahnt werden kann. Dieses zarte Mitgefühl, ohne Worte ausgesprochen, verfehlte mit der Zeit seinen versöhnlichen Einfluß auf Riesenberg's Stimmung nicht, wie er denn überhaupt in dem freund-

lichen, anmuthvollen Zauberkreise, welchen der Gräfin unverkennbare Herzensgüte und Reinheit um sie zog, ehe er es sich selbst eingestanden hatte, leichter und frischer aufathmete.

Heitere Lenztage umfingen begünstigend das Aleeblatt dieser drei in Berg- und Wald-Einsamkeit abgetrennten Menschen. Dem Grafen bekam der Anfang der Kur vorzüglich, und auch Riesenberg's fahle Wangen überflog dann und wann wieder ein höherer Schein, die Morgenröthe ersehnter Genesung. Die Gräfin stand vermittelnd und fesselnd innerhalb des kleinen Zirkels, welcher von der übrigen, täglich anwachsenden Gesellschaft des Bades sich um so weiter entfernt hielt, als er dieselbe weder kannte, noch kennen zu lernen wünschte.

Man hatte sich alle Sonntage zum Frühstück Rendezvous im sogenannten Posthose gegeben, einem, aufwärts Karlsbad, in Wald und Wiese gelegenen Lustorte der Kurgäste. Aber schon bei der dritten Zusammenkunft ließ sich Riesenberg, bisher der Erste draußen, erwarten. Seine Ankunft mehrte der Freunde Besorgnisse, statt sie zu zerstreuen: sichtlich verstört und erhitzt trat er mit der etwas verbrauchten Entschuldigung, Briefe von Haus hätten ihn aufgehalten, vor die Gräfin.

„Ei was, Briefe,“ schmälte Dronte in seiner lauten Art, „ich würde eher Papier als Menschen harren lassen. Gesteh's nur, junger Sünder, in welchem Deiner Winkelzüge steckst Du wiederum?“

Riesenberg fühlte sich nicht durch diese Aufforderung, wohl aber durch seine eigene Aufgeregtheit zu einem Geständniß gedrängt, und so erwiderte er:

„Du hast Recht, Anton, mich auszuschelten. Längst hätte ich Dir und mit Ihrer Erlaubniß auch Ihnen, Gräfin, Bekenntnisse ablegen sollen, die leider nur zu bald eine schreckliche Oeffentlichkeit erlangen werden. Wenn Sie Lust haben, sich einen schönen Morgen durch eine häßliche Geschichte verdunkeln zu lassen, so hören Sie mich einige Minuten lang ruhig an.“

„Eine Stunde, mein Junge, wenn Du willst, eine ganze Stunde.“

„Und seien Sie,“ fügte die Gräfin sanft hinzu, „unserer herzlichsten Theilnahme zum voraus versichert.“

„In Rath und That, das weißt Du ja, wenn's gilt!“

Mit einem dankbaren Blick begann der Baron, nicht ohne Beklommenheit:

„Du erinnerst Dich, lieber Dronte, des ersten Morgens, da wir uns hier in Karlsbad wiedersehen, und Deiner Frage nach meinen häuslichen Verhältnissen, welcher ich mich auf so gewaltsame Art entzog?“

Der Graf nickte und warf seiner Frau einen bedeutenden Blick zu, als wollte er sagen: „Siehst Du, wie Recht ich hatte? Wiederum die Weiber!“

„Erfahre nun, daß ich allerdings gleich Dir, oder vielmehr sehr ungleich Dir, vermählt bin und hoffentlich nicht lange mehr sein werde. Verzeihung, Gräfin, wenn ich damit und noch mehr vielleicht mit dem, was folgen soll, Ihr Zartgefühl verleze.“

„Meine Wahl war eine so unglückliche, als Deine, Anton, glücklich, meine Frau so untüchtig und pflichtvergessen, als die Deinige liebenswerth und edel. Vor sechs Jahren, also ungefähr gleichzeitig mit Dir, wagte

ich den Schritt, welcher in seinen Folgen der schrecklichste Fehltritt meines Lebens werden sollte. Meine Heirath war eine reine Sache der Neigung, ja, ich erröthe, es jezt noch gestehen zu müssen, der glühendsten Leidenschaft; ihr Gegenstand ein Mädchen unter meinem Range, die Tochter eines Landpredigers im Meißnischen."

"Also eine Mezalliance," rief der Graf triumphirend aus. "Da hast Du die Früchte Deiner Philosophie!"

"Du kennst, Anton, meine Grundsätze, meine Erziehung. Sie lehrten mich das Leben und seine Bedingungen anders anschauen, als Du es thust. Namentlich in der Wahl meiner Gefährtin wollte ich keine andere Stimme hören, als die meines Herzens, und ich konnte ihr folgen, frei und unabhängig, wie ich bin, wie es die Geseze meines Vaterlandes gestatten. Umstände, welche nicht weiter zur Sache gehören, führten mich in das Haus jenes Landpredigers. Seine Tochter gewann mein Herz. Zehn Monden darauf war sie Baronin von Riesenberg. Ich lebte fünf Jahre mit ihr in der glücklichsten Ehe, in einem Himmel, von dem Du, Anton, von dem Du nur urtheilen kannst, wenn Du an Dein eigenes Herz pochst." —

Die Gräfin schlug die Augen nieder und gab das ziemlich phlegmatische Lächeln ihres Mannes nur unterdrückt zurück. Riesenberg fuhr fort:

"Therese und ich schienen wie für einander geschaffen. Ihre Zärtlichkeit, ihr Reiz, ihre — Treue wurden sprichwörtlich im Lande Sachsen. Und ich wußte doch, daß es ein noch älteres Sprichwort giebt: Der Schein trügt!"

"Um kurz über eine Katastrophe hinwegzugehen, deren



Einzelheiten für die Ohren einer Dame nicht geeignet sind, zu Anfang des sechsten Jahres meiner Ehe machte ich die schrecklichste Entdeckung, welche einem Mann von Ehre widerfahren kann, die aber den liebenden Gatten und, ich darf es wohl sagen, den hochherzigen Wohlthäter noch viel zermalmender trifft, als den beleidigten Edelmann: Meine Frau war mir treulos!"

"Ihnen, Riesenberg," fragte die Gräfin, ihn mit einem Blicke tiefster Theilnahme anstaunend, "Ihnen untreu? Eine Frau, die Sie liebten, von der Sie geliebt wurden, die Ihnen alles dankte?"

"Und dennoch untreu; ja, Gräfin. Ich würde es nicht sagen, wenn ich es nicht wüßte, würde es nicht glauben, wenn es diese Augen nicht gesehen, diese Hände nicht begriffen hätten. Und um die Schale meiner Schande gleich vollends über mein Haupt auszuschütten, lassen Sie mich hinzufügen, daß der Mensch, mit welchem sie jahrelang das strafbarste Verhältniß unterhielt, ein Verhältniß, das schon vor meiner Verbindung bestand und während derselben im tiefsten Geheimniß fortbauerte, daß dieser Mensch kein anderer war, als — — — mein Jäger!"

Der Graf sprang mit einem tüchtigen Reiterfluche von seinem Gartensessel auf. — „Da hast Du's," schrieb er außer sich, „da hast Du nun Deine idyllischen Unschulden, Deinen tugendhaften Bürgerstand, Deine Landprediger-Familien! Du und Dein Jäger! Gotts Blik, das kommt von dem Romane-Lesen und Romane-Leben, von dem Vicar of Wakefield und von Bossens Luise!" Die Gräfin starrte, sprachlos vor Entsetzen, den Unglücklichen an,

welcher sein Gesicht in den Händen verbarg und am ganzen Körper zitterte. Sie faßte zuerst den Faden des Gesprächs mit leiser Hand wieder auf und fragte mit dem weichsten Klange ihrer vollen, an's Herz dringenden Stimme:

„Nicht wahr, mein Freund, Sie sind von der Wahrheit Ihrer Aussage, der furchtbarsten, die wider ein Weib erhoben werden kann, auch fest überzeugt? Sie waren es, Sie werden es immer sein dürfen?“

„So fest,“ murmelte Riesenberg, sie mit überfließenden Augen anblickend, „so fest ich an Ihre makellose Treue und Trefflichkeit glaube, gnädige Frau, und so vollkommen ich von Ihrem seltenen Werthe und dem gewissen Glücke meines Freundes überzeugt bin: so gewiß, so fest, so vollkommen ist die Schuld meines verworfenen Weibes und mein Unglück!“

„Und was begannst Du mit ihr?“ fragte Graf Dronte nach längerem Schweigen den Freiherrn.

„Im ersten fürchterlichen Augenblicke wollte ich sie meiner Rache opfern. Meine Verachtung, mein Ekel retteten ihr das Leben. Kinder hatten wir nicht, so begnügte ich mich also damit, sie ihrem Vater heimzusenden. Gleichzeitig leitete ich meine Scheidungsklage ein, in die aber das Weib nicht einwilligt, vermuthlich weil sie den besudelten, aber doch noch glänzenden Namen eines Ehrenmannes dem ihres gemeinen Buben vorzieht, welcher von der Stunde an, da ihn meine Kugel fehlte, verschwand, und den sie auch vermuthlich niemals würde heirathen dürfen, so lange ihr Vater lebt.“

„Aber Du hast ja, sagst Du, alles Recht auf Deiner Seite und offene Beweise oder Zeugnisse in den Händen?“

Warum machst Du sie vor Gericht nicht geltend, um die Person zur Strafe zu ziehen und die schmählische Fessel zu brechen, welche sie scheinbar an Dich kettet?"

„Weil ich noch immer hoffe, sie zur Einwilligung in die Scheidung zu vermögen und so den abscheulichen Gloriat eines Criminalprozesses mir zu ersparen; handelt es sich ja doch um meine Ehre wie um die ihrige!“

„Das ist freilich eine verfluchte Geschichte,“ sagte der Graf.

„Sprich lieber, ein furchtbares Unglück, Anton,“ setzte seine Frau hinzu, „und denken wir dabei nicht blos an die Kränkung der Ehre, sondern auch an den Verlust des Herzens. Armer Freund, wie versteh' ich jetzt Ihre scheue Abwendung von unserem Geschlechte, Ihre tiefen Leiden!“

Riesenberg drückte die Hand, welche ihm die Gräfin theilnehmend und herzlich darbot. Er berichtete noch, wie fast täglich, und so auch heute, Briefe von seinem Sachwalter einliefen, um ihn mit den fortschreitenden Verhandlungen bekannt zu erhalten, und wie auf diese Art das ganze Gewebe der schreckenvollen Begebenheit ihn überall verfolge und umstricke. Seine Seele schüttete sich, zum ersten Male seit dem Bruch, der durch sein ganzes Leben ging, vertrauend und offen in befreundete Gemüther aus, und ohne daß er es wußte, wälzte er damit schon eine schwere Bürde von sich und fühlte sich durch Trost und Zuspruch der Gräfin, wie auch durch ihres Gemahls derben, aber praktischen Rath um so viel erleichtert und erhoben, daß er den ersten freien und frohen Mittag an demselben Sonntage noch bei seinen Freunden zubrachte.

Ihr gemeinschaftliches Mahl verlängerte sich, gegen Gesetze und Verbote des Arztes, bis in die späte Abendstunde, und als der Graf beim Nachtsch den Champagnerkelch hob und dem Baron auf seine baldige Befreiung Wunsch und Trunk zubrachte, erwiderte dieser, die Hand seiner Nachbarin galant an die Lippen ziehend: „Wer da wählte wie ich, dem baldige Befreiung; wer wie Du, dem ewige Gefangenschaft!“

4.

Wie schlecht sich die Perlen des Sprudels und des Champagners mit einander vertragen, mußte Graf Dronte an eigenem Beispiel erfahren. Sein kleiner Diätfehler rächte sich nur zu ernstlich. Außerdem verließen mit dem Wonnemonat Sonne und Wärme das enge Thal der Tepel, und feuchte Regenschauer, kühle Luftzüge segten von den verhüllten Bergen unheimlich durch die Schlucht und in dem rings geschlossenen Kessel herum. Der Graf, gezwungen durch wiederholte Anfälle seiner alten Uebel, das Bett einige Tage zu hüten, verlor bald die Geduld und alle gute Laune. Er machte hastige Reiseplane, welchen der Arzt mit den dringendsten Verböten und Warnungen be-  
gegnet mußte. Da war es denn kein Wunder, daß der Schimmer heiterer Lebenslust und erneuerter Kräftigkeit, die wie ein Nachsommer verwichener Jugend mit dem alten Freunde über die Natur des innerlich geschwächten Mannes geflogen war, der gewöhnlichen Ermattung und Gebrochenheit wieder wich. Der Baron, ein treuer Besucher am Krankenlager, erkannte mit theilnehmendem

Blicke gar bald, wie es um seinen armen Freund stand. Eine Jugend, in Genüssen und Anstrengungen, nach sogenannten ritterlicher Weise, gleich unmäßig verschwendet, strafte sich durch vorzeitiges und jähes Alter. Das überreizte Nervensystem des schonungslos versuchten Körpers vermochte den äußeren wie den inneren Angriffen der Krankheit nicht mehr den nöthigen Widerstand und spannenden Gegendruck zu leisten; das Auge erlosch, die Wangen, eher aufgedunsen als stark, fielen über Nacht ein, und die Glieder versagten ihren Dienst.

Riesenberg theilte seine Stunden und sein Mitgefühl zwischen lautem Mitleid um den Grafen und stiller, aber desto wärmerer Bewunderung für die Gräfin. Mit wahrer Engelsgeduld und mit unerschöpflicher Sanftmuth ertrug die Frau alle, selbst die härtesten Launen ihres Mannes. Je mehr Riesenberg im täglichen Verkehr Beide zusammen beobachtete, um so deutlicher entwickelte sich in ihm die peinliche Ueberzeugung, daß auch da wieder einmal der Schein trügen müsse. Das war nun eine jener als glücklich anerkannten und allgemein gepriesenen Ehen: aber auf wie schwachem Grunde fußte dieser Glanz, des Mannes Heiterkeit und die Zufriedenheit der Frau, welche, schärfer beleuchtet, nur als oberflächliche Aufwallung des Augenblicks und als pflichtmäßige Entsagung dem Blicke Stich hielten! Daß keine Uebereinstimmung der Gemüther, nicht Herzenswahl und Seelendrang den Bund auf Leben und Tod hier geschlossen hatten, erkannte Riesenberg schon nach kurzer Zeit, ohne sorgfältige Prüfung. Es ward ihm klar, daß die Gräfin ihren Mann so wenig lieben konnte, als er sie zu verstehen und zu würdigen wußte.

Dronte war bei aller Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit ein oberflächlicher Mensch, wogegen seine Frau unter der anspruchslosesten Erscheinung eine außerordentliche Ausbildung nicht nur des Geistes, sondern auch der Empfindung und des ganzen weiblichen Wesens verbarg. Die kleinsten Anlässe führten immer zu einer Verschiedenheit der Ansichten in Beiden, welche nur das weiche, nachgiebige Naturell der Gräfin selten zum Durchbruch kommen ließ. In die trotz aller Gewöhnung rein äußerlich gebliebene Lebensgemeinschaft dieser zwei Menschen trat nun, als dritte Kraft auf Beide einwirkend, der Freiherr mit seinem durch die glücklichste Liebe und durch plötzliches Unglück so hoch als weich gestimmten Herzen. Eine tiefgeheime Sympathie zog ihn und die Gräfin allmählich zusammen, und der Graf, selbst wenn ihm seine Arglosigkeit und sein für innere Zustände verschlossenes Auge eine solche Näherung wahrzunehmen erlaubt hätte, würde dennoch ihr nicht in den Weg getreten sein, weil er, auf Frau und Freund mit gleichem Rechte vertrauend, jener eine Zerstreuung und diesem einen Trost von ganzem, gutem Herzen gönnte. Seiner Gemahlin war endlich in diesem innerlichen Leben, das in tausend feinen Beziehungen um sie zu spielen begann, eine durchaus neue Sphäre aufgegangen, die sie in sehnsüchtigem Bedürfnisse wohl lange geahnt, aber, statt bei ihrem Manne gefunden, nur in sich selbst gesucht hatte.

Karlsbad füllte sich inzwischen, trotz dem schlechten Anfange des Sommers, mit Gästen allmählich an. Alle Stunden blies der Thürmer, Posthorn und Peitschenknaall tönnten Tag und Nacht durch die sonst so stillen Gassen des kleinen Städtleins. Bekannte und Freunde drängten

sich mit unwillkommener Theilnahme an den Grafen Dronte; lästige Besuche und laute Nachbarschaften störten ihn gewaltsam auf. Leidende seiner Art schwingen sich, wenn sie eine Weile lang der Krankheit nachgegeben haben und durch stille Schonung dem Arzte zu Willen gewesen sind, hernach wieder mit einem überreizten Troße gegen ihre Natur zu einer erheuchelten Kraft empor und bieten eigenfinnig und mürrisch der Gefahr die Stirn. Bei dem ersten Strahle anhebender Besserung schickte der Graf nach seinen Pferden. Der Arzt in Wien hatte ihm nur dann und wann einen Ritt erlaubt, und wenn nun gleich sein Karlsbader College bei gänzlich verändertem Charakter des Krankheitszustandes jenen Rath als durchaus unausführbar bezeichnete, so hielt sich der Graf dennoch störrisch an den Buchstaben der ersten Vorschrift, entweder weil sie ihm persönlich zusagte, oder weil er in seinen Hausarzt mehr Vertrauen setzte, als in den Badedocter. Sein Kustan mußte vorgeführt werden, Riesenberg das andere Pferd annehmen, und nun ging es, mit einigen beschwichtigenden Worten an die Angst der Frau, verhängten Zügels auf die offene Straße hinaus. Der Doctor schüttelte unwillig den Kopf; ihm und der Gräfin war die Begleitung Riesembergs und dessen Mahnung an Mäßigkeit nur eine geringe Beruhigung. Ihre Besorgnisse rechtfertigten sich auch durch eine sichtliche Verschlimmerung in des Grafen Befinden, welche Alle erkannten und die er allein um so hartnäckiger leugnete, als er sie sich selbst nicht zu verhehlen im Stande war. Als endlich der Arzt, Frau und Freund in vollem und gebietendem Ernste dem zu kindischem Unverstande gesteigerten Eigenthum des

Kranken in den Weg traten, bog er dem Schicksal, so nannte er's nämlich — sein letztes Paroli. „Ich finde selbst,“ sagte er hitzig, „daß das verfluchte Wasser mir nicht bekommt; Regen und Kälte treten dazu, und das Nest ist mir nun einmal verleidet. Morgen reis' ich.“ Er riß eine Glockenschnur ab und befahl die Koffer zu packen.

Der Arzt sprach achselzuckend aus, daß er seine Hände wasche, griff nach dem Stock und dann nach der Thüre. Riesenberg schalt, die Gräfin weinte. Der Graf stand, gezwungen lachend, vor dem Spiegel: „Doctor,“ rief er aus, „seh' ich denn aus wie Einer, der abfahren will, nämlich nicht nach Prag, sondern in Abrahams Schooß?“

„Herr Graf, der Schein trügt!“

„Herr, die Heilkunde nicht minder! Lustig, Gustel, wir gehen auf's Gut. Der da besucht uns im Herbst, wenn er uns seinen Freibrief mitbringen kann. Wir suchen ihm dann eine andere Hälfte, die mit ihm sei. Eine wie Du, Gustel, solch' einen rechten Engel, nicht wahr?“

Die Gräfin erröthete bis zur Stirn, während Riesenberg, den Scherz mühsam fortsetzend, erwiderte: „Ja, wenn diese Engel nur zu Allen so vom Himmel herniederfliege, wie zu Dir, Du unverbesserlicher Eigensinn!“

Es waren nur noch wenige Stunden bis zur Abreise, auf welcher Dronte mit unbefiegbarem Starrsinn beharrte. Trübe Ahnungen fielen auf alle Häupter des kleinen Kreises herab, als der Arzt mit einem letzten und zürnenden Worte gegangen war. Der Graf selbst versank in ein dumpfes Hinbrüten, wie jedesmal nach dem Anfall seiner fieberhaften Unruhe. Seine Gemahlin dachte an



alle übeln Folgen eines so furchtbar gewagten Schrittes, und Riesenberg — an den Abschied. Seines Bleibens in Karlsbad, erklärte er, werde nun auch nicht länger sein. Er wollte heimeilen, in Dresden den Rechtsfreund seines Hauses auffuchen, seine Scheidung möglichst rasch in's Werk setzen und dann —

„Und dann?“ fragte die Gräfin, durch Thränen lächelnd.

„Dann in die weite, weite Welt hinein!“ Er nahm den Hut und stürzte fort.

Am nächsten Morgen bei dichtem Regen und empfindlicher Kälte wurde der schwerbepackte Reisewagen wirklich hervorgezogen und bespannt. Die Gräfin stieg ein; den Grafen, der blaß und fast bewegungslos war wie ein Halbtodter, mußten die Bedienten in den Wagen heben. „Ist Rustan da?“ erkundigte er sich und lächelte schwach, als Riesenberg auf dem Lieblingspferde herbeisprenkte, gerüstet, den Ziehenden eine Strecke weit das Geleit zu geben. Aber schon oben auf der Höhe, dem sogenannten Wiener-Sitze gegenüber, kehrte er auf der Gräfin ängstliche Bitten um, durch die geringe Strecke bereits völlig durchnäßt. Der Graf riß ihn wild und hastig an seine Brust, die Gräfin umarmte ihn unter heißen Thränen. Noch ein Händedruck und der Schlag flog zu, die Pferde trabten davon, die Hunde bellend und heulend dem Wagen nach. Riesenberg stand allein auf der Landstraße. Fern wehete noch im Winde das weiße Tuch seiner verlorenen, geliebten Freundin, und die Klänge des Posthorns verhallten dumpf in den nebelumwogten Bergen.

Zwischen Prag und Karlsbad, auf der Mitte des Wegs ungefähr, liegt ein kleines Dorf, Horosjedl geheißen, nur als Station den Postreisenden merkwürdig. Aus dem elenden Wirthshaus am äußersten Ende des Ortes sprenkten am vierundzwanzigsten Juni zwei Staffetten, die eine nach Prag, die andere nach Karlsbad. Es war eine Verwirrung in dem Hause, welche sich dem ganzen Dörfchen mittheilte. Bauern und Bäuerinnen liefen an der Thüre zusammen und raunten es sich neugierig zu, da droben liege ein vornehmer Herr auf den Tod krank. Der Bader war in später Nacht herausgeklopft worden, und jezt, um die achte Morgenstunde, näherte sich in banger Hast ein kleiner Zug von der Kirche her der Unglückspforte. Das Glöcklein läutete. „Das Allerheiligste!“ riefen die Landleute aus, entblößten Hauptes niederkniend, und die Weiber lispelten: „Gott sei seiner armen Seele gnädig!“ Das Glöcklein in der Hand des Chorfnaben stammelte ein frommes Amen.

Noch in der nämlichen Nacht kamen zwei Extraposten in Horosjedl an. Eilig und doch zu spät!

Gegen Abend war der Graf verschieden, ohne Bewußtsein in Folge eines Schlaganfalles. Der Baderarzt von Karlsbad hielt die erstarrte Rechte ernst und traurig in der seinigen, während sein Prager College und Baron Kiefenberg ihre trostlosen Bemühungen um die in Krämpfen daniederliegende Gräfin vereinigten.

Der Schein trügt. Der Schein des Lebens hatte auch den Grafen betrogen; aber Einen nicht, der sich nicht

trügen läßt, für den es keinen Schein giebt. Der Eine ist der Tod.

6.

Der Schein trügt. Ja, das flüsterten auch die Gäste von Karlsbad, am Mühlbrunnen wie am Sprudel, im Kaffeehaus und auf dem Spaziergang, flüsterten es schadenfroh und argwöhnisch, als wenige Tage nach der Abreise des Grafen seine Wittwe zurückkehrte, geleitet von dem Freunde des Seligen. Das schöne Wort Haus-Freund, welchen häßlichen Beigeschmack hat es auf der giftigen Zunge der Verleumdung, wenn es zwischen Mann und Frau höhnisch eingeschaltet wird!

Es giebt aber Lagen und Schmerzen, an welchen der Pfeil solcher Nachreden sich abstumpft oder gar machtlos zurückprallt. So geschah es der Gräfin und Riesemberg, welche in ihrer gemeinsamen Verzweiflung nicht einmal überlegen konnten, daß aus ihrem Beisammenbleiben nach dem Tode des Grafen bittere Früchte auf die Ueberlebenden fielen. Der Arzt hatte auf der Rückkehr der Gräfin nach Karlsbad bestanden, weil dieser Ort der nächste und geeignetste sei. Des Grafen Kammerdiener sollte indessen die sterblichen Ueberreste seines Herrn auf das Gut geleiten, welches die Familiengruft der Grafen Dronte enthielt. Dorthin wollte seine Wittwe folgen, sobald die trübe Fahrt möglich geworden, ohne ihr Leben zu gefährden. Riesemberg blieb, so lange es der Schutz der unglücklichen Frau erheischte. So gestaltete sich denn, ganz in den alten Umgebungen, auf's Neue ein Zusammenleben

der zwei Wittwen, welches sich von dem früheren nur durch eine gewaltzamere Spannung, durch untwiderstehliche Näherung unterschied. Gemeinsame Thränen werden so leicht die Quelle eines gemeinsamen neuen Gefühles, und auf den Verlust, welchen zwei Herzen selbender beweinen, folgt, natürlicher vielleicht, als es das Schicksalgefühl und das Urtheil der Welt begreift, ein Gewinn und ein Besitz der zwei trauernden Herzen an einander.

Vierzehn Tage schwanden, eher beflügelt als gehemmt durch das Leid. Noch eifriger als zuvor betrieb Riesenberg seine Scheidungsklage, ohne sich selbst den Grund dieser von Tag zu Tag stürmischer werdenden Eile einzugestehen. Die Gräfin vernahm von ihm nicht eine Sylbe mehr über seine Angelegenheit, und doch beschäftigte sie dieselbe innerlich eben so mächtig, als ihre eigenen Verhältnisse ihre ganze äußere Mühe und Kraft in Anspruch nahmen. Eilboten kamen aus Böhmen und Mähren von den Gütern des verstorbenen Grafen; die Schar peinlicher Geschäfte und harter Kämpfe, welche wie Raben jedem Tode folgt, krächzte der Verlassenen unheimlich entgegen. Ohne Eltern und ohne eigene Verwandte, stand sie allein da, den Bestrebungen der Gewinnsucht, den Versuchen der Betrügerei, allen Rechts- und Formquälereien gegenüber. Wie gern wandte sie ihre erschrockenen Blicke von dem Chaos, das ihrer wartete, auf die stille, abgeschiedene Insel, wo sie noch mit dem Freunde um den Verschiedenen trauern durfte!

Nach Ablauf jener Frist, in der Mitte Juli's, mußte sie sich gewaltsam losreißen, um den Ruf der Pflicht

nicht in dem kaum noch verständlichen Gelispel innerer Stimmen zu überhören. Riesenberg hob die schöne, in den schwarzen Gewändern und Schleiern doppelt schöne Gestalt wiederum in den Wagen. Aber er begleitete sie nicht, wie bei dem letzten verhängnißvollen Abschied, und ihr Fuß streifte auch nicht wie damals schwesterlich seine Wange. Kein Geständniß, kein Gelübde war bis zum letzten Augenblicke gemacht oder gar gewechselt worden. Erst als der Schlag geschlossen, stammelte Riesenberg, während der Minute, welche der Bediente brauchte, um auf seinen Sitz zu klettern, hastig in das Ohr seiner Freundin:

„Auguste, darf ich Sie auf Ihrem Wittwenstige besuchen?“

Es war das erste Mal, daß er sie mit ihrem Vornamen anredete. Er klang so sanft und gewinnend dem Ohr entgegen, das aus dem Munde des verstorbenen Gatten nur an dessen harte Verkürzung gewohnt gewesen war, daß sich die Gräfin, überwältigt und mit freier strömenden Zähren, in ihre Kissen und Hüllen zurücklehnte. Die Antwort verhallte in einem lauten Schluchzen; aber von ihrer Rechten, welche Riesenberg zum Abschiede an die Lippen drücken wollte, glitt der schwarze Handschuh herunter und blieb in seiner Hand zurück. Es war die Farbe des Todes, die das Symbol trug, dieses obendrein ein Symbol, das die Feindschaft, nicht die Neigung zu werfen pflegt, und doch . . . Der Schein trügt, der Schein trügt!

Das Stammgut der Dronte'schen Familie, wohin die Gräfin in trauervoller Einsamkeit ihrem vorangegangenen Gatten, dem letzten seines Namens, folgte, liegt tief in Waldes- und Höhenzügen drin, in dem wenig gekannten Erdwinkel, wo die böhmischen, mährischen und schlesischen Grenzen zusammenstoßen. Langsam und lautlos fließt die March durch die stillen Gegenden, welche das Schloß Drontheim beherrscht, in einem weitläufigen Park voll Büsche und Weiher versteckt. In seine Schatten flüchtete die Wittwe, um in sommerlicher Schwüle und tiefster Einsamkeit den manigfachen Eindrücken ihrer letzten Schicksale nachzuhängen, am Sarge ihres Gemahles furchtsam und zitternd neue Liebeshoffnungen auszauhend und in den Briefen an den Freund mit erfinderischer Selbstqual um den Verlorenen klagend. Schwarzgerändert und schwarzgesiegelt waren die Blätter, welche von Drontheim nach Dresden, von Dresden nach Drontheim in raschem Wechsel flogen; aber der rothe Faden der Liebe schlang sich immer hervorleuchtender durch die dunklen Zeichen der Trauer. Auguste erwachte in diesem ihr neuen Gefühle eigentlich erst zum Leben; sie war bis nahe an die Grenzen weiblicher Jugend gelangt, ohne die Liebe, also ohne sich selbst zu kennen. Dem verstorbenen Grafen gehörte nur ihre Pflicht, und diese erfüllte sie mit bewunderungswürdiger Hingabe, seit sie aus dem klösterlichen Leben eines Damenstiftes, fremd und verwaist in die Welt, in die Ehe hineintrat. Zufriedenheit hatte

sie in dieser wohl gefunden, aber keine Befriedigung, und sie konnte sich eines verstohlenen Seufzers kaum enthalten, als eines Tages in Karlsbad der Graf seinem Freunde — ihm, der das Glück der Liebe so tief empfunden und genossen — zurief: „Nun betrachte Dir einmal unsere Ehe, Heinrich, gegen die Deine; wie gut leben wir zusammen, die Gustel und ich, in gleichen Verhältnissen geboren und erzogen, ohne daß wir an Eure romantische Liebe jemals gedacht haben!“ Damals seufzte sie und Riesenberg mit ihr. Erst sein Bild ging ihr wie eine Sonne auf, und so unschuldig, so frisch und rein war das Herz, welches ihre Strahlen in sich aufnahm, daß es kaum widerstreben mochte, wenn die Nebelschleier der Wittwenrauer früher oder plötzlich durch sie zerrissen wurden, als es die Sitte zu erlauben pflegt.

Riesenberg stürzte sich mit gleichem Seelendrange in die Fluth einer Neigung, welche den noch blutenden Wunden seines Herzens rasche Heilung, seinem erstorbenen Innern frohe Wiedergeburt verhieß. Aus den Trümmern seines Glaubens an die Frauen und an das Glück der Liebe schossen neue Liebesblüthen mit doppelter Kraft empor, in sorgsamer Hast und Freude von ihm gepflegt. Würde er das Wogen und Stürmen seiner Gefühle geprüft haben: wer weiß, ob er auf dem Grunde seiner erschütterten Seele und mitten in der Leidenschaft, wozu er die Neigung für die Gräfin in fröhlichem Taumel steigerte, nicht eine Art von Rachsucht gegen seine treulose Frau gefunden hätte? Er begnügte sich aber damit, den Rechtshandel gegen Letztere ungestümmer als je fortzusetzen, und zeigte der Gräfin in einem Schreiben vom

zehnten August jubelnd an, daß er nun seinem Sachwalter unbedingte Vollmacht gegeben habe, mit der Gewalt des Gesetzes eine Freiheit für ihn zu erzwingen, die, jüngst noch ohne Werth und Bedeutung, jetzt sein ganzes Lebensglück bedinge.

Die Gräfin küßte in gleicher Empfindung die heitere Botschaft dieser Zeilen, welche zum ersten Male mit dem berauschenden: „Bald und dann ewig der Ihrige“ schlossen. Sie vermochte nicht im Zimmer, dessen Decke ihr strahlendes Haupt drückte, das volle Herz auszuströmen; hinaus drängte es sie, in den grünen Garten, unter den tiefblauen Himmel, zu schmetternden Morgenvögeln und duftigen Sommerblumen. Eben hatte sie den ländlichen Strohhut auf die blonden Haare gesetzt, mit einem wehmüthigen Blicke das schwarze Band desselben streifend, als ihr ein Bedienter Besuch anmeldete.

„Jetzt nicht, jetzt nicht. Sagt, ich sei nicht da, noch nicht auf. Sagt, was Ihr wollt!“

„Euer Gnaden, es ist eine Fremde, von drunten gekommen, aus dem Dorfe.“

„Und kein Name?“

„Sie will ihn der gnädigsten Gräfin allein sagen.“

„Sonderbar! Wie sieht die Frau aus?“

„Als ob sie krank gewesen, Euer Gnaden, schwach und blaß. Sie ist in Trauer und hat ein Kind bei sich.“

„Also wohl eine Unglückliche, die Hülfe sucht. Dann herein mit ihr. Sie kommt zur guten Stunde,“ setzte sie hinzu, als der Diener gegangen war, und griff nach ihrer Börse. „Wenn das sie trösten kann, ihr nur einen Tropfen



geben von dem Glück, das durch mein überquellendes Herz strömt!“

Die Thür öffnete sich. Bei dem ersten Blick auf die Eintretende erkannte die Gräfin, daß ihre Vermuthung eine falsche gewesen, und verbarg das in der Eile zusammengeraffte Geld. Diese Gestalt, schlank und edel, wie ihr wenige begegnet waren, trat nicht wie eine Bettlerin auf; andere Leiden, als die der Armuth, sprachen aus dem dunkeln, verweinten Auge, aus diesen noch in ihrer Blässe und Zerstörung vollendet schönen Gesichtszügen. Die Gräfin starrte die Fremde sprachlos und bestürzt an. Eine Empfindung, von der sie sich keinen Grund zu geben wußte, krampfte ihr die Brust so heftig zusammen, daß sie genöthigt war, sich an der Lehne eines Sessels zu halten. Sie winkte die Fremde heran und deutete, noch immer nicht im Stande zu reden, auf einen Stuhl ihr gegenüber.

„Verzeihung, Frau Gräfin,“ so unterbrach endlich die Fremde die peinliche Stille, und ihre Stimme drang mit einem unnennbaren Wohlklang in's tiefste Herz: „Verzeihung, wenn ich Sie störe!“

„Ich bitte, Madame; — aber in der That, Sie finden mich . . .“

Der Bediente war inzwischen hinausgegangen. Die Gräfin bemerkte, wie das Auge der Fremden fest an dem ihrigen hing, wie die Leichenblässe des schönen Gesichts in das brennendste Roth überging. Erschrocken wollte sie sich zurückziehen, weil ihr der Gedanke kam, vielleicht mit einer Irrsinnigen allein gelassen zu sein, als Jene, in

Thränen ausbrechend und einer Ohnmacht nahe, heftig ausrief: „Ja, so mußte die Glückliche aussehen, die mir Heinrichs Liebe rauben konnte! O, nun weiß ich, daß es für mich keine Hoffnung auf Erden mehr giebt!“ — Aufschluchzend sank sie auf dem Sessel zusammen und drückte das in ihren Armen schlummernde Kind fester an sich.

„Gerechter Gott,“ erwiderte die Gräfin mit demselben Schrei; „Sie wären . . . Sie sind . . .“

„Riesembergs unglückselige Frau, die arme, verstoßene; arm und verstoßen mit diesem Kinde, seinem Sohn!“

„Sein Sohn! Riesenberg hat keinen Sohn! Wenn Sie glauben, eine Täuschung in meinem Hause . . .“

„O, halten Sie ein! Verdammen Sie nicht wie er, ehe Sie hörten! Ja doch, dies ist sein Sohn, obgleich ihn der Vater nicht anerkennen will, niemals sein kindliches Antlitz sah!“

„Unmöglich, wiederhole ich Ihnen; unmöglich! Riesenberg kann mich nicht getäuscht haben!“

„Nein, Frau Gräfin, o nein, er täuschte Sie nicht, er ist dessen unfähig; aber er ward getäuscht, auf die unerhörteste, unwürdigste Art getäuscht, wenn er glauben konnte, daß sein Weib ihn verrathen hat, daß dies sein Kind nicht das seinige ist.“

Die Gräfin stand im Begriff, sich der weitem Unterhaltung mit der Fremden zu entziehen. Sie muß eine Betrügerin sein, rief sie sich selbst zu; aber jeder Blick auf das Antlitz, auf die Haltung derselben verkündete eben so laut das Gegentheil. „Der Schein trügt“ mur-

murmelte sie vor sich hin, um sich selbst zu beschwichtigen, um dem untwiderstehlichen Zauber des dunkeln Sternes, der auf ihr haftete, zu enttrinnen.

„Ja, der Schein trügt,“ fuhr die Andere fort und ihre Rede gewann an Klarheit und Zusammenhang; „aber, Frau Gräfin, es giebt eine Wahrheit, die mehr ist, als Schein, die allen Schein überwindet. Diese Wahrheit von mir hören zu wollen, beschwöre ich Sie auf meinen Knien, ein Weib das andere, eine Mutter, eine Wittwe wie Sie. Glauben Sie nicht, daß ich hierher gekommen bin, Ihnen den Mann streitig zu machen, auf welchen nur die Liebe ein Recht giebt. Nein, ich wollte nur Sie sehen, mich überzeugen, ob seine neue Wahl ihn glücklicher machen kann, als die erste.“

„Wie? Sie denken, Frau Baronin, daß ich . . . , daß Riesenberg.“

„Daß Sie seiner werth sind, und mein Herz dankt Ihnen dafür. Alles, was ich von Ihnen hörte, bürgt für Sie, und mehr noch dies Auge voll himmlischer Güte und Milde. Für mich, ach, für mich verlange ich ja weiter nichts mehr. Aber“ und hier ergriff die Unglückliche der Gräfin Hand „für dieses Kind fordere ich von Ihnen einen Vater. Ich habe entsagt, ich gehöre dem Tode an; diesem Kinde aber, o nur ihm, was es verdient, einen Namen, einen Vater, ein Leben!“

Sie zog die Gräfin verzweifelt an sich und über das schlafende Knäblein; ihrer Beider Thränen stürzten vermischt auf seine Wangen herab. Das Gesichtchen zuckte zusammen, die Augen öffneten sich und der süße Mund lächelte voll Unschuld der Mutter entgegen.

Es war ein Bild, des besten Griffels würdig: die zwei schönen weinenden Frauen in langen, schwarzen Trauerkleidern, die Eine mit blauen Augen und lichtblondem Haar, die Andere von braunen Locken umwallt, Arm in Arm geschlossen und Brust an Brust; zwischen Beiden das erwachende Kind, mit emporgestreckten Händchen und schlafglühenden Wäcklein, welche gegen die Marmorblässe und die schwere Verstörung jenes Doppelantlizes in heiterem Frieden frisch und fröhlich abstachen. Diese Herzen schlugen aneinander, so nahe und doch so fern, — in ihrer Mitte lag das verjüngte Bild des Mannes, der sie auf ewig schied und vereinte!

8.

Nach geraumer Frist erst schwieg der Sturm bitterster und süßester Empfindungen so weit, daß Frau von Riesenberg der Gräfin eine ununterbrochene Darstellung ihrer Geschichte zu geben vermochte.

„Ich bin,“ so begann sie, „die Tochter eines Landgeistlichen, welcher unweit Meissen in Sachsen eine Predigerstelle bekleidet. Riesenberg, dessen Besitzungen in ziemlicher Entfernung von uns hinter Bauken liegen, kam durch den traurigsten Zufall in unser Haus. Eingeladen von einem Freunde, hatte er in der Nähe unseres Dorfes eine große Jagd mitgemacht; in diesem Herbst werden es gerade acht Jahre sein. Durch die Unvorsichtigkeit oder das Ungeschick eines Schützen wurde er gefährlich verwundet. Man brachte ihn bewußtlos und dem Ver-

scheiden nahe in's Pfarrhaus des Dorfes, das heißt in das unsrige, nachdem sein Jäger, vorausgeschickt, um Quartier zu machen, die gastliche Barmherzigkeit meines Vaters in Anspruch genommen und zugesichert erhalten hatte. Von ihm erfuhren wir, wen unser niederes Dach beherbergte, als der erste Verband schon angelegt worden war. Die herbeigeholten Aerzte gaben anfangs gar keine Hoffnung und nach den ersten Tagen nur geringe; an ein Fortschaffen des Kranken war nicht zu denken, er lag fortwährend im Wundfieber. So blieb er unser Gast und Friß, sein Jäger, gleichfalls, da er seinem Herrn so anhänglich als unentbehrlich schien. Nicht eher, als nachdem die dringendste Gefahr beseitigt war, verließ Friß den Baron, um dessen Verwandten Nachricht zu bringen. Vierzehn Tage lang war Riesenberg ausschließlich meiner häuslichen Pflege anvertraut, da mein Vater und meine Mutter durch ihre Geschäfte von der Sorge für ihn abgezogen wurden. Ich will ohne Rückhalt gestehen, daß diese Schmerzens- und Angsttage bei allem Schrecklichen, das sie hatten, zu meinen theuersten Erinnerungen gehören. Die Geschichte meiner Liebe knüpft sich an dieselben auf die nämliche, natürliche Art und Weise, die in ähnlichen Fällen schon oft aus dem Gegenstande unserer Sorge den Gegenstand unserer Sehnsucht machte. Das Bild des schönen, auf den Tod getroffenen Mannes prägte sich zuerst meinen jungen Sinnen, und bald auch seine sanfte Kraft im Dulden, seine zarte und rührende Dankbarkeit für unbedeutende Dienste meinem jungen Herzen fest und unauslöschlich ein.

„Friß kehrte nach kurzer Abwesenheit zurück, jedoch

nicht allein. Riesembergs nächster Better — Eltern und Geschwister hat er nicht — begleitete ihn, um nach dem theuren Verwandten zu sehen. Der Eindruck, welchen dieser Better vom ersten Augenblick an auf mich machte, war der entschieden ungünstigste, ohne daß ich eine vernünftige Ursache für meine Abneigung hätte entdecken können. Ich erwehrte mich des tiefen Abscheus aber kaum, als ich deutlich wahrnahm, wie die Freudenbotschaft von der Besserung unseres Patienten ihn durchaus nicht so glücklich machte als uns, die wir sie ihm mittheilten. Ich war ferner zugegen, da er mit der schonungslosesten Heftigkeit auf den Kranken zustürzte und ihm, dem jede Aufregung noch den Tod bringen konnte, die übertriebensten Aeußerungen seines Schmerzes wie seiner Freude ordentlich aufdrang. Riesenberg hatte an diesem Abend gleich wieder in erhöhtem Grade am Fieber zu leiden.

„Der Better fiedelte sich, so gut es gehen wollte, im Wirthshause an und nahm mir, unter den verbindlichsten Formen, die Pflege meines Kranken ab. Dieser war indessen so sehr an jene kleinen Sorgen und Aufmerksamkeiten gewöhnt, die wir Frauen allein zu leisten wissen, daß er mich ausdrücklich und auf das Angelegentlichste zurückverlangte. Ein neuer Aerger für seinen Better; ihm schien nichts verdrießlicher, als des Barons sichtliche und warme Anhänglichkeit an mich und meine vielleicht schlecht genug verhehlte Theilnahme für ihn. Better Adolf suchte, sobald er dessen inne ward, einen andern Weg, um zu seinem Ziele zu gelangen: er verfolgte mich mit Erklärungen und Bethuerungen, die mir geradezu gehässig und unerträglich wurden. Ich hätte ihnen auf

die Dauer nur entgehen können, indem ich das Haus verließ oder ihm durch den Vater die Schwelle verbot. Beides war gleich unthunlich, und zum Glück ersparte mir Riesenberg die Alternative, indem er seinen Better mit Geschäftsaufträgen auf die Güter und in die Hauptstadt sandte.

„Damit ich in wenig Worten über die ersten Räthsel, welche meines Glücks und meines Unglücks Quelle waren, hingehe: — Adolf war Riesenbergs nächster Agnat, auf ihn fielen Vermögen und Güter, wenn jener ohne Kinder verstarb. Nun ist sein Zorn und unverföhnlicher Haß gegen mich wohl erklärt, die ich, schon im Frühjahr, als Riesenbergs Frau, durch meinen theuern, ehrwürdigen Vater ihm angetraut, auf Riesenberg erschien. Auf's Höchste bestürzt durch diesen raschen Entschluß seines Betters, dem die That gleich gefolgt war, und in Erinnerung an sein leichtfertiges Betragen gegen mich im elterlichen Hause doppelt befangen, war er kaum im Stande, mir einige hervorgestammelte Redensarten und erheuchelte Glückwünsche zu widmen. Um so wortreicher ergoß sich sein Dank gegen meinen Mann, der edel genug war, ihm zu erklären, daß es seine Absicht nicht sei, durch diese Verbindung Adolfs Hoffnungen auf ein reiches Erbe ganz und gar zu vernichten, daß er im Gegentheil sofort ihm eine bestimmte, mehr als genügende Summe zur Leibrente auswerfen und auch sonst für alle Fälle zu seinen Diensten bleiben wolle. Adolfs Erkenntlichkeit gegen Riesenberg, seine respectvolle Aufmerksamkeit für mich, die Maske eines durchaus uneigennütigen und liebevollen Charakters, welche er annahm und Jahre lang auf

das Geschickteste festzuhalten wußte, täuschte meinen Mann, seinen Freund, unser Haus, nur mich nicht. Ich wußte, daß ich einen Todfeind in ihm hatte; unter den Blumen, womit die Liebe meines Heinrich verschwenderisch mir alle Pfade überstreute, glaubte ich fortwährend das giftige Bischen dieser Schlange, seinen schleichenden Gang zu hören, womit er den Boden unter meinen Füßen untergrub. Nur die Besorgniß, meinem Manne unangenehme Stunden für die süßesten Tage zurückzugeben und vor der Welt als Unfriedensstifterin in einer Familie zu erscheinen, welche mich vorurtheilsfrei in ihre Mitte erhoben hatte, hielt mich ab, Riesenberg bekannt zu machen mit dem seltsamen, unwürdigen Betragen seines Vetter's gegen mich vor unserer Vermählung und mit meiner fortdauernden Furcht vor ihm.

„Ueber fünf glückliche Jahre, bis auf jenen einzigen, vorüberziehenden Schatten sonnenklar und ungetrübt, gehe ich mit einem Seufzer der süßesten und zugleich schmerzlichsten Erinnerung hinweg. Wir lebten den Winter über in Dresden unter den angenehmsten geselligen Verhältnissen, in geringer Entfernung von meinen würdigen Eltern, die bei jedem neuen Besuche mein Glück mit Freudenthränen segneten und Riesenberg wie ihren eigenen Sohn liebten. Der Frühling führte uns jedesmal nach Riesenberg zurück, und dort öffnete sich mein eigentliches Paradies. Allein mit dem Manne, an dem mein ganzes Herz mit glühender Neigung und innigster Treue hing, berufen zu regelmäßiger Thätigkeit, die mehr eine Zerstreuung war: so fehlte nichts, um die ausschweifendsten Wünsche eines Weibes zu krönen, als — der letzte und



höchste Segen, welchen Gott durch ein Kind über eine Ehe schüttet. Auch dieser sollte mir werden, aber da es zu spät war. . . ! . .

„Im Mai des vorigen Jahres ging ich eines Abends mit Riesenberg im Garten spazieren. Es war eine köstliche Stunde, vielleicht die köstlichste meines Lebens, gewiß die letzte meines Glückes. Noch nie hatte ich Heinrich so zärtlich und so warm gesehen, als da er, seinen Arm um mich schlingend, mich unter tausend Scherzen und Küssen durch die duftenden Beete und Bosquette zog, in der Stryngen-Laube an meiner Brust lag. Wir schwelgten in jenen spielenden Erinnerungen der Liebe an eine gemeinsame glückliche Vergangenheit, welche die Gegenwart doppelt glücklich zu machen geeignet sind. Heinrich mahnte mich an alle kleinen Einzelheiten aus der Geschichte unseres Bundes, an das niedere Hinterstüblein im Pfarrhause, in welchem ich ihn gepflegt, Abends ihm vorgelesen, an das kleine Holz neben dem Dorfe, wo, fast an derselben Stelle, die ihm beinahe den Tod gegeben, ich weinend vor Seligkeit und dankbarer Rührung, ihm das Jawort gegeben.

„Die Nacht war inzwischen hereingebrochen. Hand in Hand kehrten wir in das Haus zurück, wo der Theetisch, mein Klavier und ein Buch unserer zu harren pflegten. Es war ein Brief an Riesenberg da. Er öffnete ihn in meiner Gegenwart, ward blaß, zitterte, starrte vor sich hin, wie vom Blitz getroffen. Wieder las er und wieder; seine Züge entstellten und verfinsterten sich immer mehr. Erschrocken näherte ich mich, um zu fragen, seine bebende Hand zu fassen; da stieß er mich mit einer

Bewegung der unbändigsten Wuth so heftig von sich, daß ich zur Erde gefallen wäre, hätte er selbst mich nicht wieder unterstützt. Meine Thränen, die Ohnmacht, welche mich in seinen Armen umwarf, brachten ihn einigermaßen zu sich; er versuchte mich zu beruhigen, rief nach meinem Mädchen, umfaßte und küßte mich. Jener Brief, so sagte er, enthalte eine sehr unglückliche Nachricht, die ihn nöthige, gleich morgen, jedoch nur auf kurze Zeit, zu verreisen; im Uebrigen dürfe ich außer Sorgen sein. Er gab sich Mühe, gefaßt zu erscheinen, aber er täuschte mich nicht; es tobte ein furchtbarer Kampf durch seine Seele Um ihn nicht zu vermehren mit meinen Zweifeln und Klagen, zwang ich mich selbst zur Ruhe. Ich ging schlafen. Ach! es war die erste Nacht meiner Ehe, daß ich auf Nesseln lag, statt auf Rosen, und die Dornen sollten ihnen bald folgen.

„Als am nächsten Morgen meine verweinten Augen nach Heinrich fragten, war er abgereist. Abgereist, ohne mir Lebewohl zu sagen! Ich schloß mich in mein Zimmer ein, das ich den Tag über nicht verließ. Das Schreckbild des Unglücksbriefes kam mir nicht aus dem Sinne, und ich verwünschte meinen Kleinmuth, daß ich es nicht gewagt, das Recht der Frau auf ein solches Geheimniß geltend zu machen. Vermuthungen aller Art kreuzten sich vor meinen verwirrten Blicken, ohne daß die rechte daraus hervortauchte; sie lag so tief unter mir, ich war in das Bewußtsein meiner Treue und in das Vertrauen meines Gemahls auf sie so sicher eingewiegt, daß ein solcher Gedanke mich auch im Traume nicht berührt hätte. Meine Angst blieb auf Gott weiß welchen Familien-

angelegenheiten haften. Wie, wenn jener Brief Heinrich seine Mißheirath mit mir vorgeworfen hätte, vielleicht von der Seite eines altadeligen Freundes? Wenn er deswegen einen Augenblick lang auch gegen mich hart geworden? Wenn er ging, um mich zu rächen?

„Bis zum Abend jagte mich meine peinliche Ungewißheit in einem Labyrinth von Besorgnissen umher, die, eine schwerer als die andere, zuletzt meine ganze Besinnungskraft ermüdeten. Von quälendem Nervenkopfweg heimgesucht, mußte ich hinaus in's Freie. Durch dieselben Aueen, wo ich gestern, an der Seite meines Mannes, beflügelt vom Glück, über den Boden geschwebt war, schlich ich heute traurig und geknickten Hauptes, nur von meinem Kammermädchen begleitet. Am Ende des Bindenganges trat mir auf einmal der Jäger Riesenberg's, Frik, entgegen. Erstaunt, ihn hier zu finden, der sonst seinem Herrn auf Schritt und Tritt folgte, fragte ich, warum er zurückgeblieben, wann und wie mein Mann abgereist, ob er nichts über seine Rückkehr wisse? Frik antwortete lange und angelegentlich, in leisem Tone; ich selbst suchte das Gespräch nicht abzukürzen, weil es mir ein Trost war, wenigstens über den lieben Flüchtling reden zu können, und weil ich Frik, als Denjenigen, welcher mir meinen Heinrich zu allererst angekündigt und zugeführt hatte, gern und freundlich auszuzeichnen gewohnt war. Nachdem ich ihn entlassen, kehrte ich nach Hause zurück. Ich legte mich früher als gewöhnlich nieder, und Christiane, das Mädchen, brachte mir den Thee an das Bett. Sie ging, ich nahm eine Tasse und fiel bald darauf wider alles Vermuthen in einen tiefen Schlaf.

„Der Knall eines Schusses erweckt mich mitten in der Nacht. Ich fahre entsetzt auf. Das Nachtlcht brennt auf meiner Toilette, und bei seinem schwachen Scheine gewahre ich, wie Schatten an meinem unklaren Auge vorüberfahrend: meinen Mann, die rauchende Pistole in der Rechten, gehalten von Adolf und dem Schloßverwalter, zu den Füßen meines Bettes Christiane, ganz verwirrt und besinnungslos, und Fritz, den Jäger, welcher aus der offenen Thüre rechts von meinem Lager hinausstürzte, eine Thüre, die sonst als unnütz und zuglützig von mir immer verschlossen gehalten worden war. Das Alles stand, wie von Blikesklarheit erhellt, vor mir und verschwand alsbald wieder in dumpfer Finsterniß. Ich rief den Namen meines Mannes und breitete die Arme nach ihm aus, er aber wankte mit einer Geberde des tiefsten Abscheues gegen mich hinaus in mein Zimmer, und ich sah, halb aufgerafft in meinen Rissen, wie er dort auf den Schreibtisch losstürzte, alle Schubfächer durchwühlte und ausschüttete, bis er zwei Paquete Briefe hohnlachend und mit wüthendem Aufschrei an sich riß. Ich wußte mir nicht eine Figur, einen Zug aus dem schrecklichen Nachtgemälde zu deuten, das wie ein Traumgesicht vor mir stand und verschwand. Noch einmal lallte ich den Namen „Heinrich“ und sank ohne Besinnung zurück.

„Erst mit dem hellen Morgen wich der Schlaf, der wie ein Alp betäubend auf mir gelegen. Ich sah mich um, ich fragte: Christiane saß auf einem Schemel zu meinen Füßen, aber ihre einzige Antwort war ein unter Thränen und Schluchzen hervorgestohenes: Ich weiß nicht. — Und mein Mann, wann kam er denn wieder? wo ist

er? Und diese Thür, warum war sie nur auf einmal offen? Warum die fremden Männer in meinem Schlafzimmer, der Better, der Verwalter, der Jäger?" — „Ich weiß nicht, ich weiß nicht!“ — „Wo ist aber jetzt mein Mann, und weswegen kommt er nicht, mich zu beruhigen?" — „Ach, ich weiß nicht; der gnädige Herr sind noch in der Nacht mit Baron Adolf weggefahren." — „Weggefahren? und wohin denn, warum denn? Um Christi Barmherzigkeit willen, was bedeutet dies Alles?" — „Das weiß ich ja nicht, gnädige Frau, und ich weiß es nun einmal nicht!"

„Kaum war ich halb angekleidet, so ließ sich der Verwalter melden. Er kam, ein würdiger alter Mann, mir von Herzen ergeben, mit Thränen in den Augen, mit wankenden Füßen. „Der Wagen," stammelte er, „ist angepannt." — „Der Wagen?" — „Ja." — „Für wen und wohin?" Stumm und abgewendet reichte er mir ein offenes Billet meines Mannes, das ich hastig ergriff und verschlang. Es brauchte dazu weniger Augenblicke, denn das zerknitterte Blatt enthielt nur einige verzerrte Züge seiner Handschrift, die ich, noch immer wie im Traume, entzifferte: „Du wirst Dich meines Wagens bedienen, um zu Deinem Vater zurückzukehren; dort erwarte meine Befehle."

„Man trug mich hinab, man hob mich auf den Sitz. Meine Koffer waren schon aufgepackt. Der Verwalter und Christiane stiegen ein, und so ging's zum Thore hinaus, ach! durch dieselbe Lindenallee, die wir vorgestern selbender durchwandert, an den Schwänen im Weiher vorbei, die wir oft aus einer Hand gefüttert. Der Hund

des Gärtners sprang lieblosend zu mir empor; die Menschen aber schienen im Garten wie im Schlosse ausgestorben.

„Sobald ich zu reden vermochte, beschwor ich den Verwalter flehentlich um die Lösung des furchtbaren Räthsels. Alles, was ich ihm zu entreißen vermochte, waren die nur noch dunkleren Worte: Gnädigste Frau Baronin, wie soll ich es Ihnen denn sagen, wenn Sie es selbst nicht am besten wissen?

„Zum Glück dauerte die schreckliche Reise nicht lange. Wir fuhren die ganze Nacht durch und gelangten gegen den Mittag des andern Tages nach Meissen. O, welches Wiedersehen, als der Kirchturm meines Dörfleins, der Giebel des Pfarrhauses, der Wald am Saume des Wassers, wo Heinrich geblutet hatte, vor mir auftauchten! Sie alle unverändert, und ich!!

„Noch ehe wir an die ersten Hütten gelangten, erkannte ich die Gestalt meines Vaters, auf der Landstraße unserm Wagen entgeneilend. Ich ließ halten, stürzte in seine zitternden Arme, küßte seine grauen Haare; „mein Vater“ und „mein Kind“ war Alles, was wir zu stammeln vermochten. Nach einer langen Umarmung wand sich der ehrwürdige Greis sanft von meiner Brust los; mit einem Blicke, mit einem Tone, die mich zermalmt hätten, wäre ich schuldig gewesen, vor denen ich, die Unschuldige, schauderte und bebte, fragte er mich, sein schwarzes Sammetmützchen von dem kahlen Scheitel nehmend: „Vor Gott und diesem Manne da, kann ich Dich noch meine Tochter nennen? Ist es wahr, daß Du abgewichen bist von dem Pfade der Tugend und der Pflicht,

dem einzigen, den Dich mein Wort geführt? Bist Du die unwürdigste und undankbarste der Frauen geworden, so sei auch nicht mehr meine Tochter, so tritt nie wieder über meine Schwelle, so laß Deine alte Mutter, Deinen armen Vater allein und verzweifelnd sterben an der Schande, die Du über ihr Haus und ihren Namen gebracht! Wenn Du aber, wie mein Herz es glaubt, unschuldig und unglücklich bist, ein Opfer der Verleumdung und des Verrathes, wie sie in den Schlössern der Großen dieser Erde schleichen, so sind die Arme und die Thüren Deiner Eltern Dir noch offen, so komm und leide mit ihnen, was Gott sendet!“

„Ich erhob meine Hand feierlich zu dem Gotte, dessen Diener vor mir stand, und schwur mit dem heiligsten Eide, daß ich nicht nur unschuldig sei wie das Tageslicht, das über mir strahle, sondern auch nicht einmal wisse, wessen man mich anklage. Mein Vater umarmte mich mit Freuden- und Kummerthränen im Auge und rief, gegen mich und meine Begleitung gewendet aus: „So komm denn mit mir, mein armes Kind. Dein Fuß soll diesen Wagen nicht mehr betreten, und wollte Gott! er hätte es nie gethan. Führen Sie ihn sammt Allem, was er enthält, Ihrem Herrn zurück und melden Sie ihm, meine Tochter bedürfe dessen nicht, ich nehme sie, wie ich sie ihm gegeben, arm, aber unschuldig; nur ihr Glück sei bei ihm geblieben!“ Darauf ergriff er meinen Arm und führte mich, aller Gegendvorstellungen des Verwalters nicht achtend, hinweg. Zu den Füßen meiner Mutter, welche der Schreck und die Scham auf das Sterbebett geworfen, lösten mir endlich die schonenden Worte des Vaters

den Knäuel, den ich um mich gestricht fühlte, wie von dämonischen Mächten. Es ward mir der Brief Riesembergs vorgelegt, worin er meinem Vater anzeigte: er sende ihm seine Tochter zurück, so schuldig und besleckt, wie er sie aus seinen Händen empfangen; Gegenwarts mehrerer Zeugen habe er, mich durch eine Abwesenheit täuschend, um Mitternacht seinen Jäger Frik in meinem Schlafzimmer ertappt, und schriftliche Beweise, in deren Besitz er stehe, thuen unwiderleglich dar, wie dieses abscheuliche Verhältniß schon während seiner Krankheit im Pfarrhause angeknüpft und durch die ganze Zeit meiner Ehe fortgesponnen worden. Nur aus Rücksicht auf meinen Vater, so schloß das Schreiben, werde ich geschont und solle dafür ohne Verzug in die von ihm anhängig gemachte Scheidungsklage eintwilligen.

„In der Verzweiflung, welche wie Berge auf mein gebrochenes Herz stürzte, war nicht das Bewußtsein meiner vollkommenen Schuldlosigkeit der schärfste Stachel, sondern der Gedanke an das Leid Heinrichs, welches mir ungleich fürchterlicher erschien als das eigene. Er liebte mich, wie ich ihn, er mußte mich treulos und verloren glauben, während ich nicht nur mein Gefühl für ihn bewahrte, nein, auch die Zuversicht auf eine endliche Zerstörung der Cabalen, denen ich als Opfer fiel. Ich bat meinem Vater die Erlaubniß ab, an Riesenberg schreiben zu dürfen: das erste Mal erfolgte keine Antwort, das zweite Mal kam mein Brief uneröffnet zurück. Meinen Mann sah ich seit der Scene jener Nacht nicht wieder, ich wußte nicht einmal, wo er sich aufhielt. Mittlerweile nahmen die peinlichen Vorbereitungen des Rechts-



handels Anfang und Fortgang; entschlossen, niemals in eine Scheidung zu willigen, weil ich dadurch das Verbrechen eingestanden hätte, dessen mich meine Feinde bezichtigten, war ich genöthigt, einen Rechtsbeistand anzunehmen. Außer seiner Hilfe ward mir bald darauf auch eine ärztliche nöthig. Der Doctor erklärte mir auf meine Klage, daß ich mütterliche Hoffnungen habe, — eine Botschaft, die mich wenige Monden früher noch wie ein Gruß himmlischer Heerschaaren überrascht und verkündet hätte; jetzt stürzte sie mich in einen noch tieferen Abgrund der Hölle. Ein Kind gewonnen, und seinen Vater verloren! Mutter und Wittve durch einen Tag!

„Da unsere Verhandlungen durch die Hände der Advocaten gingen, empfing Riesenberg auf diesem Wege die Kunde seiner Vaterschaft. Keine Erwiderung. Nach Verlauf mehrerer Wochen liefen wiederholte Anträge auf Scheidung ein; man bot mir ein Jahrgehalt von zweitausend Thalern gegen die Ablegung des Namens Riesenberg und Zustimmung in die Scheidungsklage. Von meiner Seite das alte, feste Nein. Die Zeit wälzte sich qualvoll und langsam auf dem Rechtswege dahin, ohne daß die Angelegenheit selbst nur einen Fuß breit vorrückte. Endlich kamen — es war wenige Wochen vor meiner Niederkunft — gerichtliche Zeugnisse und Erklärungen, begleitet von einem höhnischen Briefe des Baron Adolf. Jene Actenstücke enthielten: eine Zeugenaussage über die bekannten Räthsel der Nacht, unterschrieben von Adolf, dem Verwalter, meinem Kammermädchen, und weiter im Original zwei Paquete Briefe, von der Hand des Jägers, deren eine Folge, des scandalösesten Inhalts, an mich

gerichtet war und die andere an einen Bedienten des Barons Adolf, beide anhebend in der Zeit, wo Riesenberg in das Pfarrhaus kam, und fortgesetzt bis zu der letzten Katastrophe, nichts als Ausdrücke der gemeinsten Gefinnung, Bestellungen zu Zusammenkünften hinter dem Rücken meines Mannes, Dankfagungen für Genüsse, deren Erwähnung mich anerkelte, Betheuerungen, daß die gnädige Frau Baronin eben so gut sei, als das kleine Pastorenmädel, Spott und Hohn über Riesembergs Blindheit und eheliches Glück. Alle diese Papiere hatte mein Gemahl in meinem Schreibtische gefunden, wo ich nur die Briefe meines Vaters, die einzigen, welche ich je im Leben empfangen und beantwortet, aufbewahrt wußte. In der Darstellung des Ereignisses jener Nacht war meine Krankheit, der Spaziergang im Garten, das Gespräch mit dem Jäger als Verstellung und Verabredung benützt, und alles mit einem Worte so consequent und planvoll angelegt, daß nicht nur meine Hoffnung auf Befreiung aus dieser teuflischen Schlinge mich verließ, sondern sogar mein Anwalt den Glauben an seine Sache verlor und mich mit Drohungen der Geseze einschüchterte, statt mir zu rathen und zu helfen. Der Brief des Better Adolf vollendete, was jene Actenstücke übrig gelassen. Er schrieb: sein theuerster Freund und Verwandter, auf das Tiefste verletzt durch die Aufführung einer Person, deren Grundsätze noch niedriger seien als ihre Geburt, habe, um nichts mehr von der unwürdigen Angelegenheit zu hören, ihm deren Durchführung anvertraut. Er schätzte sich glücklich, seinem Wohlthäter die erste Entdeckung des ungeheuern, an ihm verübten Frevels habe geben zu können, und wollte seinen

danfbaren Eifer durch die Vollendung des rechtlichen Sieges über denselben bethätigen. Was die Nachricht von meinen dormaligen Umständen betreffe, so müssen diese, falls sie sich als wirklich erwiesen, nur ein neuer Beweis gegen mich sein, und Riesenberg werde in keinem Falle ein unter solchen Verhältnissen von mir geborenes Kind als das seinige anerkennen, nachdem er fünf Jahre lang vergeblich auf eine Frucht seiner an mich verschwendeten Liebe gehofft.

„Auf solchen Säulen ruhte die Wiege meines Kindes. Nie, nie werde ich die Empfindung vergessen, und wenn ich hundert Jahre lebte, womit ich sein neugeborenes Haupt an meine Brust drückte. Schmerzenreich hätt' ich ihn taufen mögen, taufen mit meinen Thränen und mit meinem Herzblute, diesen Zeugen der Liebe und der Treue seiner Mutter, welchen die Welt nur als Zeugen der Schande anerkennen wollte, und den sein Vater noch vor der Geburt verstieß und verfluchte. Aber Gottes Hand, sichtbar über mir in meinem namenlosen Jammer, verwandelte jenen Fluch in Segen, und als ob ein Zeichen von ihm alle Menschenlist und Lüge zu Schande machen möchte, so grub er dem kindlich lächelnden Gesichte nicht nur alle Züge des geliebten Vaters auf das Unverkennbarste und Auffallendste ein, sondern er stempelte auch sein Aermchen oberhalb der linken Hand mit einem kleinen Muttermale, das Heinrich genau an derselben Stelle hat.

„Kurze Zeit nach der Geburt des Knäbleins, dem mein Vater den Namen Gottfried in der Taufe beilegte, trafen neue Nachrichten über Riesenberg ein. Er war in Karlsbad.

Sein Anwalt überreichte Briefe von ihm, die mehr als jede, auch die kränkendste und furchtbarste Erfahrung, entschiedener als das schändeste Unrecht, die schwärzeste Verleumdung mein Herz zerbrachen. Mit der Gewißheit, seine Liebe verloren zu haben, rieselten die Schauer des Todes über mein Leben und eine wohlthätige Entsagung legte sich starr und frostig in meine Seele. Nun ist meine Kraft, zu widerstehen und zu dulden, gebrochen; ich will, ich wünsche, ich wage nichts mehr, und in dieser Stunde empfängt der Baron Riesenberg die schriftliche Erklärung meiner Zustimmung in seine Scheidungsklage.“

9.

„Der Schein trügt.“

So begann die Antwort, welche Gräfin Dronte, noch in derselben Nacht nach Theresens Erzählung, auf Riesbergs glückverheißenden Brief entwarf. Sie war lang und schwer, diese Antwort, lang wie der Traum und schwer wie das Erwachen der Seele, die sie schrieb. Kein Schlaf, berührte die Augenlider der Schreibenden und kaum eine Thräne erquickte sie, während unter einem Dache mit ihr das Haupt ihrer Nebenbuhlerin an des Kindes Seite sanfter ruheten, als seit langer Zeit.

Wer möchte in das Blatt schauen und wer in das Herz der Frau, welche dort bei niedergebrannter Kerze sitzt, ihre Blicke noch flackernder als das dunkle Licht, ihre Hände rascher fliegend als der stürmisch wallende Athemzug ihres entfesselten Busens?

Der Morgen graute, als die Gräfin geendigt hatte. Das Wachs, welches sie auf die kleine Hülle des großen Geheimnisses träufelte, war minder schwarz als ihre Stimmung und weniger heiß als ihre Thränen. „Mein Todesurtheil!“ hauchte sie und sank erschöpft zurück im Sessel.

10.

Kiesenberg erhielt den Brief der Gräfin zu Dresden. Es ist unnöthig, zu erzählen, wie er, einmal auf die richtige Spur gebracht, den dunkeln Gang des an ihm und seinem Weibe verübten Betruges bald vollends aufgedeckt und zu Tage gefördert hatte. Die Kammerfrau der Baronin wurde zuerst gefaßt und bekannte; durch sie ward man dann auch des Jägers habhaft, mit welchem sie im Einverständniß und in sträflicher Verbindung gestanden. Adolf, der Lehensvetter Kieselbergs, Haupt und Hand des ganzen Planes, welcher jene zwei nur als Werkzeuge gebraucht und mit bedeutenden Versprechungen oder Belohnungen erkaufte hatte, wußte sich, wie denn dieses in der Welt zu ergehen pflegt, der strafenden Gerechtigkeit durch schleunige Flucht zu entziehen. Es steht zu hoffen, daß sein nicht gewöhnliches Talent für Intrigue ein würdiges Feld und Ziel gefunden hat.

Trotz aller Eile und Hast, womit Kieselberg die Untersuchung und Verfolgung betrieb, vergingen doch zwei volle Monate, ehe er dieselbe zum Abschlusse und seine durchaus verschobenen Pläne, seine verwirrten

Geschäfte zur Ordnung geführt hatte. Ob es ihm gelang, mit seinem Innern gleich schnell und glücklich in's Klare und Feste zu kommen, das wollen wir eben so wenig untersuchen, als die Empfindungen beschreiben, mit denen er auf dem kürzesten Wege von Dresden über Zittau und Reichenberg nach Drontheim aufbrach.

Es war ein nebliger, trauervoller Octobertag, als sein Wagen durch die laubbestreuten Pfade des Parks in das Schloß einfuhr. Die Gräfin und die Baronin saßen beim ersten Kaminfeuer im Salon; zwischen ihnen lag auf einer Chaise longue das Kind, dessen große blaue Augen hell und freundlich in die zuckenden Flammen schauten. Bei dem Gerassel der Räder über den Hof fuhren beide Frauen auf, nach der Thüre zu. Aber die Gräfin faßte sich und blieb nach einem heftigen Schritt still stehen, die Hände fest auf ihre linke Brust pressend. Während ihre Freundin hinauseilte, trat sie zurück, küßte vorüberfliegend das Kind und verschwand dann durch die mit Gardinen verhängte Glasthür, welche auf den Balkon hinausführt.

Dort stand sie, den Blick nicht zurück in's Zimmer, sondern hinaus in den herbst- und abend-düsteren Garten gewendet, die gefalteten Hände auf das eiserne Geländer stützend, aufrecht, ruhig und still, wie eine Bildsäule.

Der Schein trügt.

---



•

•

•

•

•

—

—

—

—

# Wolken-Kuren.





\*

\*

\*

„Sagten Sie etwas?“

„Ich? Keine Silbe!“

„Aber Sie, Baron?“

„Ich gähnte bloß laut.“

„Das können wir Alle. Allons donc: ein neues Plaisir, ein Gesellschafts-Spiel für Kurgäste! Andere Menschen denken laut, wir gähnen laut. Allgemeine Gähnfreiheit. Und zwar à tempo. Der Graf hat das Commando!“

„Bravo!“

„Bravissimo!!“

„Eins, zwei, drei!!“

Und ein ungeheueres Gähnen, mit obligatem Gelächter, erfüllte die Lüste.

„Ich finde,“ bemerkte der Graf und zündete seine Cigarre auf's Neue an, „ich finde, daß die Molke unseren Lungen schon ungeheuerer Dienste gethan hat. Wir gähnen unser Unisono so laut, daß mancher deutsche Hofoperchor sich ein Muster an uns nehmen könnte!“

„Und daß unsere Nachbarn, die Gelein im Stalle, alsbald einfallen werden.“

„Eigentlich, meine Herren,“ sagte der Graf wiederum, „ist es eine Sünd' und Schande, daß ein Halbduzend Leute unseres Schlages nicht einmal für ein Paar Wochen das schlechte Wetter des lieben Herr-Gotts in gutes zu verwandeln wissen. Wofür haben wir denn Geist und Gaben? . .“

„Esprit pour quatre,“ unterbrach der Baron, „unserer sechs.“

„Ah bah, keine schlechten Witze! Da lassen wir die Damen im Wolkensaale sitzen.“

„Sammt ihrem Strickstrumpfe!“

„Lassen das Billard im Rauchzimmer stehen.“

„Sammt den Biergästen aus Tegernsee, Schliersee, Achensee und anderen schönen Gegenden!“

„Und lassen die Zeitungen im Lesecabinet liegen.“

„Pfui Teufel, Zeitungen! Graf, es ist weit mit uns gekommen, daß Sie an Zeitungen erinnern dürfen. O Landbote, o Landbötin, o Ausland, o Inland! Donnerwetter, meine Herren, ich stimme dafür, daß Kreuth ein langweiliges Nest ist. Aux voix, Messieurs!“

Der Baron schlug auf den Tisch, daß die Kaffeetassen erschreckt zusammenfuhren. Seine Freunde lachten ihn aus.

„Mir ahnte so etwas, fuhr er fort, da ich hereinreiste. Mein Doctor verordnet mir zur Abwechselung, statt der hergebrachten Sommer-Bade-Reisen nach Karlsbad, Marienbad, Rissingen, Homburg, heuer eine Luft- und Wolkens-Kur zu Kreuth. Baiarisches Gebirge, primitive Sitten, Volksleben mit obligatem Citherspiel, spezifische

Alpenluft. Bon. Die Luftkur fängt in München an, mit Einsperrung in ein sechschlättriges Eisenbahn-Coupe zur Fahrt nach Holzkirchen. In Holzkirchen: Aussteigen aus dem Coupe, Einsteigen in einen altbayerischen Gilwagen. Uebermalige, erschwerte Einsperrung von sechs Personen in einen salva venia Affenkaften. Von selbigen sechs Personen konnten zwei allein für ein halbes Duzend, dem Gewichte nach, zählen: ein Pferdehändler aus dem Mecklenburgischen, eine Säugamme für einen Lungenkranken Engländer, zum Versuche eines neuen Heilmittels, ein Drittel Kuhmilch, ein Drittel Eselmilch, ein Drittel Frauenmilch, vermischt. Rauchen natürlich verboten, Stinken erlaubt. O horrible, horrible, most horrible!“

Der Baron schüttelte sich.

„Was will das bedeuten,“ erwiderte der Assessor, „in Vergleich zu meinem Glende? Denken Sie sich, Verehrteste, daß ich mit einer Berliner Jüdin von Magdeburg bis Kreuth tête-à-tête- gereist bin, Tag und Nacht, und daß sie, Tag und Nacht, jeden Maulwurfsbau als das „Hochjebirge“ emphatisch begrüßte, und bei jeder Baracke am Weg den Conducteur fragte, ob das Kreuth wäre, und bei jedem Alee-, Bohnen- und Wicken-Feld die lange Nase aus dem Orient wie ein junges Füllen emporreckte, um mir die Augen auszustossen und nach Vorschrift des „Hausarztes“ die „Jebirgsluft“ ordentlich wirken zu lassen.“

Der Graf meinte: „Mit allem dem kommen wir um nichts weiter. Da sind wir einmal. Da bleiben müssen wir einmal. Also: einen Entschluß gefaßt.“

Amüsiren wir uns. Trotz Regen und Kälte, trotz Kräuterkraut und Wolke, trotz Doctor und Apotheker: amüsiren wir uns. Es lebe Herr Hampelmann; er amüsierte sich doch!"

„Vive Hampelmann, quand même!"

„Viva, viva!"

„Eljen!"

„Hampelmann for ever!"

Die jungen Männer, sechs bis acht an der Zahl, erreichten ihren Zweck; sie amüsirten sich. Glückliche Jugend, genügsame, schöne, selbstzufriedene Zeit! Von dem grauen Himmel goß es in Strömen hernieder, wie nur ein Landregen im Hochgebirge zu gießen vermag. So dunkel und schwer war die Luft, daß vom Blauberger auch nicht ein Stein sich zeigte. Die Fahne auf dem grünen Wiesenplan vor dem großen Badehause hing trübselig, mit verwaschenen Farben, an der hohen Stange herab. Auf das leinene Dach des Balkons, wo die Vergnüglinge ihren kurwidrigen Nachmittagskaffee sammt kurwidrigeren Cigarren in kurwidrigster Langweile einnahmen, klatschten die Tropfen wie der natürlichste Wasserfall. In dem Hotel selbst alles wie ausgestorben: die Damen strickten, plauderten, federballten im Mollensaal, Kranke und Alte schliefen, Kinder und Hunde krochen frostig in ein warmes Küchentwinkeln.

„Ich möchte wissen," begann nach einer kurzen Weile Einer der Amüsanten mit leiserer Stimme wieder, „wie es unser Solitaire drüben anfängt; mir scheint, der impertinente Mensch ennuyirt sich niemals." Zu diesen Worten winkte er mit den Augen an ein kleines Tischchen

hinüber, wo, ein Paar Schritte von der Gruppe entfernt, ein Mann allein hinter seiner Kaffeetasse und einem Buche saß, die Füße bequem und nachlässig auf einem zweiten Stuhl ausgestreckt. Er nahm an nichts Theil von allem, was um ihn vorging; freilich ging auch nichts vor. Sein Auge, gewöhnlich auf die Blätter des Romans geheftet, flog dann und wann nur auf einen Blick in das Gewölk und in den Nebel empor; übrigens ein dunkles, großes Auge, nur lang beschattet und fast immer halb geschlossen.

„Fragen wir ihn,“ hieß es am runden Tische.

„Mauvais genre,“ tadelte der Baron, „das Absondern und Abschließen. Wozu das? Herr von Resau! Wer ist Herr von Resau? Wollen wir was Apartes haben, die wir doch auch was Apartes sind? Par exemple! Freiheit und Gleichgiltigkeit: das ist wenigstens meine Maxime, versteht sich nur im Bade.“

„Ebendestwegen, Baron! Freiheit und Gleichheit! Lassen wir ihm die seine!“

„A d'autres, mon] cher comte! Ich frag' halt. Eine höfliche Frage, damit kommt man durch die ganze Welt, sagte mein seliger Hofmeister, der der höflichste Mensch von der Welt war und nie weiter kam als von meines Vaters Schloß in meines Onkels Pfarrhaus. A propos,“ rief er dann an das kleine Tischlein, sich halb umdrehend, hinüber, „à propos, Baron Resau, wir reden so eben darüber, ob Sie sich wirklich niemals langweilen, comme nous autres gens du monde?“

Der Unterbrochene sah halb lächelnd auf; ein Lächeln, welches die schönsten Zähne unter dem schönsten dunklen

Schnurrbart zeigte und einen im regelmäßigen Ausdruck strengen, beinahe unfreundlichen Mund angenehm entwölkte. Er antwortete in diesem Lächeln: „Nein, Herr von Dahlen, niemals.“

„Und warum nicht, s'il vous plaît?“

„Weil ich immer allein bin.“ Das Auge schloß sich wieder halb, um den Mund zuckten die alten Falten zusammen.

„Impertinent!“

So murrte der Baron Dahlen vor sich hin; er hätte es lauter gesagt oder mehr hinzugesetzt, wenn ihn nicht ein Blick des Grafen zurückgehalten. Letzterer, um keine verdrüßliche Scene auskommen zu lassen, fragte weiter: „Darf man wissen, wer im Augenblicke Ihre Einsamkeit mit Ihnen theilt, Herr von Resau?“

„Ich lese die Mollkenkur von Ulrich Hegner.“

„Ist das gut?“

„Connais pas.“

„Ein altes Buch schon, dünkt mich?“

„Und ein sehr einfaches, Herr Graf, nach der neuen Weise des Urtheils und des Geschmacks.“

„Kommt nicht ein hypochondrer Oberst drin vor und eine Mésalliance?“ So fragte der Assessor.

„Allerdings, wenn Sie eine Heirath aus Liebe Mésalliance nennen, weil der Mann eines Predigers Sohn war und das Mädchen ein Fräulein von.“

„Damals,“ kritisirte der Assessor weiter, der, im Vorübergehen bemerkt, von bürgerlichem Stande war, „damals hatten es die Autoren gut. Mit einem Bändlein mittelmäßiger Gedichte rangirten sie zu den deutschen

Classikern. Eine schale, alltägliche Erfindung, ein bißel Sentiment dazu, viel Moral, sehr viel Moral, puff! der Roman war fertig. Keine Idee von Passion; nichts Erhabenes, nichts Abgründliches; keine Erschütterung, nur eine Unterhaltung, wenn's hoch kommt, für junge Mädels. Mich wundert, wie Sie dergleichen noch lesen mögen, da Sie die gesammte Literatur, alt und neu, und nicht bloß oberflächlich zu kennen scheinen, Herr von Resau?"

„Ebendestwegen, Herr Assessor, ebendestwegen. Sie haben Recht: von Passion hat mein alter, ehrlicher Schweizer keine Idee. Es ist, wie ich dem Grafen Letten sagte, eine ganz einfache Geschichte, ganz einfach erzählt: ein Tag in den Alpen, klar, kühl, gesund.“

„Beitrag zur Molkentur also?"

„Warum nicht, Herr Baron?"

„Molkentur lesen, Molkentur machen. Je vous la souhaite bonne et heureuse. Sie müssen einen famosen Magen haben.“

„Und eine recht schwache Brust. Das Reden greift mich an. Verzeihung, meine Herren!"

Mit einem verbindlichen Neigen des Hauptes kehrte der Leser zu seinem Buche zurück. In seiner ganzen Weise lag etwas so durchaus Unbefangenes, Bestimmtes, Ruhiges, so gar nichts von Zwang und Anspruch, daß Niemand von seinem Zurücktreten aus der angespannenen Unterhaltung sich verlezt fühlen konnte. Der Baron Dahlen selbst hatte schon einmal, halb im Scherz und halb im Ernst, über ihn gesagt: „Ce diable d'homme, s'il n'était pas tout-à-fait comme il faut, il faudrait lui montrer, comme il faut être avec des gens comme il



faut.“ Beharrlich war, wie von dem Désennuyés-Club auf der Terrasse, Resau während seines ganzen Aufenthalts von der Gesellschaft entfernt geblieben; eine Haltung, welche in Kreuth schwierig, kaum möglich, jeden Falles auffallend ist. Die Mollengäste sind durch die Hausordnung und durch örtliche Verhältnisse auf dieselben Stunden, in dieselben Räume gewiesen; ein gemeinsames Wohnhaus, gemeinsame Mahlzeiten, gemeinsame Kurmittel machen Eine große Familie aus Fremden und Bekannten, welche die Gebirgsschlucht noch entschiedener gegen Außen abschließt. Da liegt, mitten im bayrischen Hochlande drin, dies moderne Kloster oder Phalanstère oder englische Villa; heraus kann Niemand, bei schlechtem Wetter doppelt nicht, sich hervorthun wieder Niemand, weder durch Geld noch durch Rang, sich absondern endlich nur, wer es gewaltsam versucht und fest durchführt.

So Resau.

Schon seit mehreren Wochen antwesend, blieb er der für die Saison gesammelten Gesellschaft fortwährend ein Fremder. Wer ist denn der blasse Mann von No. 61? hieß es. — Kein Bescheid als der äußerst dürftige des Gastbuches: Karl Anton von Resau, Gutsbesitzer aus Sachsen. — Ein Fabrikant aus dem Voigtlande wollte die Familie kennen und machte sich als Landsmann an den Unnahbaren; höflich, aber kalt ward ihm begegnet. — Die Damen, gewöhnlich der Kreuther Gesellschaft Mehrzahl, fanden den Schweigsamen zuerst interessant, da das nichts frommte, affektirt, und endlich, da das nichts schadete, langweilig. Sie wollten nur wissen, ob er verheirathet sei. — „Ich wette, Wittwer,“ sagte eine

junge Edeldame aus Franken, „und es gefällt mir von ihm, daß er um eine gewiß geliebte Frau so tief und so treu trauert.“ — „Ach nein, meine Beste, eher unglücklicher Anbeter,“ lispelte eine Wittve, das coeur incompris der Gesellschaft und ein Stücklein von einem Blaustrumpf. — „Vous n'y êtes pas, Mesdames,“ entschied der Baron, „er ist Bräutigam; daher seine Trauer. Das könnte mir sogar eine unheilbare Melancholie geben.“

Was sorgen sich doch die Menschen um Einen, der nicht ist wie sie? Suchet sie auf, und ihr werdet nicht finden; fliehet sie, und ihr werdet gesucht sein. Die Gesellschaft hat die Richtung des Jahrhunderts angenommen: sie nivellisirt. Resau ragte als einzelner, starrer Fels in die Höhe; sein Auge, wenn es sprach, sprach aus, daß dieser Fels ein Vulkan, aber ein ausgebrannter. Auch war er ernstlich leidend, wie der Arzt versicherte, nicht bloß Dilettant. Er brauchte seine Kur gewissenhaft. Das erste Morgengeläute, früh um sechs Uhr, ein ewiges crève-coeur für den Baron, traf ihn schon mit dem Glas in der Hand in der Trinkhalle. Nach der Molkenstunde ging er gewissenhaft spazieren, dem Schnee, dem Regen, dem Wind entgegen. Er frühstückte auf seinem Zimmer, speiste nie zu Nacht und saß an der Mittagstafel neben einer alten Dame, welche taub war, so daß seine Unterhaltung sich auf die Musik beschränkte. Seine einzige Unregelmäßigkeit, deren er sich vor dem Arzte selbst anklagte, bestand in häufigen Nachtwachen. Späte Gäste hatten in seinem Zimmer noch Licht bemerkt, wenn das ganze Haus schon in tiefem Schatten des Schlafes lag.

---

Derfelbe Regentag, welcher die jungen Löwen der Kreuther Welt fo grimmig gemacht hatte, ging in einem fchönen, stillen, blauen Abend an den Bergen nieder. Vom Sonnenlicht gelockt, verließen die gefangenen Bienen ihre Zellen, eine nach der anderen, und fchwärmten auf dem grünen Plateau und in den Sandwegen nächst dem Hotel luftdürftend und ftrahlenfroh umher: franke, fchwache Gefaltten zum Theil und bleiche Gefichter, auf welche die furchtbare Krankheit mehr oder minder deutlich ihre fchrecklichen und doch fchönen Züge gefchrieben. Die Mufik fpielte auf vor dem Hause und weckte den Wiederhall der ernften, großen Berge mit ihren heiteren Weifen. Aus den Wäldern hauchte ein frifcher Lebens-Athem, Harz- und Laubduft, vermischt mit dem fchöpferifchen Brodem der erquickten Erde, über die gefunden Blumen des Gebirgs und über franke Menschen aus der Ebene.

Baron Dahlen, wie gewöhnlich umgeben von einem Häuflein junger Männer, fand abermals auf dem in eine Terrasse verwandelten Balkon und kritifirte Natur und Gefellfchaft, was gerade an dem beweglichen Auge ihm vorüberftreifte. Graf Letten, der Einzige, mit dem Refau zuweilen verkehrte, ging mit Lechterem hin und her vor dem Hause.

Plötzlich öffnete fich die Hauptthüre und es trat eine Dame heraus, welche den Kreis der Männer durchfchritt, die fteinernen Stufen hinabftieg und geradeaus in den nächften, dem Walde gegenüber zuführenden Fußpfad lenkte. „Eine Fremde!“ fcholl es um fie her, hinter ihr drein. Die Vornetten flogen heraus: „Wer ift fie? — Woher kommt fie? — Kennt fie Jemand?“ — Lauter

Fragen, keine Antwort. — „Mit dem Giltwagen kann sie nicht gekommen sein,“ versicherte Einer der Herren; „er war leer, wie wir alle vom Fenster des Speisezimmers zu Jedermänniglichs Verzweiflung bemerkt haben.“ — „Mit Extrapost denn?“ — „Eben so wenig, es ist heute keine herein.“ — „Per Jäckel also.“ — Das heißt im Argot von Bad-Steuth mit dem Münchener Stellwagen. — Alle Gesichter verlängerten sich, die Vorgnetten fielen malerisch auf das Gilet zurück: „Per Jäckel also!“ — „Nichts Geschicktes.“ — „Am Ende gar eine Freigästin.“ — „Tout au plus eine Landrichters-Wittwe aus der Umgegend.“ — „Pas si vite, Messieurs,“ sagte der Baron, die Fremde aufmerksam verfolgend mit dem Glase. „Très-bien chaussée, très-bien gantée; une mise tout-à-fait simple et distinguée; je vous dis, que c'est une femme du monde.“ — „Ou femme artiste,“ erwiderte ein Dritter, der mit Resau inzwischen herbeigetretene Graf Letten. — „Ou malheureuse femme,“ schloß Jener, Resau, langsam und mit Nachdruck. — „Voilà encore de vos idées romanesques,“ lachte Dahlen. „Eine Unglückliche. Comme si ça était une qualité!“ — „Non pas pour les passeports, mais pour les coeurs.“

Die Fremde ging, ohne rechts oder links, rückwärts oder aufwärts zu blicken, ihres Weges gerade vor sich hin. Ahnte sie, wie es das Weib, auch ohne Aug' und Ohr zu brauchen, im Stande ist, daß sie der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit war? Die Herren von der Terrasse beobachteten sie fortwährend, um in ihrer Erscheinung besondere Kennzeichen, Jeglicher zum Beweise für seine Vermuthung, zu erspähen und anzugeben. Eine herrliche

Gestalt, darüber waren alle einig; auffallend schönes Haar von aschblonder Farbe, in zwei reichen Flechten aufgesteckt am Hinterkopfe, um so bemerklicher, als es der Hut, am Arme getragen, nicht verdeckte; ein schwarzes Kleid und eine Mantille von gleichem Stoffe; Fuß und Hand, wie Dahlen scharfsichtig bemerkt hatte, sehr hübsch von Natur und hübscher noch in der bekleidenden Kunst. Die Neugier steigerte sich mit jedem Schritte, den die Fremde weiter setzte. Man rief Lorenz herbei, den Leib- und Hof-Zwerg, des Bades komische Figur, eigentlich ein tragisches Denkmal, wenn auch nicht in kolossalen Verhältnissen, vom Verfall menschlicher Größe, maßen er vom Borzimmer eines weiland bayrischen Fürsten sich bis in die Küche eines Badeortes herabgedient. „Lorenz, wer ist die schwarze Dame?“ — „Kann nicht aufwarten, Herr Graf,“ erwiderte mit schnarrender Stimme das vierzigjährige Kindlein, indem er die elegante Morgenmütze, — ‚Sie sollen ihn nicht haben‘ steht um den Rand gedruckt, — von dem kleinen Schädel riß. — „Woher kam sie? Wann traf sie ein? Und wie?“ — „Heute Nachmittag, mit dem Jäckel, während die Herren im Billard Boule spielten und mich mit der Queue im Gang umherjagten.“ — „Animal, und davon meldest du nichts? Gleich nach dem Fremdenbuch!“ — Es ward gebracht; der letzte Name lautete: Madame Fischer. Stand: leere Rubrik. Wohnort: Berlin. — „O Gott, schon wieder eine Berlinerin; meine armen Ohren,“ wehklagte der Assessor. — „Madame Fischer,“ wiederholte der Baron Dahlen. „Mais ce n'est pas un nom, c'est un masque ça.“

Drüben auf dem grünen Plateau, unmittelbar der

Terrasse gegenüber, hatte sich unterdessen die Fremde niedergelassen. Es steht als Mittelpunkt des Bowling-Green ein Baum dort, und drum herum eine runde Bank. Sie saß, das Gesicht der Abendsonne zugewendet. Und welch' ein Gesicht! riefen alle Gläser aus. Zwei Damen entfernten sich, als sie herankam, und gingen weiter. Halte das Niemand für eine Unart: die Fremde war ja eben eine Fremde, die zwei Damen aber vom bekanntesten und reinsten Vandadel aus der Umgegend, und Kreuth ein Bad, wo gesellige Freiheit und Gleichheit herrscht. Soll da ein Fräulein nicht aufstehen und davonlaufen dürfen, damit sie nicht auf einer und derselben Bank mit einer Unbekannten, in derselben Sonne Strahl, in desselben Baumes Schatten sich etwa compromittire?

Der Baron Dahlen, welcher nicht eine Minute seine Lorgnette von der Fremden abgewendet, sagte zu seinen Nachbarn: „Messieurs, c'est quelque chose d'extraordinaire; en fiez-vous à moi. Je propose une chasse, une découverte, une expédition.“ — „A la chasse,“ wiederholte es, „en avant, en route!“ — „Sie zwei nehmen den Weg links, ich mit dem Grafen gehe rechts um das Plateau. In der Mitte treffen wir uns, das heißt treffen wir sie. Und wer coupirt ihr den Rückzug, falls sie etwa in's Haus retiriren wollte? Ah, c'est votre affaire, M. de Resau.“ — „Ich danke, Herr Baron,“ antwortete dieser ernst und trocken; „für mich keine Rolle in Ihrem Lustspiel, bitt' ich.“ — „Ma foi, c'est vrai; elle est malheureuse femme. Je n'y pensais pas.“ — Der Baron lachte und zog den Grafen Letten am Arme fort; der Assessor

mit einem Vierten bog links ein, dem Angriffsplane gemäß. Resau schlug verstimmt und geärgert einen Seitenpfad ein, der in den Wald und auf einen mit einem hohen hölzernen Kreuze bezeichneten Hügel, den ersten Absatz des Hohlensteins, leitet. Dort angekommen, — es sind nur wenige in Fels und Rasen gefügte Stufen bis hinauf, — warf er sich auf die feuchte Bank. Unwillkürlich kehrte sein Auge zu der Unbekannten zurück. War es eine geheime Sympathie für eine Einsame, in welcher er auf den ersten Blick eine „Unglückliche“ geahnt haben wollte, oder zog ihn vielmehr der Aerger an dem leichtfertigen, wenn auch nicht übel gemeinten Spiele der gelangweilten Cavaliere zu dem schutzlosen Weibe hin, das vielleicht durch ihre Zudringlichkeiten gestört und beängstigt wurde? Er sah von seiner Höhe herab, wie die zwei Paare ihren Kreislauf immer enger um sie beschreiben; da sie nur wenige Schritte von ihr entfernt waren, sprang sie plötzlich von der Bank auf, eilte quer durch das nasse Gras und durch Gebüsch den Berg hinan und stand in wenig Minuten vor ihm. Sonderbar, dachte Resau. Er fing an irre zu werden an seiner ersten Vermuthung; ein so auffallendes Benehmen zeigte entweder von schlechter Erziehung oder von — etwas noch Schlechterem. So mochten es die jungen Parforcejäger nehmen; sie folgten sporenstreichs, lustig, lachend und winkend, der frischen Spur ihres Wildes. Und dies, im Wilde zu bleiben, blickte wie ein Reh mit großen, erschrockenen Augen, mit hochrothen Wangen, mit sichtlich klopfender Brust auf, als der gesuchte Schlupfwinkel am Fuße des Kreuzes auch schon, von einem Verfolger vermeintlich,

beseht war. Resau begegnete finster ihrem Blicke. Er rührte sich nicht von der Stelle; zwei Schritte von ihm stand die Unbekannte, den Arm ermüdet auf die Lehne der Bank gestützt, und die andere Hand auf dem vom Steigen und vor Bangigkeit schlagenden Herzen.

In einem Nu war auch die kleine Treiberbande oben. „Il a été plus heureux que nous,“ rief Dahlen von Weitem schon. — „Alice und Robert am Kreuze!“ so der Assessor. — „Allons, soyons Bertram!“

Es folgte ein Auftritt, der in seinem raschen Verlaufe schwer zu schildern sein wird. Dahlen, der Erste am Ziele, näherte sich der Fremden mit einer leichten, aber höflichen Verneigung. „Madame,“ sagte er, „je prends la liberté de vous prévenir . . .“ — „Monsieur,“ war die zitternde Antwort, „je ne sais pas, . . . je n'ai pas l'honneur, . . . je ne parle pas le Français,“ brach sie hastig ab. — „Tant mieux. So darf ich Ihnen wohl in gutem Deutsch sagen, daß Sie als neuer Gast Ihre Kur mit einem so resoluten Bergsteigen sehr gefährden.“ — „Wenn gnädige Frau überhaupt die Kur hier brauchen wollen,“ setzte, halb fragend, der Assessor hinzu. — Die Herren hielten die Fremde eingeschlossen, Graf Letten am weitesten zurückstehend. Resau verließ seinen Platz nicht; sein Blut kochte. — „Ich glaube, meine Herren,“ setzte die Geängstigte hinzu, indem sie gewaltjam nach Fassung rang, „ich glaube, daß dieses Niemanden interessirt, Niemanden angeht.“ — Der Schluß war fest, sogar hart; sie warf den Kopf dazu hastig zurück, verhüllte ihn mit Hut und Schleier und wollte durch die Herren hindurchbrechen. — „Pardon, Madame,“ fuhr Baron Dahlen un-



erbittlich fort, „aber in einem Kurort steht höfliche Ansprache einem Jeden zu, so denke ich und so denkt alle Welt.“ — „Ich bitte Sie, mich nie wieder mit einer solchen zu erschrecken, mich frei zu lassen, mich ruhig zu lassen. Sie wissen nicht, . . .“ — „Ne lâchez pas,“ flüsterte der Baron, den der Widerstand reizte, und der auch seine Gewandtheit vor seinen Begleitern zeigen wollte, diesen zu, „ne lâchez pas.“ — „Et je vous dis moi, que vous lâcherez toute de suite,“ so schrie auf einmal Resau, auf-fahrend und zwischen die kleine Gruppe tretend. — „Hein,“ fragte der Baron, zornig umblickend. — Graf Letten wollte begütigend sich in's Mittel legen, es war zu spät. Eine längst und immer empfundene wechselseitige Antipathie der beiden Männer sprudelte gewaltig bei diesem Anlasse empor, nach welchem vielleicht alle zwei insgeheim nur gesucht hatten. — „Ich wiederhole, daß Sie diese Dame sofort gehen lassen werden, wohin und wie sie will, ohne sie weiter zu belästigen und zu verfolgen.“ — „Regardez donc le chevalier sans peur et à reproches.“ — „Ja, die mache ich Ihnen vor Allen, Herr von Dahlen, und acceptire die Ritterschaft, sofern Madame es gestattet, in jedem Sinne; verstehen Sie, meine Herren, in jedem!“ — „Nous ne sommes pas si difficiles à comprendre,“ zischte der Baron, „soit donc entre nous deux.“ — „Soit!“ — Die Fremde war in Thränen ausgebrochen und drohte umzusinken; Resau bot ihr seinen Arm, und sie schwankte, auf diesen gestützt, an allen Gliedern zitternd, die Stufen hinab. Graf Letten eilte nach, um wo möglich noch zu beschwichtigen, während der Baron mit den beiden Anderen sich auf dem Waldwege verlor. Resau

geleitete, ohne ein Wort mit ihr zu wechseln, seine Dame bis an die Terrasse und verabschiedete sich mit einem stummen, kalten Gruß.

---

Am folgenden Morgen erzählte es sich die gesammte Bad-Gesellschaft beim Mollenfrühtrunk als öffentliches Geheimniß, der Solitaire schlug sich auf der österreichischen Grenze mit Baron Dahlen für die Fremde, welche er gestern Abend am Arm nach Hause geführt hätte. Der Amtsarzt von Tegernsee war noch in der Nacht herbeigerufen worden, weil der Arzt des Bades seine regelmäßigen Verpflichtungen um eine so gesetzwidrige Veranlassung nicht aufgeben wollte, solches auch um so weniger durfte, als eben die Fremde nicht gefahrlos erkrankt war und seinen ganzen Beistand in Anspruch nahm. Die Geschichte ging wie ein Lauffeuer durch alle Ohren, über alle Lippen; in der ganzen Saison fing keine Mollenstunde so früh und so verordnungsmäßig an und schloß so spät, unter so kurwidrig aufgeregten Gesprächen, Erkundigungen, Vermuthungen. Die Handelnden in dem kleinen Schauspiel stiegen in der öffentlichen Theilnahme noch rascher, als das am Thore des Kurjaales angebrachte Barometer von Leo Vaccano, das wetteifernd mit der Windfahne einen heiteren Tag für ein dunkles Beginnen verkündigte. Der Solitaire ward wieder so interessant als in der ersten Zeit seiner Erscheinung, nur das wollte keine Seele glauben, daß auch er die Unbekannte zuvor

nie gesehen, nie gesprochen hätte, nicht einmal oben am Kreuze, wiewohl das Graf Letten hoch und theuer versicherte. Den Baron Dahlen beklagten die Damen am meisten, nicht bloß weil er offenbar Unrecht hatte in dem ganzen Handel, sondern auch weil er der unterhaltendste von allen Herren gewesen, und so witzig, nein und so possierlich, ach und so ganz bon genre, mit seinem halb-deutschen und halbfranzösischen Gewältsch. Und die Fremde? Der weibliche Theil sprach ihr Todesurtheil von vorne herein: Wehe über die Abenteuerin, welche unsere ganze friedliche Geselligkeit mit einem Male zerstört. Die Männer schwuren sich dagegen ganz sachte in's Ohr, sie sei schön wie ein Engel. Bestätigte es doch selbst der Doctor. Unparteiisch in der Sache blieben nur die Kranken: sie ärgerten sich über den Skandal in einem königlich bayrischen Kurort, und schlürften hustend, grämlich und verdrossen ihre warme Gaismolke.

Der Zweikampf sollte im Achenthale stattfinden, in einer Schlucht, wo das bayrische Blau-und-Weiß friedfertig neben Oesterreichs Schwarz-und-Gelb steht. Zwei Wagen fuhren mit Tagesanbruch hinaus: in dem einen Resau, Graf Letten, sein Secundant, und der Arzt; im anderen der Baron Dahlen, der Assessor, welcher ihm secundiren wollte, und ein neutrales, aber auf alle Fälle vortreffliches Frühstück.

So waren sie Morgens um vier Uhr fortgezogen, und so kamen sie Abends um zehn Uhr zurück: —

Einer fehlte ganz und gar: — —

Nämlich das Frühstück.

Einer lag rücklings im Wagen: — — —

Nämlich der Assessor, complett betrunken.

Der Baron trug, äußerst malerisch, den linken Arm in einer schwarz-seidenen Schleife, lachte überlaut, vielleicht ein bißchen gezwungen, und gelobte einmal über das andere, seinem Feinde ewige Freundschaft. Dieser saß neben ihm, ernst und ruhig wie immer. Der Arzt überwachte den Assessor, und Graf Setten, froh, daß Alles so gut abgegangen, leistete den versöhnten Todtschlägern freundliche Gesellschaft.

Als die beiden Kutschen in nächtlich verschwiegenem Dunkel möglichst geräuschlos an der kleinen Terrasse auf-  
fahren, stürzten mehr Köpfe, denn je zuvor in Kreuth beisammen gesehen worden waren, aus den noch vollzählig beleuchteten Fenstern, und noch einmal so viele Füße die tönenden Treppen herab. Die Köpfe waren weiblichen Geschlechts, also Nachthäubchen von aller möglichen Hauptstadt-Eleganz im Bade; die Füße männlichen Geschlechts, das heißt ungeheure Wasserstiefeln mit Gesundheits-Sohlen aus Korkholz, wie sie ein Fashionable von Kreuth im Sommer daselbst nie entbehren kann. Zuerst hob man einen Körper aus dem Wagen, leblos und steif. „C'est Dahlen, je vois d'ici ses beaux cheveux bruns,“ schrie die Comtesse im ersten Stock. — „Non c'est Resau, je le reconnais à sa taille,“ antwortete eine Stiftsdame im zweiten. — „Ni l'un, ni l'autre,“ lachte Dahlen's Stimme hell hinauf, „et mille grâces du compliment.“ — Der Assessor war nämlich, was man sagt: unverschämt blond und wenigstens einen Schuh kürzer und zehn Zoll dicker als Resau. Lorenz mußte auf allgemeines Verlangen die Gruppe beleuchten. Welche Freude, welches

Lob, welcher Dank! Die Helden entzogen sich allem, indem sie auf ihre Zimmer eilten, und hinter einem unruhigen Tag fiel der Vorhang einer stillen, sternentklaren Nacht, weithinflatternd über das schwarze Thal im Gebirge und das große, steinerne, schlafender Menschen volle Haus. Die Bäume rauschten im nahen Walde und die lauten Wasser; über den Höhlenstein herauf stieg ein blasser, anfangender Mond und warf blaue Lichter in die tiefen Schatten.

Nur ein Fenster im Hause, eine Mansarde des zweiten Stockes, blieb hell; hinter diesem Fenster ängstete sich ein einsames Herz, während alle übrigen schlafen gegangen waren, trotz Schmerz und Plage, und ein fieberheißes Auge weinte dort auf dem kühlen, fremden Pfuhl . . . .

Tags darauf reiste Baron Dahlen ab, nicht in aller Frühe, nicht in aller Stille, sondern an hellem, vollem Mittag. „Que voulez-vous,“ sagte er zu Resau in seiner bekannten Weise, „Ihr Ueberlaß hat mein Blut rascher verdünnt und abgeföhlt, als die langweilige Wolke es im Stande sein würde. Et puis, Sie mögen mich für einen leichtsinnigen Burschen halten, Resau, ich sehe aber doch ein, que je me suis mal conduit dans cette affaire, très-mal même. Ich hatte Unrecht. Donc je m'en vais. Adieu, et sans rancune, n'est-ce pas?“ —

Die versöhnten Gegner schieden mit herzlichem Händedruck. Oft trifft es sich so im Leben, daß nach einer blutigen Erklärung zwei Männer-Seelen sich ebenso nahe kommen, als sie früher aus einander standen; oft reißt Kugel oder Degen freilich die Luft auch noch weiter.

Kesau mußte der offenen, ehrlichen, gutmüthigen Natur Dahlens, die vielleicht nur im Zwange und in der Oberflächlichkeit seines Alltagsreibens entartet war, Gerechtigkeit widerfahren lassen; er that es, aufrichtig und innerlichst. Auch von ihm ward wohl erwartet, daß er reiste. Die Sitte der Welt will gleich jener ihres bretternen Kleinbildes, daß nach einem glänzenden Auftritt die Schauspieler in der Coulisse verschwinden; dann bricht Beifall und Lärm um so lauter los im gleichgiltigen Zuschauerhaufen. Kesau hatte nicht auf Applaus, auf Abgang gespielt; er blieb. Was kümmerte seine Abgezogenheit, sein fertiges und einsames Ich das Geräusch der paar Menschen rund um? Er hatte sich früher an sie nicht gekehrt, weshalb jetzt? Verfolgung fürchtete er keine vom Gesetze; wo kein Ankläger ist, da auch kein Richter, und zudem, es scheut die weltliche Obrigkeit, absonderlich in einem Bade, alles Aufsehen. Ihn hielt, was ihn rief: Sorge um seine Gesundheit.

Anderß die Fremde. Wie die ganze kleine Begebenheit alsbald von kleineren verdrängt und über tägliches Nichts vergessen ward, so verschwand auch sie, kaum aufgetaucht, in wenig Tagen für die öffentliche Aufmerksamkeit in ihrem Krankenzimmer. Nur sie vermochte nicht zu vergessen, was überall vergessen war. Sie fühlte Pflicht und Bedürfniß, zu gehen, aber auch Bedürfniß und Pflicht, ihrem Ritter zu danken. So trat denn der Badearzt eines Morgens, vielleicht eine Woche später als der Zweikampf, an Kesau mit den Worten: „Madame Fischer ist so weit von ihrem Schreck hergestellt, daß ich ihre Abreise gestatten darf; sie wünscht nur, Ihnen, Herr von Kesau,

vorher ein Wort des Abschiedes zu sagen.“ — „Melden Sie,“ war die Erwiderung, „an Madame Fischer meine besten Grüße, und mir würd' es lieber sein, in ihr an eine Unbekannte zu denken, als eine Bekannte zu vergessen.“ Der Arzt schüttelte den Kopf, während Resau, ein Buch in der Tasche, seinen gewohnten Morgentweg auf den Höhlenstein antrat.

Der Schlangenpfad, in bequemer und sanfter Steigung durch Wald und Gestrüpp gebrochen, führt auf diesem Berge zu einem schönen Ruhepunkte für Auge und Fuß. Alpenrosen blühen unter demselben, eine Tanne umspielt und überschattet ihn von oben. Rechts baut sich amphitheatralisch, in wilder, großartiger Unordnung, das Hochgebirge waldig und felsig auf, den Blick zu starrer Ruhe zwingend, links dämmert eine Ahnung der fernen Ebene dem schweifenden entgegen aus dem zerrissenen Bette des Waldbaches und den mit dem Horizonte sanft verschwimmenden Silberlinien des Tegernsees. Es sitzt sich schön auf dieser schönen Stelle, schön zu zwei, Arm in Arm und Herz am Herzen; schöner noch allein mit einer großen Erinnerung in der Seele und einer großen Sehnsucht.

Da Resau sich anschicken wollte zur Rückkehr, trat ihm aus dem Laube eine weibliche Gestalt entgegen, die er mit kurzsichtigem Auge nicht gleich erkannte. Es war die Fremde, welche von drunten heraufgestiegen kam. Der Pfad ist schmal und gestattet kein Ausweichen, weil er der einzige. So standen sich die zwei Menschen denn gegenüber. Sie brach ein verlegenes Schweigen, indem sie verlegen begann: „Der Zufall gibt mir, was Ihr

Wille vertweigerte, Herr Baron.“ — „Nicht mein Wille, Madame, nur die Furcht, durch meinen Anblick schmerzliche, wenigstens peinliche Erinnerungen in Ihnen zu wecken.“ — „Und wenn ich diese suchte, Herr Baron?“ — „So würden Sie Kreuth nicht verlassen, Madame.“ — „Muß ich nicht?“ — „Ich erwidere mit einem Gemeinplatz: der Mensch muß nie müssen.“ — Die Unbekannte lächelte bitter; sie hatte sich auf die Bank niedergelassen, und Resau war fast unwillkürlich dahin zurückgefolgt. Mit dem Auge auf das enge Thal zu Füßen winkend, auf die Gebäude von Bad-Kreuth, welche sammt Park und Garten, wie in einem Plane gezeichnet, winzig und hell vor ihnen lagen, sprach die Dame: „Welcher Frieden hier und welche Stille!“ Sie legte die Hand dazu auf's Herz, als sähe es drinnen nicht so aus. — „Ja,“ entgegnete Resau, „Todesfrieden, Grabesstille. Ich höre aus diesen Schluchten und Hainen immer nur die Seufzer, das bange, schwere Athmen der Unglücklichen; welche hier Genesung suchten und nicht einmal die ewige Ruhe fanden. Kreuth hat keinen Friedhof, es soll wohl aussehen, als könne hier Niemand sterben. Armer Wahn, trügerische, eitle Vorspiegelung!“

Die Fremde faltete die Hände im Schooß: ihr Auge füllte sich mit Thränen, und sie hauchte leise vor sich hin: „Keine Ruhe! Auch hier nicht!“ — Resau wollte aufbrechen; als merkte sie es, sprach sie, sich emporreißend aus ihren Gedanken: „Herr Baron, ich möchte nicht, daß wir schieden, ich, ohne Ihnen gedankt zu haben, Sie, ohne zu wissen, daß Sie Ihr Leben und das eines anderen Edelmannes nicht um einer Abenteurerin willen ausseh-



ten.“ — „Madame!“ — „Nicht doch, der Schein ist gegen mich; ich fühle das. Ein Weib allein . . . Ich bitte Sie herzlichst, gönnen Sie mir eine halbe Stunde.“ — Sie rückte auf der Bank zur Seite; ohne Wink und ohne Bitte verstand Resau die Einladung. Er saß neben ihr; seine Theilnahme ward wider Willen erregt, Verdacht und Kälte niedergeschlagen durch das durchaus feine, edle, anziehende Wesen der Dame.

„Haben Sie in der Welt gehört von — —?“ So fragte sie darauf, tief ausholend, und nannte einen in den Tagblättern und Jahrbüchern des Theaters lange Zeit gefeierten Namen, der jetzt, wie alle Sterne dieses Himmels, ein früh untergegangener ist. — „Wie sollt' ich nicht, Madame? Eine so bekannte Größe der heiligen Tanzkunst!“ So erwiderte Resau, nicht ohne neuen Anflug von Mißtrauen halb, und halb von erwartender Neugier. — „Diese Größe sitzt neben Ihnen, Herr von Resau!“ — — „Madame!“ — Der Mann sprang auf und betrachtete seine Nachbarin überrascht, beinahe erschrocken. — „Ich bitte,“ fuhr dieselbe fort, „bleiben Sie, hören Sie mich aus! Denken Sie, wir seien uns vor Jahren im Foyer irgend einer großen Oper, hinter den Coulissen, im Salon einer Frau von So und So begegnet, und wir träfen uns hier in Wildniß und Einsamkeit wieder. Es ist einer von den zweifelhaftesten Vortheilen jedes öffentlichen Namens, daß er auch seinen Träger zur öffentlichen Person macht. Wir Frauen von der Bühne insonderheit sind ja den Herren von Welt, von Geburt, von Stand immer bekannt. Thun wir wie alte Bekannte, Baron Resau!“ — „In der That, Madame, ich habe ein Recht dazu:

mir ward das Glück, Sie vor sechs Jahren etwa in Berlin zu bewundern.“ — „Sehen Sie, jetzt sind wir gleich im Zuge: Sie finden der Tänzerin gegenüber den Baron wieder, die galanten Worte, die Komplimente, — ach! und doch ist es nicht das, was ich suche. In dem Zeitpunkte, woran Sie erinnern, stand mein Ruf im Zenith. Von da ging es bergab. Davon haben Sie keinen Begriff; gehen wir darüber hinweg.“

„Vor nunmehr fünf Jahren langte ich in einer kleinen deutschen Residenz an, wohin mich die Vermählungsfeste des Erbprinzen gezogen hatten. Die Stadt gefiel mir, ich gefiel der Stadt. Wie ich Ihnen sagte: mein Stern war im Sinken, und so mußte ich mich noch glücklich schätzen, ihn zur rechten Zeit aus der lustigen, glänzenden Kometenwandererschaft in einen Fixsternhimmel herabzuziehen. Deutsch gesagt: ich unterzeichnete einen Contract auf zehn Jahre, mit Pension, und so weiter, und so weiter. Gott Lob und Dank, daß die kleinen Hoftheater großen Künstlern noch zur rechten Zeit als Kranken- und Greisen-Häuser offen stehen!“

Es war eine Kälte und eine Bitterkeit in Wort und Ton der Erzählenden, welche ihren Zuhörer eisig durchschauerte. Er lauschte in einer Art von dumpfer Verzauerung, und sein zuckendes Auge, seine zusammengeballte Hand, Zeichen innerster Aufregung, auf welche die Redende, ganz in sich versunken, freilich nicht achtete, verriethen, daß ihre Geschichte nicht bloß im eigenen Herzen, sondern auch in dem seinigen eine alte Wunde gewaltsam aufriß. Sie fuhr fort:

„Unglücklicher Weise verrechneten sich die großen

Herren der kleinen Residenz in ihrer neuen Solotänzerin. Sie hatten nicht allein auf Unterhaltung von der Bühne herunter durch mich gezählt, sondern mehr noch auf kleine Soupers, auf große Liebchaften, auf parties fines im Boudoir, auf Geschenke, auf Abenteuer, auf alle die Wunder, mit denen eine kleinstädtische Einbildungskraft reicher selbst als eine großstädtische Wirklichkeit die Intérieurs des Theaters ausschmückt. Dagegen hatte ich die Marotte, tugendhaft zu sein, tugendhaft zu bleiben, tugendhaft im Ballet! — Wenden Sie sich nicht weg von mir, Baron; es ist wahr, ich springe vielleicht mit zu vieler Leichtfertigkeit über alle Regeln einer guten Gesellschaft und eines Zwiegesprächs unter vier fremden Augen hinweg, aber Verzeihung dafür: Springen ist ja mein Handwerk! — Ich lebte mit meinem alten Vater und mit einer jüngeren Schwester sehr bürgerlich und zurückgezogen. Anfangs ward ich dafür ungemein belobt und allgemein beliebt, bald darauf — übersehen und nicht mehr beachtet. Sie wissen, wie die Welt der Bühne gegenüber steht, wie sie denkt und urtheilt über Alles, was ihr angehört. Erhalten wir unsern Ruf unberührt und unbeschleckt, so wird das mit kopfschüttelndem Zweifel als feine Verstellung begrinst; man kann keine Anekdoten über uns erzählen, und darum erfindet man sie. Bald erlischt auch dies Interesse, und dann muß unsere Kunst entgelten, was unsere Persönlichkeit verschuldete, weil sie nichts verschulden wollte. Umgekehrt aber: wir lassen einem leidenschaftlichen Naturell die Zügel schießen, — das meine war es nie, sonst, — — und dafür werden wir von der Gesellschaft verkehrt, ausgestoßen und verachtet, von der-

selben Gesellschaft, welche sich selbst unsere Sünden, nur weit geschickter und weit geheimer ausgeübt, erlaubt: In jedem Falle also sind wir für sie — verlorene Kinder. So oder so.

„Ich wußte das, denn mein Auge ist klar und meine Erfahrung rein. Deshalb beschränkte ich mich auf mein Haus und auf die Bretter. Der einzige Mann, welcher mir von diesen in jenes folgen durfte, war ein junger Graf von guter, sehr alter Familie. Namen thun nichts zur Sache: also still davon. Es war ein braver, edler Mensch, aber schwach, sehr schwach. Ich glaube, daß er mich lieb hatte, und eine Zeitlang meinte ich sogar, ich erwidere diese Neigung. Es muß nicht so gewesen sein; könnte ich sonst so ruhig und so kühl jetzt darüber reden? Sein Verhältniß zu mir, eben eines jener erfundenen, wurde bald ein öffentliches Geheimniß. Dies zwang mich, die ich keine Tugendheldin bin, aber ein ordentliches, wohl erzogenes Mädchen, dem Grafen durch meinen Vater das Haus zu verbieten. Kein Theatercoup, und doch von solcher Wirkung: ich hätte das voraussehen und verhindern müssen. Wenn er sich früher nur flüchtig und freundlich für mich interessirte, faßte er nun eine heftige Leidenschaft für mich. Schwache Männer gefallen sich in starken Affekten. Er verfolgte mich: vergebens. Er bat, er flehte, er drohte, sich und mich quälend; umsonst. Ich liebte ihn nicht. So oft ich ihm das sagte, er glaubte nicht daran, er schrieb mir allzeit das Gegentheil. Endlich hielt er beim Vater um mich an. Der Clat, der Skandal, der Escandale war fertig: die deutsche Sprache hat dafür kein Wort. Ein Erb-Graf und eine Solo-

tänzerin. Rührte mich das Opfer oder meines Vaters schneeweißes Haar? Bestach mich die glänzende Aussicht in seine Zukunft, oder die trübe in die meinige? Es folgt hier mein größter, mein unverzeihlicher Fehler, der, welchen die Welt am ehesten verzeiht: ich sagte ja, und der Graf verlobte sich öffentlich mit mir.“

Baron Resau erhob sich hier und schlug die Hände vor dem Gesicht zusammen. Seine Augen schwammen in Thränen: — Thränen, die nicht dem Mitleid flossen, nur eigenem Leid. Die Erzählende wußte das nicht; sie reichte ihm dankbar und gerührt die Rechte und zog ihn an ihre Seite zurück. „Nicht so, mein Ritter,“ sprach sie lächelnd zu ihm; „Blut für Ihre Dame, aber keine Zähre. Ich bin mit meinem trübseligen Märlein gleich zu Ende.“

„Das Aufsehen, welches unsere Verlobungskarten in der Stadt machten, beschreibt sich so schwer, als es sich leicht begreift. Die erste Folge unserer Entschliebung war, daß wir beide quittirten, der Graf die Armee, ich das Ballet. Wir opferten einander, was man eine Carrière nennt, ich eine gemachte, er eine geöffnete. Opfer machen niemals glücklich. Als der Raub meines Verlobten verliefen war, als die Briefe, die Besuche der Verwandten, das achselzuckende Glückwünschen der Kameraden, das zweideutige Lächeln der hochadeligen Frauen und Fräulein ihren Anfang und Fortgang nahmen, als es sich darum handelte, zu handeln, statt zu wollen, da erschraf das Herz des Grafen, ein edles Herz, wie gesagt, aber ein schwaches. Ich fühlte, wie es an dem meinigen bebte und zuckte, wenn Abends die Wagen nach Hofe oder in einen diplomatischen Birkel unter meinen zitternden Fenstern hin-

rollten. Der alte Graf kam nicht dem Sohne zu Hilfe, wie es seine Absicht war, sondern mir; an dem Zwang erstarrte sein Wille, das Verbot reizte ihn. Er fühlte, daß er sich eilen müsse, vielleicht schon, daß er sich übereilt habe. Aber sein Wort war ihm heilig, vielleicht sogar seine Liebe. Nur so lange, als es Förmlichkeiten nöthig machten, sollte mit der Vollziehung unseres Ehebündnisses gewartet werden: in einem halben Jahre wurde der Graf mündig und damit Herr seines mütterlichen Vermögens und seines Willens. Meinen Bitten Folge leistend, ging er für diese kurze Frist auf Reisen und kam erst wenige Wochen vor dem festgesetzten Zeitpunkte heim zu mir, die ich in heiterer Ruhe, beschäftigt mit den Vorbereitungen für unsere Zukunft, auf ihn wartete. Ich gewann ihn lieb indessen, beinahe wenigstens; ich weiß nicht, ob aus Dankbarkeit, ob aus Erwartung. Er kehrte zurück, bleich, angegriffen, leidend. Seine Briefe waren wie er treu und herzlich, aber in den Zügen der Schrift konnte ich nicht wie auf denen seines Antlitzes den leisen Nebel reuevoller, kleinmüthiger, verzichtender Entsagung lesen. Ich errieth ihn und gab ihm sein Wort zurück; er erzürnte sich und bestellte das Aufgebot. Die Stadt, welche heimlich einen ganz anderen Ausgang unserer Verbindung geweissagt und gewünscht hatte, als der Graf auf Reisen ging, erstaunte und entsetzte sich über seine Rückkehr und seine Entschlossenheit. Auch sie kehrte nun zu sich zurück und entschloß sich. Da wir, nur im allernächsten Kreise, einige Besuche des Anstandes und der Nothwendigkeit machen wollten, fanden wir verschlossene Thüren. „Tant mieux,“ knirschte der Graf und biß sich auf die

Rippen, daß sie bluteten, und lächelte, daß mir die Augen übergingen. Ich stellte ihm beim Nachhausefahren noch einmal alles oft Gesprochene, oft Gehörte vor, im grellsten Lichte, ich bat um meine Freiheit, ich weinte für die seinige, — ebenfalls ein starker Fehler einem so schwachen Manne gegenüber; — aber er warf sich in die Ecke des Coupés und sagte dumpf: „Je veux et tu dois.“ Eigentlich fühlte er, daß es umgekehrt zwischen uns stand.

„Daß ich es kurz mache; an dem Tage vor unserer Trauung empfing der Graf noch einen Besuch, ich habe nicht gewiß erfahren können, ob von einer Schwester, die an einen entfernt wohnenden mediatisirten Fürsten vermählt war, ob von seinem ehemaligen Regimentschef. Beider Equipagen waren vor seinem Hotel, das schon ganz zu meiner Aufnahme hergerichtet stand, lange Zeit haltend gesehen worden. In der Abenddämmerung kam er zu mir herüber, ruhig und ernst, wie ich mit innigem Entzücken wahrnahm, küßte mich sanft zur Guten-Nacht und ging, um noch allerlei zu beschicken für den morgenden Tag. kaum graute dieser, — es war ein später, nebliger Herbsttag, — so weckte mich aus einem kurzen, thränen schweren Traume das verzweifelte Angstgeschrei meiner Schwester. Sie warf sich über mein Bett, mit gerungenen Händen, und schleuderte mir einen großen Brief auf das Herz.

„Der Graf hatte sich in der Nacht um drei Uhr erschossen.“

---

„Wir müssen ihn umtaufen,“ sagte Graf Letten zu einigen Damen, mit welchen er im Wäldchen Kaffee trank, „der Name Solitaire paßt nicht mehr für ihn.“ — „Es hieß ja, die Person sollte oder wollte abreisen?“ — „Resau bestimmte sie zu bleiben.“ — „Sagen Sie, Graf, ist denn der Mann toll genug, an ein ernstes Verhältniß mit der Person zu denken?“ — „Toll genug oder zu vernünftig, meine Gnädige; wer mag das in einem starken Geiste scheiden? Uebrigens ist die Fremde charmant, auf Ehre charmant. Ich begegnete ihr ein paar Male im Mollensaal, auf Spaziergängen, im Hausflur . . .“ — „Natürlich immer tête-à-tête mit Baron Resau?“ — „Wir wechselten einige Worte mit einander, und ich versichere Ihnen, meine Damen, daß diese ungeschminkte Anmuth, diese liebenswürdige Einfachheit in Haltung, Gang, Sprache, Manieren auch auf mich außerordentlichen Eindruck machen.“ — „Mir ist immer, als hätt' ich die Person schon einmal wo gesehen,“ meinte Eine der Damen, „und zwar nicht in der Welt, sondern auf der Bühne.“ — „Sehr möglich; ich finde selbst, ihre Tournüre hat so einen gewissen theatralischen Tic, so was Reckes, Freies.“ — „Sehr natürlich sogar, meine Beste, indem mir Resau gestern mitgetheilt hat, sie sei Solotänzerin an verschiedenen großen Theatern gewesen.“ — „Une danseuse! Und ich muß porte-à-porte mit ihr wohnen? Nein, da soll doch heut' meine Jungfer herüberlogirt werden!“

Der Graf verließ lächelnd den Kreis der fortschmählenden Gräfinnen und Freifrauen. Er schlenderte zu den sieben Hütten und begegnete unterwegs Resau, welcher mit der Fremden schon von einem frühen Spaziergange



zurückkam: „Ihr Incognito ist verrathen, Mademoiselle,“ sagte er im Vorübergehen; „ich konnte mir die kleine Genugthuung nicht verwehren, in unsere stille Gesellschaft eine neue Neuigkeit und eine große Größe einzuführen. Sie werden Mirakel sehen.“ Damit ging er.

„Lassen wir sie,“ war Resau's Entgegnung, „am Ende hat er Recht gehabt. Sie sind mir noch den Schluß Ihrer Geschichte schuldig, liebste Freundin. Ich möchte seit jener unvergeßlichen Minute auf dem Hohlenstein weder mich noch Sie daran erinnern. Jetzt sind wir wohl beide ruhig genug?“ — „Der Schluß ist kurz und bündig; da wird nicht viel mehr zu beichten sein. Von dem Briefe, welchen mir meine Schwester an dem Unglücksmorgen überreichte, durchflog ich nur zehn Zeilen und wußte alles Uebrige. Wie ich in meine Kleider kam, begreif' ich heute noch nicht; ich besinne mich nur noch ganz deutlich, daß, als ich an dem Brautgewand vorüber taumelte, — es war ein Geschenk des Grafen und hing schon fix und fertig über meinem Stuhle, — daß es mir da schien, als gewahrte ich Blutflecken, große schreiende Blutflecken auf dem weißen Atlas und über die Spitzen-Garnituren. Ich stürzte in des Grafen Wohnung. Im Vorzimmer begegnete mir die Fürstin, seine Schwester. Ein furchtbarer Augenblick. Sie war schon in voller Trauer. Thränenlos, blaß, hager stand sie vor mir. „Mademoiselle,“ rief sie. Ich: „Madame.“ Weiter nichts. Sie wies mit ausgestrecktem Arm auf die Thür des Schreckensgemachs: „Ihr Werk.“ — „Oder das Ihrige.“ — Sie rauschte hinaus, ich schwankte hinein. Ach, erlassen Sie mir die schauerlichen Details des folgenden Auftritts,

obwohl sie noch alle, alle, klar vor meinem inneren Auge stehen, bis auf die geronnenen Blutspuren auf den Teppichen und auf Kissen und Vorhang seines Bettes, auf die herniedergebrannten, verkohlten Kerzen, welche ihm zu dem kläglichen Briefe an mich und zu der kläglichen That geleuchtet hatten. Keine Hand dachte daran, sie zu löschen oder die Pistole wegzuschaffen, welche vor dem Nachttisch am Boden lag. Auch durfte nichts berührt werden, bevor die Gerichtspersonen alles durchmustert und niedergeschrieben. Sie waren schon vollzählig in dem kalten, graulichdüstern Schlafzimmer versammelt. Gerade als ich eintrat, riß Einer von ihnen die Gardine am Fenster zurück, so daß ein blasses Licht auf die im Bette ausgestreckte Leiche fiel. Ihr rechter Arm hing herab, als wäre der starren Hand eben das Mordgewehr entfallen, in der Linken fand sich ein Medaillon mit meinem Portrait. O mein Gott, ich sehe das noch alles, wie ich Sie jetzt sehe; sogar das Loch, welches die Kugel in das Hemd gerissen, und die kleinen Brandspuren des Pulvers im Busenstreif. Der Kammerdiener des Grafen führte mich weinend und wehklagend hinaus, nachdem mir der Gerichtsactuarius den Brief, — ich hielt ihn noch immer in meiner bewußtlosen Hand, — abgenommen hatte. Er gehörte zum Thatbefund und zu den Acten, in welche eine vidimirte Abschrift genommen werden mußte; erst nach drei Tagen erhielt ich ihn zurück und las ihn aus.

„Anderthalb Jahre sind seit dem Selbstmord des Grafen ungefähr verstrichen. In diesem kurzen Zeitraum habe ich meinen unglücklichen alten Vater begraben und meine Schwester glücklich verheirathet. Nun stehe ich,

wie Sie mich gefunden haben, Herr von Resau, allein und einsam in der Welt.“ — „Stehen, wie ich stehe, allein und einsam,“ erwiderte dieser nachdenklich und in sich versunken. „Kommen Sie, liebe Freundin, erholen wir uns von Ihrer Geschichte. Sie ist traurig, oder mehr und weniger als traurig. Ich vergelte Ihr Zutrauen, sobald es an der Zeit ist. Und mir ahnt, es wird bald sein. Für jetzt Guten-Morgen. Bei Tisch sehen wir uns wieder.“

---

Von Bad-Kreuth eine halbe Stunde entfernt liegt das Dorf gleiches Namens, an der Straße von München in's Tirol; ein malerisch zerstreutes, an Fels und Wald geworfenes Bergdorf mit einer besonders hübschen Kirche, deren weißer, grau zugespitzter Thurm auf dem dunklen Grün der ernsten Landschaft vortrefflich absticht. Um die Kirche zieht sich nach alter Sitte, die nicht gesundheitspolizeilich, aber sinnig und poetisch ist, der Friedhof, mit wenig einheimischen und mehr ausländischen Gästen. Hier werden die Kreuther Fremdlinge bestattet, wenn ihnen die Molke zur ewigen Lethé ward. So kommt es, daß unter den meist im höchsten Alter verstorbenen Bauern, Hirten und Aelplern der Umgegend auch allerlei fremdes Volk sich zur Ruhe legt, bunt durch einander, Mann und Frau, Gering und Vornehm. Auf einem dieser Gastgräber, das einen Doktor der Rechtsgelehrsamkeit aus Leipzig beherbergt, steht unter der von seiner

Wittwe ihm gewidmeten Inschrift das einfache Wort:  
„Er liebte und ward geliebt.“

„Das ist mehr,“ meinte Resau, der mit seiner Fremden an diese seine Lieblingsstätte eine Wallfahrt gemacht, „das ist mehr, als von den meisten Menschen gesagt werden kann. Lieben und Geliebt-werden! Jedes für sich ist selten genug! Nun gar Beides zumal! Dem da drunten mag es wohl gewesen sein in der Welt!“ —

„Der Stein ist geduldig, nicht bloß das Papier,“ erwiderte seine Gefährtin, „und von allen geduldigen der geduldigste ein Leichenstein.“

„Zweifeln Sie an aller Liebe?“

„Beinahe.“

„Und fühlt sich Ihr Herz wohl in solchem Zweifel?“

„So wohl wie meine Brust in dem scharfen Gebirgswinde, der aus dem Thale herausbläst: es friert.“

„Ich ertwärme, ich heile Sie. Geben Sie mir Ihren Arm: wir gehen über das Jägerhaus drüben an dem Waldsaume entlang nach Haus. Da haben wir Ueberwind, und ich erzähle Ihnen eine Geschichte von der Liebe, welche Sie leugnen.“

„Ihre Geschichte, Freund?“

„Die meinige. Sie werden sich wundern, wie sie der Ihren gleicht: ein Spiegelbild und wiederum ein Gegensatz. Dann begreifen Sie auch, warum Ihre Worte so tief in meine Seele schnitten. So groß ist, sehen Sie, unsere Lebens-Verwandtschaft, daß ich Ihnen Zug für Zug fast zurückwerfen kann. Haben Sie je gehört von — —?“

„Nicht nur von ihr, besser sie selbst. Sie sang

in der italienischen Oper zu London in derselben Saison, da ich dort tanzte. Wir haben oft mit einander, Hand in Hand, hinter den Coulissen gestanden."

"So lassen Sie mich diese Hand küssen, küssen und wieder küssen. Sie ruheten in derjenigen, die mich zum Menschen machte. Ich war Diplomat, Diplomat der achten, alten Schule, deren Prinzip hieß: Nichts lernen, Nichts vergessen! Ein Attaché von vier und zwanzig Jahren, der, auf der Stirne das Siegel der Unübertwindlichkeit und über der leeren Brust ein erstes, schamrothes Ordensbändchen, in den Salon unter die Damen tritt, mit Cavalieren seines Standes über Pferde und Jagd und Opern spricht und durch geheime Berichte an seinen Hof, die keine menschliche Seele liebt, am Heile der Welt sich bethätigt. Diese Leere, diese Unfruchtbarkeit, dies Nichts-bedeutend und Alles-gelten-wollen; Sie haben keine Idee davon. Fügen Sie hinzu: ein verhältnißmäßig geringes Einkommen und große Passionen, Spiel, Frauen, Moden, und Sie werden begreifen, daß ich nach einer dreijährigen diplomatischen Laufbahn mich vis-à-vis de rien fand. Ich ward abberufen, zum Schreck meiner Gläubiger, mir zum Trost. In meiner neuen Residenz lernte ich hinter den Coulissen diejenige kennen, von der ich Ihnen nichts weiter zu sagen brauche, weil Sie selbst sie gekannt haben."

"Eine große Künstlerin."

"Sagen Sie: ein großes Weib. Sie war es. Ich verliebte mich prima vista in sie, weil das zum guten Tone gehörte, zur Tagesfaçon. Sie lachte mich aus wie alle Uebrigen; ihr Verhältniß zu einem Offizier,

einem leidenschaftlichen, aber wüsten Menschen, entzog sie uns anderen Bewerbern. Mich piquirte das; in meiner Eitelkeit glaubte ich den Cäsar spielen zu können und wie er über Antonius zu siegen, um die schöne Cleopatra entweder zu umarmen oder noch großartiger zu verschmähen. Der Offizier, ein tüchtiger Degen, verstand meine Nebenbuhlerschaft übel, weil er sich im Besitze, also im guten Rechte wußte: wir schlugen uns, er fiel von meiner Hand.“

„Ein Mord durch Sie!“

„Die Welt nennt das anders und straft anders. Dreivierteljahr Festung, und die Sache war abgethan. Meinen Posten hatt' ich freilich verloren. Desungeachtet kehrte ich in dieselbe Residenz, kehrte zu ihr zurück. Sie sang noch, aber ohne Liebhaber. Das Feld war frei. Ich näherte mich, anfangs, ich gesteh' es, ohne große Hoffnung. Ihr Begünstigter war durch mich ihr geraubt worden, sie mußte mich hassen. Aber instinctmäßig kannte ich die sonderbare Seele des Weibes genug, um zu wissen, daß von diesem Haß zur Liebe ein Weg möglich sein müsse. Ich fand ihn: nach ein paar Monden voll prächtiger Qual, voll Reiz und Kampf, war sie mein. Himmel, wie hat das Weib mein innerstes Wesen mir umgewandelt und erzogen! Da mußte alles Eitle, Unmännliche, Kleinliche hinaus, und die tief in meine Natur gelegten Reime großer, edler Neigungen, stolzer Erhebung und freudigen Emporstrebens entwickelte sie wie in Treibhausgluth durch ihre exotische, mächtige, freie Liebe.

„Wenn ich jemals im Leben glücklich war, so war ich's in jener Zeit. Es fügte sich, daß zu derselben

das Dérangement meiner äußeren Verhältnisse seinen höchsten oder tiefsten Punkt erreicht hatte. Mein Vermögensantheil als jüngerer Sohn einer Familie mit Majoratsrecht war lange verzehrt, jede Hilfsquelle verfiel. Meine Geliebte erfuhr es, als es nicht mehr zu verbergen stand. Am folgenden Morgen brachte sie mir eine namhafte Summe in Papieren und Wechseln; sie hatte ihren Schmuck verkauft, auf ihr Haus geliehen, ihr Capital mobil gemacht: alles binnen vier und zwanzig Stunden. Es war ihr ganzes Hab' und Gut, und sie verstand sich obendrein nicht sehr auf's Sparen. Damit rangirte sie mich. „Ein paar Tausende bleiben übrig, und das genügt,“ sagte sie, „als Anfang einer neuen Existenz. Du bist ein Mann geworden, Gott Lob und Dank durch mich geworden, Du mußt nimmer müßig gehen, wie ein Knabe. Was Diplomatie, was Staatsdienst, was Soldatenspiel; kauf' oder pachte Dir ein Gütchen, wirthschafte auf Deiner Scholle, schaffe! Das ist in unserer Zeit die einzige Aufgabe für Jemand, der nicht Künstler ist und doch etwas werden will.“ — „Und Du?“ fragte ich, in Thränen aufgelöst, zu ihren Füßen; „und Dich soll ich verlassen?“ — „Wer redet davon,“ entgegnete sie, „ich gehe mit; mein Vaterland ist überall, wo Du bist und meine Kunst.“ — Sie löste mit neuen Opfern ein vortheilhaftes Engagement und ging nach Dresden, weil ich in Sachsen mich niederließ. Wann es ihre Zeit verstattete, kam sie heraus zu mir, half, rieth, befahl, tröstete mich, stärkte mich, liebte mich, — o Gottes Segen auf ihr Herz.“ —

„Schlägt es noch?“

„Würd' ich dann und so neben Ihnen gehen?“ So

antwortete Resau auf die Unterbrechung und drückte den Arm seiner Begleiterin sanft an seine Brust. Er fuhr fort:

„Familiengeschicke änderten um jene Zeit mein Leben. Mein älterer Bruder starb, ohne männliche Erben zu hinterlassen, sein Majorat fiel also an mich. Auf die erste Nachricht von dieser Wendung gleich zu Roß und gen Dresden. Nun war es Zeit zur Vergeltung. Sie sang an dem Abend die Königin der Nacht. Gerade als sie die große Arie vollendet hatte, kam ich an, stürzte in ihre Garderobe, ihr zu Füßen. „Nun bist Du mein,“ jubelte ich, „wie ich es will.“ — „Anton, war ich das nicht längst?“ — „Nicht wie Du verdienst; aber höre nur!“ — Mit fliegendem Athem erzählte ich ihr mein Geschick, sie lauschte still, das Haupt gesenkt, Thränen rollten auf die gestickten Sternlein des schwarzen Schleiers, und mit den Worten „Nach der Oper, bei mir,“ eilte sie hinaus.

„Bisher war eine Vermählung mit ihr für mich eine Unmöglichkeit gewesen; ich vermochte ihr kein Loos zu bieten, das meines Namens und zugleich des Opfers ihrer Laufbahn würdig gewesen wäre. Jetzt war ich im Stande, sie um ihre Hand zu bitten, ihr zu vergelten, sie so glücklich zu machen, wie ich sie liebte. Sie — schlug aus. Ich erstarrte. „Sind Dir die armseligen Bretter und Lumpen Deiner Bühne mehr als ich?“ — „Sie sind mir viel, die Du ungerecht schmähest, aber Du bist mir mehr.“ — „Nun denn!“ — „Nun denn und ebendestwegen: ich bin eine Geliebte für Dich, aber keine Frau. Du bist Edelmann, ich Schauspielerin. Dein Name ist ein alter, geachteter, welcher Dich besonders in der jetzigen Compli-



cation verpflichtet; mein Ruf ist nicht einmal ein zweideutiger, wie es die Welt nennt, weil ich niemals, gleich ihr, besser scheinen wollte, als ich bin. Deine Söhne würden im Cadettenhaus über die Jugendfehler ihrer Mutter unter ihren Kameraden erröthen, Deine Töchter im Stift ihnen nachweinen, wenn ihnen nicht der Namen eben dieser Mutter jedes adlige Stift von vorn herein verschlöße. Es geht nicht, Anton.“ — „Es soll, es muß, es wird.“ — Eine ganze Nacht lang wand ich mich vor ihr, ich drohete, mich zu tödten, auszuwandern, selbst Schauspieler zu werden; sie müsse mein Weib sein, ich hätte es vor Gott geschworen. — Sie riß sich mit überquellenden Augen aus meinen sie verzweifelt umklammernden Armen und flehete nur um acht Tage Frist, während deren ich ruhig gehen solle, wohin mich meine Pflicht rufe, die neuen Familienverhältnisse zu ordnen. Ich gehorche. Nach einer Woche lehr' ich zurück: — da bringt sie mir einen Trauschein entgegen. Sie hatte sich mit einem Mitgliede der Kapelle verheirathet, unter der Bedingung, daß derselbe zeitlebens keine anderen Ansprüche an sie machen würde, als auf eine contractmäßig stipulirte jährliche Rente. Die Ehe war unter allen Formen vollzogen, rechtsgiltig, unauflöslich, weil beide Katholiken waren. Nichts von meiner Verzweiflung, meinem Zorn, meiner Raserei. Sie küßte mir unter einem Strome von Thränen die Hände: „Es mußte sein,“ wimmerte sie, „und ich that nur meine Pflicht, damit Du die Deine thuest.“

„Ein Jahr noch lebten wir, geschieden in Liebe, in Freundschaft vereinigt, mit einander; aber es war ein

verstimmtes, verschrobenes, verpfushtes Leben. Dann fing sie an zu kränkeln; ihre Brust, überreizt und angegriffen durch die Anstrengungen ihres Berufs, widerstand dem geheimen Kummer nicht. Sie wollte sich emporreißen, auf ein anderes Theater flüchten, in ein fremdes Land, aber ihre Kraft war gebrochen. Wiederholte Blutstürze setzten ihr hart zu, und als das Eis eines langen, strengen Winters schmolz, als die Bäume auf der Brühl'schen Terrasse grünes, junges Laub ansetzten, starb sie versöhnt und verklärt in meinen Armen. Ihr letzter Seufzer war: „Nicht wahr, Anton, ich hatte Dich doch lieb?“ — —

---

Diese Geschichte erzählte Resau der Fremden, während sie am Bache hinauf in das Bad zurückkehrten. Es war ein hübscher Abend geworden, und der Blauberg schimmerte in schönen, bunten Lichtern. Der Wasserfall an der Sägemühle im vorderen Langenauthale rauschte, von Regengüssen geschwellt, hoch auf und sprühte den beiden Wanderern durch die Büsche lockend entgegen. Sie setzten sich nieder daran, beide noch unter den Eindrücken des eben Gehörten und Gesprochenen. Endlich brach sie das lange Schweigen mit der Frage: „Und welche Antwort gaben Sie Ihrer Geliebten mit in jene Welt?“

„Sie hörte sie nicht mehr; ich küßte ihre Augen zu.“

„Aber Sie, würden Sie selbst auf ihren Grabstein

geschrieben haben, wie die Frau auf den ihres Gatten dort auf dem kleinen Gottesacker: Sie liebte und ward geliebt — ?!“ —

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Halten Sie ihr Opfer für Liebe? Ein Opfer, mit dem sie Ihr Herz brach und Ihren Stammbaum stützte? Ein Opfer, welches nur wie die Lichtseite von dem dunklen Selbstmord in meinem Leben aussieht?! Vorurtheil hier, Vorurtheil da! Und die Liebe in beiden Fällen kleiner als sie!“

„Bei dem ewigen Gott, Mädchen, von Ihnen zum ersten Male höre ich dieses Urtheil und diese Sprache! Es schlummerte wohl in mir, aber es kam vor der lauten Bewunderung aller Welt über die große That nicht zum Bewußtsein.“

„O über diese Welt mit ihrem Bewundern, ihrem Verzekern! Ihre Geliebte stellte Sie minder hoch, als die Welt, und gehorchte ihr mehr als Ihnen; darum bewunderte sie alle Welt, die sich nur in ihrem Thun geschmeichelt sah. Den Grafen beklagte sie, denn er fiel in ihrem Dienste, und mich“ . . . .

„Und Dich stieß sie aus, armes, süßes, liebes Wesen, stieß Dich aus, damit Du in meine rettenden Arme sänest, mir zum endlichen Glück und Dir!“

Resau faßte die Hand seiner erschrocken Freundin und zog sie innig an sich.

„Um Gotteswillen, Resau, was thun Sie? Lassen Sie mich!“

„Auf Erden nimmermehr!“

„Wollen Sie“ — ihre Stimme versagte unter heißen

Thränen und lautem Schluchzen — „daß die Welt sage, ich hätte an Ihnen begangen, was Jene nicht gewagt, und Sie für mich gethan, was Jener nicht vermocht?“

„Welt, Welt, und wieder Welt! Welt nun auch auf Ihren Lippen. Wie sprachen Sie denn eben noch: Vorurtheil hier, Vorurtheil da!?“

„Aber die Liebe größer als sie!!“

Sie flüsterte es an seinem Herzen und schloß ihn fest, beglückt und beglückend, in ihre Arme. Der Wasserfall jauchzte Segenswünsche zu ihrem Bunde, und ferne, von Dorf Kreuth herüber, klang der zwei kleinen Kirchenglocken verschwifertes, vermähltes Abend-Geläute: Sie lieben und sie werden geliebt. —

---



Esel-Prüfe.



„Kling — ling — ling.“

Die Straßenbuben liefen zusammen, einen aufmerksamen Kreis um den interessanten Mann mit der Neuigkeitsglocke zu bilden, und aus den Fenstern links und rechts der großen Allee streckten die Gäste allerlei Köpfe heraus, graue, rothe, gepuderte, kahle, mit Bademützen und mit den elegantesten Morgenhäubchen bedeckte. Der Ausrufer — man hörte es seinem Organ nicht an, daß Ems ein Wunderbad sei für Brust- und Halsübel! — der Ausrufer verkündigte, heiser und mit seltener Deklamation, wie folgt:

„Auf dem Wege von Ems nach Braubach ist ein grauer Damenhandschuh verloren gegangen, mit zwei Ringen in demselben. Der ehrliche Finder, welcher ihn gefunden hat und ihn zurückgeben will, wird gebeten, gegen eine selbst zu bestimmende Vergnüglichkeit dieses an mich zu thun!“

Sprach's, hustete, trocknete sich die Stirne und ging von dannen, um, „Kling — ling — ling“, fünfzig Schritte weiter von vorn anzufangen. Die Jungen aber liefen hinter ihm drein, und einige Badegäste sagten gähnend: „Weiter nichts?“ und noch Andere besprachen sich aus ihren Fenstern weitläufig, welche Dame den Handschuh



wohl verloren habe, und ob die Ringe werthvoll seien, und daß sie sich wahrscheinlich nicht wieder einstellen würden.

Die Letzteren waren Bade-Gäste „im Geist und in der Wahrheit“; denn zu Ems im Bade ist ein verlorener Handschuh ein welthistorisches Ereigniß, schier wie jener, worüber der spanische Erbfolgekrieg losbrach. Ueberhaupt, seit eiserne Handschuhe nicht mehr als Fehdezeichen geworfen werden, haben kleine, zarte, duftende von „ungebornem Ziegen-Leder“ oft heftigere Kämpfe eingeleitet und entzündet!

In der Allee, nahe der Brücke über die träumend an Ems vorüberpilgernde Bahn, stand ein junger Bursche, der bei dem Klang der Schelle hoch aufgehorcht hatte und zu den Worten des Ausrufers abwechselnd roth und blaß wurde, als freute oder ärgerte er sich darüber. Er trug eine blaue Blouse und eine rothe Mütze; um seinen Hals hing ein rothes Band, und an dem Bande wieder ein Messingschild, mit Nummer fünfundachtzig bezeichnet. Folglich gehörte er zu jener zahlreichen Armee der Eseltreiber, welche mit ihren rothen Ordensbändern und den kardinalfarbigen Deckeln in jeder Scene zu Ems eine lebendige Figur abgeben. Du gehst z. B. über die Bahnbrücke, da stürzen sie Dir von ihrem Standquartier entgegen: „Gnädiger Herr! nehmen Sie meinen?!“ — „Herr Graf, auf diesem hat der Prinz Wilhelm geritten.“ — „Der stößt, nehmen S' ihn nicht, hier meiner!“ — Und so weiter. — Du träumst auf dem Marientwege oder in den schattigen Henriette-Gängen von ganz andern Engeln als Esel-reitenden, und plötzlich, um die Waldecke biegend,

kommt Dir wieder ein rother Eseljunge entgegen, am Zügel sein Thier führend, und auf dem Thiere eine heilige Familie en miniature, Marie mit dem Kinde, wozu Du gern den Joseph abgäbest. Oder Du stehst Morgens andächtig in der Halle, Dein drittes Glas Kesselbrunn seufzend in der Hand, da tönt draußen eine Trompete, und Alles stürzt hinaus, um die Esel-Cavalcade mit anzusehen: — voran der sogenannte Esel-Major, der Stallmeister des reichhaltigen Marstalls, der öffentlichste Charakter in Ems, hoch zu Roß, in knopfreicher Husarenjacke, hinter ihm der Eselvater, der Älteste der Zunft, mit der Fahne, welche Bileams Thier zeigt, umgeben von den Landesfarben, dann, Paar zu Paar, alle Esel und Eseljungen, mit rothen Schabracken, Mützen, Streifen, das lustigste Corps von der Welt. Esel und Eseljungen siehst Du überall in Ems, Du magst wollen oder nicht, oft, wo Du sie am wenigsten vermuthest.

Jener an der Bahnbrücke unterschied sich von seinen Genossen merklich. Nicht nur, daß seine Blouse reinlicher als die meisten anderen war, und daß sein Haar ordentlich zierlich gelockt unter dem rothen viereckigen Käpplein hervorquoll, nein! auch sein Auge, sein Gang, seine Haltung paßten nicht in den Eselstall. Und dennoch gehörte er dahin und stand nur an der Brücke, um sein Thier einen schwarzen, fetten Kreuzträger, harrend auszubieten.

Als der Ausrufer seine Botschaft vollendet hatte, lächelte der Bursche, jedoch trübselig, und griff in seine Tasche. Er zog ein seidenes, sorgfältig zusammengefaltetes Tüchlein heraus, wickelte auf und — siehe! da lag

er, der Damenhandschuh, und um den Mittelfinger die zwei Ringe.

Wie hell, wie weich, wie duftig lag er da! und verrieth mit seinen schmalen, langen Fingern, eine zarte Falte in jedem Gelenke, und mit der Armrundung, an der eins der vielen Knöpflein gesprungen war, alle Reize, welche die leere Hülle befeelt hatten. O, es ist etwas Schönes um einen glatten, glänzenden, süß durchdufteten Handschuh!

Ob der Eseltreiber das auch empfand, daß er so starr darauf herunter sah? Oder ob es Zufall war, daß er ihn seufzend wieder zusammenfaltete und das Tuch an seiner Brust hastig verbarg? Er schüttelte mit dem Kopfe. „Gott, Mohr!“ sagte er zu seinem Thiere und zog es am Zügel hinter sich her, die Allee hinaufschreitend.

Der Herold von Neu-Ems hatte inzwischen vor der „alten Post“ zum letzten Male geklingelt und gehuftet, kam nun die Allee wieder herunter und begegnete dem Eseltreiber. „Guten Morgen, Herr Ausrufer!“ sagte Dieser, und „Guten Morgen, Esel-Frixe!“ wiederum Jener.

Alles höchst denkwürdig, nicht wahr? Aber stehen wir denn nicht in einem Bade-Idyll? Und nur für Leute, die auch baden, wo möglich auch in Ems baden, die mich vielleicht da lesen, wo ich für sie geschrieben, am Kurhaus nämlich oder auf der Silberhütte, oder zu Nassau in den reizenden Sihen des alten Fürstentrümmers? Also lassen wir uns ruhig gehen!

Natürlich, daß nun Esel-Frixe meldete, er habe

gefunden, und er, der Ausrufer nämlich, brauche sich nicht mehr zu bemühen. „Ach, Du glücklicher Kerl! Nu', her damit, und wie viel willst Du denn fordern?“

„Erlauben Sie, Herr Proclamator, ich gebe das Dings nicht so heraus!“

„Junge, bist Du toll? Meinst Du, ich wollte Dich um Deinen Fundlohn bringen? Ich, eine obrigkeitliche, verschworene Person! Her mit dem Handschuh!“

„Und ich sage Ihnen, Sie kriegen ihn doch nicht. Den Handschuh gebe ich der Dame selber zurück, und was sie mir aus gutem Willen geben wird, davon sollen Sie ein Viertel abhaben — sind Sie nun zufrieden?“

„Nu', Friße, laß gut sein! Das weiß ja doch die ganze Welt, daß Du ein närrischer Kerl bist. So ganz was Apartes. Komm her!“

Selbander gingen sie die Straße hinunter, Friße den Zügel seines Thiers um den rechten Arm geschlungen, die linke Hand fest auf die Brust gedrückt. Denn dort lag das Tuch und der Handschuh und die Ringe, — und sein Herz; Kleinigkeit, — er war ja ein Gjeltreiber!

„Hier wohnt die Dame,“ sagte der Ausrufer und blieb an den „vier Jahreszeiten“ stehen, „hier im ersten Stocke. Es muß was Großes sein, eine holsteinische Gräfin, glaub' ich. Sie haben ein Zimmer mit Balkon. Fordere nur tüchtig, mein Junge, hörst Du?“

Friße aber hörte nicht mehr. Sein Thier unten anbinden, die Treppe hinaufftürmen, an der Thüriglocke ziehen, war bei ihm ein Augenblick gewesen. Eine alte Kammerfrau erschien und meldete auf seine Anfrage nach der Dame mit dem Handschuhe, die gnädige Comtesse

feien im Bade. „Er kann,“ sagte sie, „den Handschuh nur hier lassen, die Gräfin Mutter und ich sind zu Hause.“

Der Eseltreiber drehte verlegen sein viereckiges Rothkäppchen in beiden Händen umher. „Wenn,“ stammelte er endlich, „wenn Sie und die Frau Gräfin Mutter nichts dawider hätten, so möchte ich wohl warten, oder hingehen.“

Die Jose lachte ihm unter die Nase. „In's Bad, nicht wahr, und der gnädigen Comtesse die Sachen selber bringen? Ne, mein Guter, das geht doch nicht wohl an. Ueberhaupt, wer weiß denn, ob Seine Ringe noch die rechten sind? Wie sehen sie denn aus?“

„Ach, die rechten sind's gewiß,“ sagte Frize wiederum, „darauf wollte ich schwören, wenigstens auf den Handschuh. Die Ringe habe ich noch nicht recht gesehen.“

Die Jose schüttelte den Kopf, als Frize ihr weder die Ringe ausliefern, noch einmal seinen Fund zeigen wollte. „Nur und zuerst an die gnädige Mamsell Comtesse,“ stotterte er, „das habe ich mir geschworen, wenn Sie und die Frau Gräfin Mutter nichts dawider haben.“

Letztere war auf eine Meldung der Kammerfrau endlich auch erschienen, um sich den wunderbaren Eseltreiber in der Nähe zu besehen. Frize stand unruhig am Treppengeländer, und als die Gräfin ihm gesagt, ihre Tochter bade in den „vier Thürmen“, da war's wieder ein Satz, und ohne auf die Kammerfrau, die hinter ihm drein rief, weiter zu hören, stürzte er hinunter.

„Wie viel hast Du gekriegt?“ fragte ihn in der Thüre

schon hastig der Herold, seine viertelsüchtige Rechte hohl entgegenstreckend. Frike hätte ihn aber schier zu Boden gerannt, so heftig war er. „Nichts!“ sagte er abgebrochen, knüpfte Mohr los, trieb ihn mit drei derben Schlägen vor sich her und schritt nach, seiner Seite gefolgt von dem nachkeuchenden Ausrufer, der noch immer vermeinte, Frike wolle ihm mit dem Viertelchen durchgehen.

In den „vier Thürmen“ fragte Frike nach der Comtesse. Sie badete noch, mußte aber gleich fertig sein. Er schritt in den Garten hinter dem Hause und setzte sich unter einem Apfelbaume nieder, weil er sich recht müde fühlte, — wovon? wußt' er selber nicht. Sein Esel grafte.

Nach dem Badehause blickte Esel-Frike. Verschwiegenes Plätschern, dicht verhüllte Fenster, leise Stille überall. Nur die Badefrau schritt ab und zu, ein altes, ehrwürdiges, braves Weib, welches durch das ganze Jahr nicht anders gesehen wird, als mit einem Thermometer in der einen Hand und einem Borsttwisch in der andern. Esel-Frike senkte den Kopf und die klaren, klugen Augen. Wo, in welcher jener Zellen mochte die Comtesse nun baden? Und wann wird sie heraustreten? Und darf er sich ihr sogleich entgegendrängen? O Gott, seufzte Frike, aber ohne Worte, wer kein Esel-Frike wäre! Ihm war sein Stand immer so leicht gewesen, sein „Mohr“ immer so lieb, und jeden Abend ritt er, mit seinem Verdienste in der Tasche, pfeifend heim gen Dausenau, und jeden Morgen, wenn eben der Tag graute, kam er singend wieder hereingeritten. Und alle Menschen hatten Esel-Frike gern, und vielleicht war selbst das kein Zufall, daß

von den „Herrschaften“ so manches hübsche Auge nach „85“ suchte auf den messingenen Schilden, und daß nicht selten eine silberne Stimme ausdrücklich nach „Mohr“ rief. Das freute Frize — sonst; aber jetzt nicht mehr.

Nicht lange hatte er gegessen, so öffnete sich wiederum die Thüre des Badehauses; er fuhr auf, und dieses Mal, um nicht wieder in seine Träumereien zurückzusinken. Denn die Comtesse trat heraus.

So tritt Cos am Morgen früh aus den Wellen, noch feucht vom Thau der Nacht und vom Meere die gelben Locken, bleich und weich die Haut, die Hände, die Arme, duftend, mit gelösten Gliedern, jeder Schritt eine Grazie, jede Bewegung Musik!

Der Eseltreiber kannte freilich das Gleichniß nicht. Aber die Comtesse erkannte er, und so rasch ging er auf sie zu, daß sie fast erschrak und einen Schritt zurücktrat, dem Kammermädchen winkend, das hinter ihr dreinschritt.

Frize wußte jeko keine Worte zu finden. „Gnädigste Comtesse!“ sagte er und stockte. Hierauf, hastig, griff er in die Brust, zog sein Tuch heraus, riß es auseinander, — „da ist er,“ sprach er, den Handschuh darreichend, und wenig fehlte, so wär’ er in die Knie gefallen.

Die Comtesse stieß beim Erblicken des glänzenden Händchens, welches aus dem Tuche herauszulangen schien, einen kleinen Schrei freudiger Ueberraschung aus. Hestig griff sie nach dem Dargebotenen: „mein Handschuh!“ sagte sie, halb zu der aufschauenden Jose, halb zu Frize.

„Die Ringe auch?“ fragte das Kammermädchen, welches erstaunt hinzugetreten war. — Aber die Ringe

waren nicht da, und Frize bebte zusammen, als er sie nicht mehr am Mittelfinger des Handschuhs sah, und erbleichte tief, weil ein mißtrauischer Blick aus dem blauen Auge der Comtesse das seinige traf. „Sie waren da,“ flüsterte er mit stockendem Athem, „noch vor einer Sekunde. — Da sind sie auch noch,“ rief er plötzlich aus, sich in's Gras bückend, und las den funkelnden Diamant auf und einen einfachen Goldreif, beide der Besitzerin, noch knieend, überreichend. Bei dem hastigen Aufreißen des Tüchleins waren sie vom Finger unbemerkt herabgeglitten und zur Erde gefallen.

Die Comtesse jubelte laut auf, drückte den Diamant an's Herz und steckte den andern Ring eiligst an den Finger. „Du guter Junge!“ sagte sie, und das blaue Auge ruhte, dieses Mal lange und mit dankbar-freudigem Strahl, auf seinem glühenden Gesichte. „Wie heißt Du denn?“

„Esel-Frize.“

Er schlug die Augen tief nieder, und sein Athem flog so rasch, daß er ihm beinahe die Stimme raubte.

Die Comtesse wandte sich nach ihrem Mädchen um. „Jenny,“ sagte sie, „hast Du die Börse zu Dir gesteckt?“ Aber Jenny verneinte. „Nun, Esel-Frize! dann suchst Du uns auf in den „vier Jahreszeiten“ im ersten Stock. Frage nur nach Gräfin \* \* \* \*, und dein wohlverdienter Lohn soll Dir werden.“

„Ich war schon da,“ sagte Frize, immer noch halblaut, „und bei der Frau Gräfin Mutter. Aber lassen konnte ich ihr den Handschuh nicht, den mußte ich Ihnen selber bringen. Hätten Sie es auch nicht ausrufen lassen,



Sie hätten ihn heute doch wieder haben sollen, wenn auch ein Bißchen später.“

„Wußtest Du denn, wem er gehörte?“

„Ach ja, gnädige Comtesse! Das wußt' ich wohl!“

Sie sah den Burschen scharf an. „Jenny,“ bemerkte sie halb laut auf Französisch, „betrachte Dir doch den sonderbaren Knaben!“ Jenny lachte; sie fand ihn ganz hübsch. „A-t-il de beaux cheveux“, sagte sie, während die Comtesse sie auf seine Augen aufmerksam machte.

Frixe stand eine Weile stumm da, in einer Hand seine rothe Kappe, in der andern das nunmehr leere Seidentuch. Als aber die Comtesse mit einem gütigen „Adieu“ und der wiederholten Aufforderung, sich alsbald im Hôtel des quatre Saisons melden zu wollen, von ihmchied, faßte er sich ein Herz und sagte:

„Gnädigste Comtesse! Mein Mohr ist auch da. Wenn Sie vom Bade müde sind, und wollten nach den „vier Jahreszeiten“ fahren? — Sie sind noch niemals auf meinem Mohr gefahren. Das ganze Jahr nicht.“

Die Comtesse lächelte. „Meinetwegen,“ sagte sie, und Frixe sprang hin und riß Mohr, der noch lustig unter dem Apfelbaume graste, am Zügel her. Die Comtesse stieg, noch lächelnd, auf den rothen Sattel, und fühlte, daß die Hand, welche ihren linken Fuß sorglich in den Bügel setzte, und der Arm, der sie fester in die Lehne hob, heftig zitterten. Befremdet blickte sie Frixe an. Der aber, seelenvergnügt, trieb mit einem „Gott, Mohr“ von dannen, die Hände beide am Zügel, das Auge zurückgewandt auf die Reiterin, nach jedem Stein im Wege spähend, ausbeugend, wenn nur ein leiser Anstoß zu

fürchten war. Er sprach gar nichts, während die Comtesse mit der nebenher schreitenden Kammerjungfer ein französisches Gespräch pflog. Frike verstand kein Wort, und dennoch freute er sich am Klang der Stimme, der so schön paßte zu dem großen, blauen Auge und dem feingeschnittenen Munde.

In den „vier Jahreszeiten“ angekommen, hob Frike seine schöne Reiterin aus dem Sattel und folgte auf ihr Geheiß, als sie leicht die Treppen hinaufschlüpfte. Oben zeigte sie erfreut der Mutter ihren wiedergewonnenen Schatz, präsentirte den redlichen Finder und zog Letzteren mit in's Zimmer. Den weiten Bade-Mantel abwerfend, streckte sie sich behaglich auf dem Sopha aus. „Nur näher, guter Junge!“ sagte sie zu Frike, „Du sollst uns jetzt erzählen, wo und wie Du eigentlich zu Deinem Funde gekommen bist.“

Er erröthete abermals, und sein Auge hing mit verschämtem oder verwundertem Entzücken an der Gestalt der jungen Comtesse, welche, angethan mit einem weißen, zierlichen Negligée, das Haupt mit den vollen, blonden Haaren, die noch vom Bade feucht waren, auf die Polster gelehnt, halb sitzend, halb liegend auf den rothseidenen Kissen, allerdings ein so reizendes Bild abgab, daß jeder Andere wie Esel-Frike gethan haben würde, nämlich sie schweigend angeschaut und schauend angebetet.

Endlich erzählte er.

Während gestern die Comtesse mit einer zahlreichen Gesellschaft von Damen und Herren eine Partie nach Braubach und auf die Maryburg unternommen hatten, kam Frike desselben Weges ledig, wie er es nannte, zurück.

Er begegnete der Comtesse, die er — das hütete er sich freilich wohl zu gestehen — schon lange bemerkt und, wie weit das dem armen Burschen möglich war, verfolgt hatte. Wie oft war er, wenn sie ein Thier zu einem Ritte suchte, glühend vor Erwartung und Hoffnung unter den Uebrigen dagestanden, ob nicht ihr Blick einmal auf ihn oder auf seinen Mohr wenigstens fallen würde? Umsonst; Schnellere oder Unbescheidnere hatten sich ihm vorgedrängt, und alles, was er erreichte, was er aber auch unerschütterlich durchzusetzen wußte, war, daß Einer aus ihrer Umgebung sein Thier nahm. Dann konnte Frixe wenigstens folgen, wohin sie zog, an ihrer Seite treiben, sie sehen, unterwegs ihr Gewand einmal berühren, eines Tages sogar den Shawl tragen, den sie als zu warm abgelegt hatte. Armer Knabe! Vielleicht, daß eine thörichte Hoffnung Dir sagte, es habe die Comtesse Dich bemerkt und erkannt und herausgefunden aus dem Haufen der Uebrigen; diese Hoffnung log. Sie sah Dich zum ersten Male, sie merkte wenigstens auf die offenen, gutmüthigen Züge Deines gebräunten Gesichtes zum ersten Male, als Du ihr den Handschuh zurückgabst! Und Du kanntest jede Schleife auf ihrem Hute und die Farbe aller ihrer Kleider, um sie nur recht schnell herauszuspähen aus dem bunten Flor der übrigen Schönen, Morgens am Brunnen oder Mittags, wann die Kurgäste nach allen Seiten ausflogen in das liebliche Lahnthal.

An jenem Tage, als er ihr begegnet war, ritt die Comtesse zuletzt von der Gesellschaft mit einem ältlichen Herrn, den Frixe schon öfters in ihrer unmittelbaren

Nähe wahrgenommen hatte. Er sah, wie sie dem Herrn ihre Hand gereicht hatte und wie dieser sie zärtlich an seine Lippen zog. Ein unnennbares Gefühl glimmte in diesem Moment auf in dem jungen, bewußtlosen Herzen des Eseltreibers. Dieses Herz, so keusch und so kindlich in seinen Regungen, überspannt meinethwegen und nicht mehr heimisch unter der blauen Blouse, gegen welche es klopfte, dieses Herz hatte sich zum ersten Male für das schöne Bild der Fremden geöffnet und wie ein Heiligenschein schweigend und innig über ihm geschlossen. Er liebte die Comtesse, er — Esel-Frixe!

Und nun werft einen Stein auf ihn, wenn Ihr könnt, oder eine bittere, höhnische Glosse!

Als er sah, wie jene Hand — er erblickte sie in dem Augenblicke zum ersten Male ohne Hülle, weiß, klein, so tadellos, wie alles an diesem vollendet-schönen Körper — wie sie geküßt wurde, geküßt von den bleichen, welken Lippen eines frühgealterten Mannes, der am Morgen hustend seinen Kesselbrunnen schluckte, am Mittag seine Goldstücke auf die grüne Tafel schleuderte, und fast jeden Abend mit ihr, mit der Comtesse, ging, ritt, fuhr, — da zog jenes heiße, junge Herz sich krampfhaft zusammen und das helle Auge funkelte in dem Wasser eines schönen Zornes. Er nahm ehrerbietig vor der Comtesse seine rothe Mütze ab; sie nickte, ohne ihn anzusehen; noch ein Augenblick, und verschwunden war sie in den grünen Hängen des Weges. Dann schlug Frixe heftig auf sein Thier los und trabte mit ihm hinunter, als gälte es, den Preis eines Esel-Kennens zu erjagen, sein Auge immer nachdenklich am Boden, seine Hand an Mohrs

Zügel. Untweit jener Stelle lag der Handschuh; die Ringe steckten innerhalb des einen Fingers und mußten beim Abstreifen hängen geblieben sein. Frixe zweifelte keinen Augenblick, wem das Verlorene gehören möge; er schloß richtig auf die Besitzerin, nicht deswegen, weil sie hinter den Uebrigen geritten war und keine Handschuhe trug, zum ersten Male, seit er sie gesehen: nein, was er empfand, als er das hellgraue, weiche Leder aufraffte, das und dessen zierliche Form bewiesen es ihm bis zur Ueberzeugung, die Comtesse habe den Handschuh verloren, Niemand anders auf der ganzen weiten Emser Badewelt. Scheu sah er sich im Walde um, ob auch Niemand seines Glückes Zeuge gewesen; er war allein. Und zehn und zwanzig Mal drückte er den theuren Fund an Herz und Mund und Brust und Wange, und glaubte noch einen warmen Gegendruck der geschmeidigen Finger zu fühlen. Hierauf knüpfte er sein Tüchlein vom Halse los, schlug Ringe und Handschuhe behutsam hinein, barg die kostbare Bürde auf seiner Brust und trabte, selig wie ein Berauschter, heim. Ob er den Fund zurückgeben werde und müsse, und wann und wie das in's Werk zu setzen sei, darüber dachte er im Augenblicke nicht nach. Sein einziges Gefühl war, im Besitze einer Reliquie zu sein, die sie getragen und geweiht hatte, und daran schloß sich die dunkle Hoffnung, sie nun ganz nahe zu sehen und selber zu sprechen und gar zu verpflichten, so daß sie nun wohl auf seinem Mohr reiten würde und er sie in den Sattel heben, ihr Knie berühren, ihren Fuß drücken dürfe.

Natürlich, daß Frixe davon nichts erzählte, als er vor der Comtesse stand und den aufhorchenden, ihn

musternden Zosen. Die Comtesse lächelte zu seiner naiven und kurzen Mittheilung; wäre sie nicht aus dem Munde eines Eseltreibers gekommen, würde sie Züge darin gefunden haben, die ihr die Wahrheit ziemlich nahe gelegt hätten. So aber blieb letztere hinter der Unmöglichkeit versteckt, und alles, was sich die Comtesse sagte, wie sie den hübschen, blöden, glühenden Burschen stammelnd vor sich stehen sah, war das, daß sie meinte, er sei nicht wie andere Eseltreiber. Sie war vornehmleicht genug, ihm das rundheraus zu erklären, worauf er, vor Scham brennend, gestand, er sei auch noch nicht lange dabei. Seinen Vater kannte er nicht, erzählte er stockend weiter, seine Mutter sei in Dausenau verstorben und habe ihm nur so viel hinterlassen, um sich Mohr zu kaufen und mit Mohr unter die Eseljungen zu gehen. „Früher,“ meinte er, „ging’s mir besser. Meine Mutter bekam alle Jahre Geld, von weither geschickt, da lernte ich lesen, schreiben und rechnen, und hatte immer ordentliche Schuhe an. Auf einmal blieb das Geld aus, ein, zwei, drei Jahre lang, und da legte sich meine arme Mutter hin und starb.“

Die Comtesse blickte mit gesteigerter Aufmerksamkeit auf den Burschen hin und wechselte mit ihrer Mutter verständigende Blicke und Worte. Man errieth, was der Knabe selber nicht wußte. „Pauvre garçon,“ sagte die Gräfin, „donnons-lui quelques florins et laissons le aller!“ Ihre Tochter nickte; sie winkte Friße zu sich heran, drückte ihm ein Goldstück in die Hand, in der dieses wie Feuer brannte, und dankte ihm noch einmal. Was hätte er darum gegeben, wenn sie ihm statt des Goldes den Hand=

schuh gelassen! Aber er durfte nicht einmal daran denken, und so eingewurzelt war bei ihm das Bewußtsein seiner Niedrigkeit, daß er mechanisch-rasch mit dem Gelde in die Tasche fuhr, ohne einmal eine Remonstration zu versuchen. Nur eine brachte er noch glücklich heraus, daß nämlich doch die gnädige Comtesse seinen Mohr noch zu Zeiten brauchen möge, und als ihm das freundlich zugesichert worden war, schied er mit einer tiefen Verneigung. Die Comtesse nickte ihm huldreich zu und schloß, bald nachdem er zur Thüre hinaus war, ruhig auf ihrem Sofa ein.

Wäre Esel-Frixe nicht eben Esel-Frixe gewesen, so hätte er gehört, wie die Gräfin ihre Tochter ein Mal im Gespräche „Pauline“ genannt hatte. Für jeden andern Liebhaber ist das ein unendlicher Fund, dieser trauliche, süße Taufname der Angebeteten. Sie rückt ihm mit demselben eine ganze Sprosse der Himmelsleiter näher. Esel-Frixe wußte davon nichts; er hatte den in fremder Zunge ausgesprochenen Namen nicht einmal erkannt. Für ihn blieb sie Comtesse, und selbst in seinen Gedanken dachte er sie nur als gnädigste Comtesse, — er, der Eseltreiber. Damit ist aber nicht gesagt, daß er sie weniger geliebt habe. Frixe war achtzehn Jahre alt, — das sagt alles!

---

Der Sommer ging vorüber, wie er in Ems vorübergehen kann. Oft, recht oft war die Comtesse noch auf Mohr gefahren, und Frike hatte sie am Zügel geführt, stolz auf das schöne, blühende Weib, welches malerisch auf dem wohllaufgezäumten Schwarzen saß, das eine Anie übergeschlagen und mit nachlässiger Anmuth auf dem ledernen Polster schaukelnd. Wer war glücklicher, der alte, welke Mann, der ihr zur Seite ritt und athemlos nachzockelte, wenn Frike, auf der Comtesse Geheiß, sein Thier zum kurzen Galopp antrieb, er, der verlobte Bräutigam, welcher sie „Pauline“ hieß und „ma chère,“ dessen von Frike wiedergefundenen Ring sie trug, — oder der Eseltreiber, an der Comtesse Seite gestreckten Laufes hinspringend, die Hand immer fest an ihrem Zügel und das Auge noch fester auf ihrem Antlitz?

Es hatte sich eine Art von Verständniß unter den Beiden gebildet, unter Frike und der Comtesse nämlich. Jedes Mal, daß Letztere dem Eselstalle nahe kam, um zu wählen, riefen die Jungen: „Du, Frike! da ist Deine Gräfin!“ Und Paulinens Mutter, ihr Verlobter, ihre Gesellschaft neckten sie wohl mit dem rothkappigen Anbeter, wenn er Morgens früh, noch lange ehe man zum Brunnen hinabging, schon an der Thüre der „vier Jahres-



zeiten“ stand, um zu erwarten, daß sie herunterkäme, ihm holdselig zunickte, ihn vielleicht auf den Nachmittag bestellte oder wenigstens nach Mohr fragte.

Romantisch war dieses Verhältniß nicht, — leider nicht. Wie käme Romantik nach Gms, unter die Blouse eines Eseljungen? Jeden Abend, daß an den „vier Jahreszeiten“ abgestiegen wurde, zog Frihe seine Mütze ab, und die Comtesse oder der Bräutigam, wie er selber ihn nannte, reichten ihm nach der Taxe, was ihm zukam, nebst einem Trinkgelde. Frihe scharrte mit dem Fuße, sagte „Gute Nacht,“ und es war aus. Wenn einige Romantik sich darein mischte, war es die, daß Frihe immer noch eine Viertelstunde unter dem Fenster halten blieb, um zu sehen, wie oben ein Licht durch die grünen Rouleaux hervorbrach und ein leichter Schatten daran vorüberschwebte. Diese Romantik büßte er aber jedesmal mit einem derben Schimpfnamen und, hatte sie zu lange gewährt, mit einem Rippenstoß, welchen ihm der Eselmeister für seine späte Heimkunft vollwichtigst zutheilte. Frihe verschmerzte ihn und zählte seine Taxe hin, die er — sehst doch noch einen romantischen Winkelzug! — jedes Mal weit leichteren Herzens empfing, als das ihm verbleibende Trinkgeld.

Ja, Frihe war Romantiker. Halsbrechende Wünsche hatte er: als zum Exempel, daß die Comtesse doch einmal von Mohr abgeworfen werden möchte, damit er sie „retten“ könne. Oder, träumte er, wenn du nun im Galopp einmal stolperst und vor ihr hinschlägest und dir eine tüchtige Brausche am Hirnkasten beibrächtest, ob sie da wohl erschrecken würde, die gnädige Comtesse, und ihr feines, spinnwebenes Sacktuch zerreißen, um dein Blut

zu stillen, wie sie neulich that, als der Bräutigam sich am Sattelknopf den Daumen gequetscht hatte?

Diesem Romanticismus pflegte Esel-Frixe Abends spät, wenn er, an der Bahn hinauf, gen Dausenau heimritt, nicht pfeifend mehr, wie ehemals, und nicht in der Reihe seiner ihm hohnlachend nachblickenden Genossen, sondern zuhinterst von allen, der „Trauer-Ritter,“ wie ihn Jene unter sich zu nennen pflegten.

Aber, wie gesagt, es passirte nichts von allem diesem, und der Sommer verschwand, wie er nur in Ems verschwinden kann. Wöchentlich wurde die Brunnenliste kürzer und die Gesellschafts-Bälle im Kurhause länger, oder langweiliger, wenn im letzteren je eine Steigerung möglich gewesen wäre. Ein Wagen nach dem andern fuhr, schwerbepackt und festgeschlossen, die Allee hinauf oder hinab, der Wind wirbelte große Wolken Staubes, sogar schon einzelne welke Lindenblätter hinterdrein, und an allen Gasthausthüren standen gährende Kellner, die ausgedienten Servietten unter dem Arme, und an jedem Fensterladen weiße, vergeblich winkende Zettel: „Chambres à louer.“

Eines Morgens — die Badegäste gingen schon in Mänteln umher, und der Waldhornist blies nach jeder Nummer seines höchst orthographischen Repertoires mehr in die Hände, als er vorher in sein Instrument geblasen hatte — dieses Morgens also zog Frixe mit seinem Mohr abermals an seine Himmelsthür. Ich sage nicht, daß er erschrak, nein, er erstarrte vielmehr, als an derselben ein vierspänniger Reisewagen hielt, bepackt, so viel es möglich war, und noch etwas mehr, geschmückt mit Blumen-

kränzen, Opfern der gefälligen Blumennymphe, einem scheidenden Verehrer gebracht. Wen der Wagen erwartete, darüber konnte dem Vermisten kein Zweifel mehr bleiben, denn auf der Impériale machte sich bereits die alte Kammerfrau breit, einen mächtigen Regenschirm über sich ausspannend, zu beiden Seiten mit Körben, Taschen, Tüchern, sogar mit Pistolenhalstern in ein unendliches Chaos zusammengeschwallt. Jenny kam eben mit neuen Cartons aus der Hausthüre und rief Frike ein helles „Guten Morgen“ zu, indem sie gleich hinzusetzte: „Die gnädige Comtesse hat schon nach Esel-Frike gefragt; gut, daß Du da bist!“

„Geht's denn wirklich fort, Mamsell Johanne?“ So antwortete Frike, seinen Mohr trübselig festbindend und mit gefalteten Händen in den breiten Wagen blickend.

„Ja wohl geht's fort, und wenn die gnädige Comtesse nicht noch auf den Herrn Baron wartete, um ihm Adieu zu sagen, wären wir schon über alle Berge.“

„Wollte Gott,“ tönte eine näselnde Stimme unter dem Regenschirme hervor, „wir hätten das langweilige Nest schon eine Meile hinter uns! O Gott, wie freue ich mich auf mein Hinterpommern!“

„Ich meinte, Sie gingen nach Holstein zurück, Mamsell Johanne?“

„Nein,“ sagte die Gefällige, auf dem Wagentritt stehend, „wir gehen nach Pommern, wo die alte Mamsell droben her ist, zu Verwandten auf ein Gut. Dort soll im Winter Hochzeit sein vom Herrn Baron und der gnädigen Comtesse.“

Frixe ward todtenbleich. Er stützte sich auf Mohrs Sattel, und seine Augen hefteten sich starr auf die Erde, seine Hände blieben fest gefaltet.

In diesem Augenblicke trat Comtesse Pauline über die Schwelle, schon in vollständigem Reiseanzug, aber schön wie immer. Ihre Wange war höher als gewöhnlich geröthet, ein heimlicher Verdruß schien in dem sonst so ruhigen, spiegelklaren Auge zu bliken, das heute keinen Strahl für Esel-Frixe hatte.

„Der Herr Baron hat sich noch nicht gezeigt?“ fragte sie, sich auf die feine Lippe beißend, ihre Kammerjungfer.

„Nein; ich habe den gnädigen Herrn vor einer halben Stunde in den Kurzaal treten sehen, und seitdem ist er nicht wieder erschienen. Befehlen Comtesse, daß ich hinüber springe, ihn zu holen?“

„Was fällt Dir ein, Jenny? Kann er uns ohne Abschied reisen lassen, müssen wir uns darein zu finden wissen.“ Sie sprach's mit merklicher Empfindlichkeit, und setzte, indem sie zurück in das Haus trat, halblaut hinzu: „Halb elf! Der Herr Baron ist sehr präcis bei Eröffnung der Bank gewesen. Sehr präcis! Was Wunder, daß er es minder ist zu der Stunde, da er uns abreisen weiß!“

Verstimmt ging sie die Treppe hinauf, ohne daß ein Blick, ein Wort auf Esel-Frixe gefallen wäre. Diesem war dagegen kein Zug der letzten Scene entgangen, und während Jenny noch im Wagen packte, eilte er die wenigen Schritte zum Kurhaus hinüber, um dem Baron eine Weisung zu geben, deren dieser freilich nicht hätte

bedürfen sollen. Der Portier, ein unverschämt härtiges Gesicht mit dem feisten Familien-Zuge seines ganzen Geschlechtes, ließ die rothe Uniform des Eseltreibers nicht passiren.

„Was willst Du drinnen?“ schnob er Friße an. — „Den Herrn Baron sprechen.“ — „Sei nicht zudringlich, Junge! mit Deinen Eseln.“ — „Hier geht's um keinen Esel, lieber Herr, sondern um einen Baron. Um Gottes Willen, wenn Sie mich nicht einlassen wollen, sagen Sie dem Herrn Baron, er möge gleich einmal herauskommen.“

Es dauerte einige Minuten, bis der Letztere wirklich erschien, sehr geröthet, ein kleines, mit bunten Zahlen und Buchstaben bedrucktes Blatt und eine feine Nadel mit goldenem Knopfe in der Hand, keinen Hut auf dem Kopf, keine Handschuhe an den Fingern.

„Was willst Du?“ sagte er zu dem an ihn hastig herantretenden Jungen, mit der Miene eines Mannes, der sich ungern hat stören lassen und nicht gesonnen ist, es auf lange zu bleiben.

„Wollte Ihnen nur melden, Herr Baron, daß der Wagen vor der Thür steht, und daß die Kammerfrau schon oben drauf sitzt, und daß die gnädige Comtesse schon unten war, und daß sie bei Mamsell Jenny nach Ihnen gefragt hat . . .“

Der Baron ließ den Athemlosen nicht ausreden. Ein Blick auf seine Uhr, ein halber hinüber an die Thüre der „vier Jahreszeiten,“ einen französischen Dank für Friße auf der einen Lippe, auf der andern einen deutschen Kern-

fluch: so stürzte er in den Saal zurück. Frike ging still zu seinem Esel und lehnte wieder am Sattel.

Nicht lange währte es, so kam der Baron, noch immer im Sturmschritt, aus dem Kurzaale heraus und auf die „vier Jahreszeiten“ zu. Auf der Haustreppe rannte er gegen Jenny, welche eben mit dem Papagaienkäfig, als letztem Hausrath, heraustrat, und auf der Flur begegnete er der Gräfin Mutter und Comtesse Pauline.

Frike stand draußen.

Er konnte also nicht sehen, mit welcher ernstem Gesicht der Baron von beiden Damen empfangen wurde, wie geschmeidig er der alten Gräfin die Hand küßte und nach der — entzogenen — Paulinens ebenfalls haschte. Auch hören konnte er nicht, wie die „mille pardons“ und die „je suis au désespoir“ von seinen Lippen troffen; hätte er das auch gehört, er würde ja nicht wissen, was es bedeutet. Frike sah und hörte überhaupt gar nichts; er fühlte nur, — fühlte, daß er anders gehandelt haben würde, als der Baron. Wenn er jetzt, so im Augenblicke, nach Herzenslust hätte thun und lassen dürfen, so entstünde die interessante Frage, ob er erst Jenem, dem Baron, beide (magere) Beine abgeschlagen, oder sich erst der zornig aus der Thüre herausrauschenden Comtesse zu Füßen geworfen.

Er that aber bloß seine Mühe ab.

„Sie hatten ja“ — Pauline sprach deutsch! — „hier nichts zu verlieren, hofften dort zu gewinnen. — Natürlich, daß Sie an den grünen Tisch eilten und diesen Wagen in Gottes Namen fahren ließen.“

Der Baron erwiderte französisch — was? wußte er

wohl so recht genau selber nicht. „Eine sehr glückliche Chance im Trönte et Quarante, — und man muß die Gelegenheit beim Schopfe greifen.“

„Unterdessen die Verlobte reifen lassen? Nicht wahr, Herr Baron?“

„Aber ich schwör' Ihnen, englische Pauline! ich würde im Augenblicke hergeeilt sein, auch ohne daß Sie den Boten an mich abgesendet.“

Der Baron war empfindlich geworden; Pauline aber brach noch empfindlicher los: „An Sie absenden? Wen? Und ich? Meinen Sie, Herr Baron, ich hätte in der That . . . Ha, ha, ha, ha! — Jenny, ich will nicht hoffen, daß Du wider meinen Willen, wider mein ausdrückliches Geheiß . . .“

„Aber nein, gnädigste Comtesse!“ sagte Jenny schluchzend und bog sich, bereits im Wagen sitzend, unter Kisten und Schachteln hervor, — „ich war es ja nicht, es war ja Esel-Friße, der den gnädigen Herrn im Kurssaale abholte.“ Zu gleicher Zeit trat Esel-Friße demüthig um ein Paar kleine Schritte näher, und erst jetzt fiel das Auge der Comtesse auf ihn. „Also Du,“ sagte sie zu ihm, „also Du nimmst Dir heraus, ungeheißene Botengänge zu thun? Sieh nun zu, wer Dir Deine Mühe lohnt!“

Sie öffnete mit Ungestüm den Schlag und sprang in den Wagen, das Haupt gewaltsam zurücklehnend. Der Baron stand draußen, schwankend zwischen Verlegenheit und Zorn; die Gräfin Mutter aber, welche von der Treppe herunter einmal über das andere Mal „Paix, mes enfants!“ oder „Point de scène, je vous prie!“ in die heißen Worte Paulinens hinabgerufen hatte, wußte

sich Augenblicks nicht besser zu helfen, als daß sie auf die alte Kammerfrau schalt, weil sie eher hinaufgestiegen sei, als es ihr geheißen worden. „Den Augenblick geht Sie herunter und hilft mir in den Wagen; Sie sieht ja wohl, daß hier Niemand die Zeit dazu hat.“ So schrie sie zornig hinauf, und die Alte aus Hinterpommern kletterte murrend unter Regenschirm, Pistolenhalfter und Hutschachtel herunter, um wieder hinaufzuklettern.

Der Baron parlamentirte leise mit Pauline, zu ihr in den Wagen hineinredend: „Sauvez au moins les dehors,“ flüsterte er, mit den Augen zu den Fenstern des Hauses hinaufwinkend, wo einzelne neugierig horchende Köpfe hinter den Gardinen sichtbar wurden. Pauline lehnte sich, gezwungen lächelnd, aus dem Schläge heraus, und indem sie ihre Hand leicht dem Baron hinunterreichte, sagte sie überlaut zu ihm: „Adieu, Philippe, — au revoir!“ Der Handschuh — Jemand erkannte in ihm einen Zwillingssbruder des weiland verlorenen oder gefundenen, nur von dunklerer Hautfarbe, — wurde geküßt, der Arm verschwand wieder sammt dem Reisehute, worunter ein gezwungen-lächelndes Gesicht hervorgeschaut hatte, und der Baron hob, mit einem neuen Handkuffe, die Gräfin Mutter in den Wagen. Der Schlag wurde zugeworfen. „Fahrt zu, Postillon!“ sagte Jenny. Er fuhr zu.

Und Niemand beugte sich aus dem Wagen heraus, um ein letztes Lebewohl dem Baron zuzuwinken? Nein, Niemand that es. Es wäre freilich auch vergebens gewesen. Denn kaum hatte der davoneilende Reisewagen



die nahe Straßenecke erreicht, so war „Philipp“ wieder bei Trente und Quarante.

Glücklicher, als der Baron, war Esel-Friße. Ihm hatte Jenny freundlich zugenickt, einmal, zweimal, dreimal. Er mochte es aber wohl nicht gesehen haben, oder warum dankte er nicht? Warum starrte er, die rothe Mütze noch immer in der Hand, so ängstlich auf den Fleck zu seinen Füßen, offenen Mundes, als ob das Geräusch der Räder ihn betäubt habe? Esel-Friße hatte gesehen, wie Thränen, bittere, heiße Thränen im Auge „seiner“ Gräfin standen, während der Baron ihre Hand küßte, und daß der Mund, welcher das „au revoir, Philippe,“ ausstieß, schmerzlich zuckte. Das sah er, der Baron sah es nicht. Auf ihn, auf Esel-Friße, und auf Mohr, den roth aufgeäumten, fiel kein Blick mehr aus jenen heimlich weinenden Augen, kein Wort mehr von jenen bebenden Lippen, kein Wink von der schmalen Hand.

Und damit es sich nun ereignen könne, daß auch ich — der Erzähler nämlich dieser Geschichte — eine Rolle in derselben spielen könne, mußte ich zur selben Minute, als der Wagen eben um die Straßenecke bog, zu Esel-Friße treten. „Wie viel nach der Mooshütte, Junge?“ — „Acht und vierzig Kreuzer, und das Trinkgeld!“ — „Gieb mir Deine Gerte!“ — Und ich stieg auf den rothen Sattel, und Esel-Friße führte Mohr am Zügel, die Mooshütte hinan. Kein Wort von ihm, kein Scherz, kein Zeichen des Lebens, als „Hott!“ und „Ha!“ — Niemals habe ich einen traurigeren Esel-Treiber gehabt.

„Wo geht der Weg nach Hinterpommern?“ Ich brauche nicht zu sagen, wer das fragte. Ueber die verschneite Landstraße zog, seit zwei Wochen schon, ein junger Bursche, eine rothe Mütze auf, ein rothes Band auf blauer Blouse, und an dem rothen Bande das Messing-Schild mit Nummer fünf und achtzig. Bald ritt er auf seinem Thier, bald führte er's sorglich am Zügel, ihm die mageren Schenkel nur dann und wann mit seinem derben Reifestock klatschend. So zog Gjel-Frize gen Hinterpommern. In seiner linken Westentasche hatte er acht preußische Thalerstücke bei seiner Abfahrt von Dausenau festgenäht. So oft eins klein gemacht werden mußte, Abends in der Herberge oder Morgens auf offener Heerstraße, trennte er die Naht auf und nahm das silberne Brustbild Friedrich Wilhelms mit andächtiger Wehmuth heraus. Außer jenen mehr und mehr schmelzenden Preußen führte er noch ein graues, unscheinbares Blatt Papier im Sacke, seinen Compaß. Darauf stand gedruckt:

Nr. 3281—84. Frau Gräfin \* \* \* \* \* nebst Comtesse Tochter, Gefolge und Dienerschaft, aus Holstein.

Ein Fragment aus besseren Tagen, welches Frize niemals ohne Seufzer zu betrachten vermochte!

Ich weiß eigentlich nicht, ob wir es Frize verdenken dürfen, daß er mit Mohr seine Pilgerfahrt antrat.

Däucht uns ein Bade-Ort im Winter unerträglich, warum soll er es einem Eseltreiber nicht auch? Im Winter ist die Zeit der öffentlichen und privaten Esel-Wirkungen in Ems geschlossen; die hohen, blanken Häuser glohen Einen mit verriegelten Augen unheimlich, todt an, auf der Bahn treiben verdrießliche Eisschollen, und zwischen den kahlgrauen oder schneeschweren Köpfen der Berge segt ein eiskalter, unleidlicher Wind. Ob das nicht einem Eseltreiber über den Kopf wachsen kann, so gut wie unser Einem?

Hatte Frize zudem nicht der gnädigen Comtesse eine Erklärung nachzutragen, und das Mißverständniß auszugleichen, worin sie zwei geschieden? Das war seine Arbeit unterwegs und seine Lust, diese Erklärung auszudenken. „Gnädigstes Fräulein Comtesse,“ — so weit war er mit seiner Rede gekommen, als er, Ende der dritten Woche, in Berlin einritt — „gnädigste Comtesse! Sie sind zwar jenes Freitags böse auf mich und auf meinen Mohr von den „vier Jahreszeiten“ weggefahren. Allein ich und mein Mohr sind unschuldig. Wenn Einer Schuld hat von uns, was Gott verhüten wolle, so ist es, so Gott will, mit Respekt zu vermelden, der gnädigste Herr Bräutigam-Baron. Und da wir in Ems nichts mehr zu thun hatten, mein Mohr und ich, seit Sie fort waren, will sagen, auch viele andere Badegäste, und endlich alle, obgleich noch manche auf Mohr fuhren, weil er ein gutes Thier ist — Gott, Mohr! — so sind wir nunmehr hier, Mohr und ich, um uns zu rechtfertigen und unsere Dienste ganz gehorsamst für das nächste Mal wieder anzuoferiren.“

Eine stattliche Rede, nicht wahr? Allein — der

Wahrheit die Ehre! — der Schluß stammte nicht von Frize; er hatte ihn dem Esel-Major zu Ems einmal abgelaußt, als dieser in den Ruinen der Burg Nassau eine wirkliche Prinzessin aus dem Sattel seines „echt-englischen Racepferdes“ hob.

Wie weit es von Dausenau nach Hinterpommern ist, zu Esel, im hohen Winter, weiß ich nicht mit Genauigkeit anzugeben. Auch glaub' ich, daß kein Baedeker und kein Hendschel diese Entfernung so gut kennt, als Esel-Frize, welcher endlich, einen starken Tagemarsch von Stettin, das Landgut aufgefunden hatte, wohin ihn — ein Stern in der Nacht — der erlauchte Name des gräflichen Hauses geleitet hatte. Es war Abends, als er in weiter, nebliger Fläche die Lichter schimmern sah. Heute noch hinüber zu reiten, schien unthunlich. Wie in das Schloß gelangen? Wo bleiben? Warum die gnädigste Comtesse in später Nacht heimsuchen? Frize blieb auf einem Bauernhof, eine Stunde vielleicht von dem Gute, wo er und Mohr eine warme Streu aufgeschüttet bekamen. Der Morgen schielte kaum mit schwachen, blinzeln den Augen durch die Stallthüre, so raffte sich Frize schon auf und trat hinaus. Im Vorhof schnitt ein Knecht des Hauses Futter: sonst war alles noch kalt und dunkel und still. Draußen eine große, spiegelglatte, verschneite Ebene mit schillernden Eisfeldern, dergleichen Frize seit Tagen schon durchpilgert hatte, ganz fremd in diesem berglosen Plattlande und unter Menschen, mit denen sich sein Bahndialekt kaum verständlicher machen konnte, als Mohrs klägliche Naturvokalisation.

Der Knecht bot Frike einen Guten-Morgen nebst der Frage, wohin er denn so frühe schon wolle?

„Auf's Gut.“

„Und zu wem denn da?“

„Zur gnädigsten Fräulein Comtesse.“

„Wie heißt denn die?“

Frike zog, obwohl er den Namen wie das Vater-Unser auswendig wußte, sein Fragment der Emsler Kurliste aus der Tasche und las, nicht ohne Stolz:

„Nr. 3281—84. Frau Gräfin \* \* \* \* nebst Comtesse Tochter, Gefolge und Dienerschaft, aus Holstein.“

Der Knecht machte große Augen: „Das ist,“ sagte er, „die junge Comtesse, welche lezt' Weihnacht' geheirathet ist an den Baron da drüben?“

„Ja.“

„Die sind wohl nicht mehr drüben, oder wenn sie's sind, gehen sie dieser Tage auf die Güter des alten Barons, nah' an der See.“

Frike erstarrte. „Kennt Ihr denn die gnädige Comtesse und die Gräfin Mutter und die alte Kammerfrau aus Hinterpommern, mit Respekt zu sagen, und Mamsell Johanne?“

„Ob ich sie kenne! Und alle mitammen. War ja bis Neujahr Reitknecht in Diensten des Herrn Barons; habe mit dem Kammerkätzchen auf der Hochzeit tausend Spaß gehabt!“

Frike hatte sich bisher, wenn nicht stolz, doch gleichgültig gegen den Knecht benommen, welcher Häcksel schnitt. Von diesem Augenblicke erhielt dieser eine unbeschreibliche Wichtigkeit für ihn. Dienstfertig löste er ihn an seiner

Schneide-Lade ab und bat ihn, er möchte doch ein Bißchen von der gnädigsten Comtesse und dem Landgut drüben erzählen. „Nur nicht zuviel von Eurem Baron,“ setzte er hinzu, und schnitt Gesichter und Häcksel, beides gleich furchtbar.

Der Knecht ließ sich's gefallen, schlug pommadig die Arme unter und sah dem fremden Mitarbeiter verwundert zu. „Nun,“ sagte er in seiner Weise, „besonders glücklich mag die junge Baronin eben nicht sein. Man hat auch so seine Gedanken. Bracht' ich dem Herrn Morgens früh die lackirten Stiefel in sein Zimmer, so fügt' es sich wohl, daß ich in der anstoßenden Stube, als wo er und seine junge Frau frühstückten, allerlei laute Worte fallen hörte. Einmal weinte sie, ganz fein — hi, hi, hi, hi!“

Friße hielt inne. Seine Hände ballten sich krampfhaft. „Fahr' nur fort,“ sagte er.

„Der Kammerdiener und Mamsell Johanne haben uns Abends in der Gesindestube auch so manches Mal was zu merken gegeben. Sie zankten sich, nämlich, versteht Ihr, er auf des Herrn Barons Seite, und sie für die junge Frau. „Dein Herr“, schrie Johanne einmal, „sollte sich auch was schämen mit seiner Perrücke und seinem kurzen Athem. Was kann denn eine junge Frau da für groß' Plaisir haben?“ Worauf ihr der Kammerdiener eine Schale mit Zwetschenmuß in die französischen Haar-Zöpfe schmiß. Und so ging das in Einem fort. Die gnädige Frau hatte als'mal ganz rothe Augen, und der Herr, wenn er ausritt, hieb fürchterlich auf seinen besten Gaul, was er früher auch sein Lebtag nicht probirt

hat. Seht, ich weiß nicht, wie es bei so vornehmerm Volk zugehen mag, aber das kann ich Euch zuschwören, so mitunter, wenn ich die schöne, junge, rothe Frau so alleine am Fenster sitzen sah oder im Garten promeniren, Mittags bei gutem Wetter, — seht, da jammerte mich's ihrer ordentlich . . . . Aber, Donnerwetter! wenn Ihr schneiden wollt, so schneidet auch rechtschaffen! Ihr geht ja Gotteslästerlich mit dem lieben Stroh um, daß es keine Sau vertragen kann!"

Friße ließ erschöpft beide Arme fallen. „Nehmt Eure Lade wieder, Kamerad," sagte er, schlug die Fäuste geballt vor's Gesicht und rannte aus dem Thorweg; der Knecht schüttelte den Kopf. „Närrisches Fell," brummte er zwischen den Zähnen und griff selber wieder nach dem großen Schneidmesser.

Hastiger als an diesem Morgen war Mohr noch niemals aufgepäunt worden. Ein frischer Wind blies, vom unweiten Haff herüber, dem Reiter kalt in's Angesicht, so daß ihn die Nähe des Meeres frostig durchschauerte. Er zog die rothe Mütze tief in die von Reif und Flocken starrenden Haare und trabte auf das Gut zu. Eine kleine Stunde, so war's erreicht, sein Ziel endlich erreicht, und wie klopfenden Herzens ritt er durch das hohe vergitterte Thor in den weiten Hof!

Es ließ sich in so großer Frühe kein menschliches Wesen blicken. Nur im Nebengebäude dampfte ein Schornstein, und auf dieses wirthliche Zeichen steuerte Friße los, seinen müden Renner am Zügel hinter sich herzerrend, angebellt von einem mächtigen dänischen Hunde, welcher

vor seiner Hütte ein rauchendes Frühstück mit großer Gemüthlichkeit verzehrte.

Wie Frize in der Gefindestube aufgenommen wurde, wie qualvoll die zwei Stunden waren, welche er harren mußte, bis — nicht die Baroness selbst! — nein, nur Mamsell Johanne erwachte und auf der breiten, glatten Treppe des Hauptgebäudes neugierig gleich einer Bachstelze herumhüpfte, um den neuen Besuch, welcher nach ihr gefragt hatte, abzuwarten, — das alles versteht sich von selbst, wie ja eigentlich die ganze Geschichte. Mit welchem Erstaunen rief die niedliche Soubrette ihr helles „Esel-Frize“ dem Nahenden entgegen, als er mit seiner rothen Mütze und Kravatte, Mohr am Zügel, über den Schnee geschritten kam! „Du hier in Pommern!?“ sagte sie. „Mein Gott, wo kommst Du denn her? Und wie abgezehrt, Du und Dein Mohrchen! Armer Junge!“

Sie streichelte abwechselnd des Saumthiers Hals und Frikens Arm. Der letztere fragte aber gleich nach der gnädigen Comtesse. „Frau Baronin heißt's jetzt,“ verbesserte mit einem Seufzerlein die Gefällige. „Ja, Du sollst sie sehen, Du Muster aller treuen Ritter, sobald sie aufgestanden ist.“ Frize blickte ungeduldig nach der Sonne, die schon ziemlich hoch stand und den Teich im Garten funkelnd bestrahlte und die Zapfen am Scheunendache in einen Diamanten-Tropfenfall verwandelte.

Um zehn Uhr ging die ersehnte Klingel, bei der Jenny auffuhr und Frize mit, von der warmen Bier-suppe, die ihm Letztere sorglich vorgesetzt hatte. Nun noch eine Minute, zählte Esel-Frize, und zählte wieder. Aber



Jenny kam immer nicht herunter, ihn zu holen. Endlich tänzelte sie die Stufen herab, endlich —

Da stand nun Frize in dem kleinen, halbdunkeln, duftenden Gemach, wohin ihn Jenny geführt hatte. Ein schweigsamer Teppich bekleidete den Fußboden, so daß Frize erstaunt und vergeblich nach dem Geräusch seiner eignen Schritte hinhorchte; die Baronin lag in weißem Negligée, die Locken aus einem leichten Spitzenhäubchen munter hervorquellend, auf dem seidenen Divan, wieder wie damals in den „vier Jahreszeiten“, wieder so, und dennoch ganz anders. Frize wagte nicht das Auge zu ihr empor zu heben; erst ein späterer Blick zeigte ihm, wie das Feuer jener blauen, klaren Augen beinahe ausgeblasen und die Fülle der malerisch hingegossenen Glieder fast abgewelkt war. Die eine Hand, weiß und weich, wie ehemals, aber noch durchsichtiger, mit stark hervorscheinenden blauen Adern, stützte den Kopf, die andere streckte sich Frize entgegen. „Willkommen in Pommern, Esel-Frize!“ sagte sie.

Glücklicher! Du konntest diese Hand mit Deinen Lippen berühren, die unverhüllte, schöne Rechte, deren graue Schale Du einstmals wiedergefunden hattest am Oberlahnsteiner Forsthaufe!

Ja, Du konntest, wenn Du recht galant sein wolltest, auf den Blumen jenes Teppichs niederknien und den Saum des Gewandes küssen, welches in weiten Falten um die zierlichen Knöchel floß, oder selbst jenen kleinen, weiß beschuhten Fuß, der spitz und hell aus den Falten hervorragte!

Eseltreiber sollten in Ems freilich solche Galanterien

mit dem A B C lernen, wo möglich noch vor diesem. Leider beschränkt sich aber der dortige Volksschulunterricht noch immer auf altfränkische, in Handel und Wandel minder praktische Künste. Und Frike, statt Hand, Fuß, Kleid mit durstigen Lippen zu streifen, begnügte sich in naiver, keuscher Ehrfurcht damit, die schmalen, wohlbekannten Finger herzlich mit den seinigen zu drücken. Lächelnd zog die Baronin ihre Hand zurück.

„Was bringst Du denn Neues aus Ems?“ fragte sie. „Habe ich vielleicht wieder etwas verloren oder liegen lassen, was Deine treue Seele mir erstatten will?“

Erst jetzt erinnerte sich Frike an seine Rede. „Gnädigste Comtesse,“ hob er stammelnd an, und besann sich im Augenblicke, daß es nun „gnädigste Frau Baronin“ heißen müsse, wie ihm Jenny ja auch wohlwollend gesagt hatte, und ward ängstlich irre, und seine schöne Rede, erdacht, ausgearbeitet und memorirt von Ems bis nach Berlin, zerfiel in allerlei kleine Schnitzel.

„Du hast Dein Thier mitgebracht?“

„Ach ja, gnädigste — Frau — Baronin! Ich wußte nicht, daß es hier so eben war, und gar keine Berge. Da braucht man freilich keine Esel in Ihrem Lande. Und Esel-Frike auch nicht,“ — setzte er leise und tief schmerzlich hinzu.

„Treue Menschen,“ sagte die Baronin, und ihr Auge ruhte mit einem seltsamen Ausdruck auf dem Jüngling, „treue Menschen, Frike, braucht man überall, — ich zumal.“ Sie seufzte. „Erzähle mir doch, guter Junge, wie Dix's ergangen ist?“

„Schlecht, gnädigste Frau Baronin, herzlich schlecht.

Als Sie fort waren, hatte ich kein Glück mehr im Dienste. Mein Herr sagte, ich wäre nachlässig worden, und statt Mohr ordentlich anzubinden und mich zu rühren, stünde ich an den Ecken und gaffte in die Wolken; was nicht an dem war. Ich dachte nur so mitunter und simulirte in meiner Art, aber ein Träumer bin ich nicht gewesen. Nun, noch im September, ehe die Kur recht um war, wurde ich nach Dausenau heimgeschickt. Und in Dausenau war auch nichts zu machen. Der alte Thurm stand so hohl und verquer da, daß ich jeden Morgen meinte, er müßte mir über den Kopf fallen. Ich legte mich auf's Korbflechten, ging auch bis Martini bei Meistern ganz ordentlich in die Lehre, hernach aber war mir das knifflische Hantiren und das Stillfizen auf Gottes nacktem Erdboden zuwider, und wie der erste, tüchtige Schnee lag, so um Weihnachten herum, machte ich mich auf den Weg nach Hinterpommern."

"Die ungeheure Strecke! Und in der Jahreszeit! Kind, wie fandest Du nur Weg und Steg?"

"Gute Menschen, gnädigste Comtesse — will sagen gnädigste Frau Baronin, giebt's ja allerwärts. Und so fragte ich mich durch bis an die Grenze, und von da mit Ihrem Namen, den ich, wenn Sie es nicht für ungut nehmen, in der Kurliste gefunden hatte. Und hier steht er!" Er zog sein Papier heraus. „Daß Sie es nur wissen, gnädigste Comtesse," fuhr er fort, seine Zunge gelöst fühlend, „nämlich mit dem Freitag, wo Sie abfuhren und im Wagen saßen und auf mich so böse waren, daß ich und mein Mohr unschuldig sind . . . ."

Hier fiel dem Redner seine viertwöchentliche Arbeit

in jeder Sylbe wieder ein, und er betete Alles herunter, von Mohr und seiner Unschuld an bis zu dem Pathos im Style Sickers: „wieder anzuofferiren!“ Zum Schlusse scharrte er mit dem Fuße auf dem Teppich aus und schwenkte seine rothe Mütze.

Die Baronin schien nachdenklich geworden zu sein, als sie die Worte des Burschen an den Tag ihrer Abreise mahnten. „Laß das nur,“ sprach sie zu ihm, mit der Hand über die Stirn fahrend, „das ist längst vergeben und vergessen. Es war ja, wie's geschrieben steht: Du gedachtest es gut mit mir zu machen, und — laß das, guter Friße! Und nun geh' nur; Jenny wird für Dich Sorge tragen. Ich will dem Baron sagen, daß Du da bist, und mit ihm reden, ob und wie Du in seinen Diensten verwendet werden kannst. Adieu, mein Sohn!“

Sie nickte ihm huldreich zu. Friße wollte mit Jenny hinausgehen; auf der Schwelle aber wandte er sich noch einmal um. Sein ehrliches, offenes Auge stand ganz in Thränen. „Frau Baronin,“ sagte er mit erstickter Stimme, die Hand auf's Herz gepreßt, — „Sie sind so gut, so recht ein Engel, auch gegen uns niedrige Leute; nicht wahr, Frau Baronin! Sie sind auch glücklich, ganz glücklich, wie Sie es verdienen . . .“ Seine Stimme brach. Die Baronin antwortete keine Sylbe, sie kehrte sich nach der Wand um und winkte mit der Hand, er möge gehen. Jenny zupfte ihn am Ärmel. „Ach,“ sagte er in der Thür, „es ist mir ja nur wegen dessen, was der Knecht auf dem Hofe diesen Morgen sagte, und das sticht und brennt hier wie höllisches Feuer.“

Mit einem Sprunge war die Baronin auf den Füßen.

„Bursche!“ rief sie mit zitternder, unterdrückter Hestigkeit, „was sprichst Du da? Und was sagte der Knecht?“

Jenny wollte Frize mit sich fort ziehen und stieß ihn an, um ihm zu bedeuten, er möge schweigen. Die Baronin hieß ihn aber zurückkehren und trat dicht vor ihn hin. „Knabe,“ sagte sie, beide Hände auf seine Schultern legend und ihm fest in das überströmende Augenblickend, „Knabe, rede mir die Wahrheit! Siehst Du, ich habe Niemanden hier, der sie mir sagte. Dich muß mir ein Gott vom Himmel hoch hersenden, damit ich Wahrheit höre. Sprich mir, Frize, was sagte der Knecht von mir? Was brennt und sticht in Deine ehrliche, kindliche Seele wie höllisches Feuer?“

Ihre Stirn berührte fast die seinige; er fühlte, wie der Hauch ihres Mundes ihm warm um die Wangen spielte und wie die beiden feinen, weißen Hände auf seiner Blouse zitterten. Eine unendliche Angst überfiel den Jungen; er ahnte, daß er Böses angerichtet hatte, und wußte sich doch nicht mit einer Unwahrheit zu helfen. „Mamsell Jenny,“ sagte er, sich heftig von dem Kammermädchen losreißend, das ihn noch immer fortführen oder mit Zupfen und Winken zurechtweisen wollte, „lassen Sie mich um Gottes Willen gehen; Sie sehen ja, ich kann nicht anders.“ Er fiel auf beide Knie vor der Baronin; und die Hände zu ihr flehentlich empor gehoben, brach er leidenschaftlich, wie nie, in die Worte aus: „Ja, und das, Frau Baronin! sagte der Knecht, Sie wären nicht glücklich, und der Herr Baron — Gott verzeih' ihm seine Sünde! — verdiene Sie nicht. Sehen Sie, und das zerreißt mir das Herz. Denn ich habe Sie ja so

lieb, ach so ewig lieb, daß ich jeden Tropfen dieses Herzens d'rum gäbe, Sie noch einmal so heiter und so gesund zu sehen, als in Gms, da Sie auf Mohr fuhren, und ich neben Ihnen ging und Ihnen den Sonnenschirm trug und das bunte Schawl-Tuch."

Weiter konnte der Aermste nicht reden. Thränen bedeckten Stimme und Antlitz, und als ob seine Sinne schwänden, umklammerte er heftig die Anie der Baronin und drückte sein heißes Gesicht und die schluchzende Brust fest an ihren Schooß. Eine lange Weile standen sie so, die Frau unbeweglich, mit glanzlosen Augen und bleicher Wange über ihm. Dann machte sie sich langsam los und fiel in einen Lehnstuhl nieder. „Gehet," sagte sie kalt und abgewendet von den Beiden, „ich habe genug gehört. Gehet, alle Beide, — geht!"

Jenny zog den Burschen fast gewaltjam fort. An der Treppe begegneten sie dem Baron, welcher, im Schlafrock, hustend und gebückt, heraufkam, um seiner Gemahlin guten Morgen zu wünschen. Friße erkannte er natürlich nicht.

---

Wozu erzählen, was Jedermann weiß, wie der kurze, schöne Wintertag hinging? Die Sonne schien hell und warm auf die stattlichen Mauern des Herrenhauses, der Schnee schmolz zu einzelnen Haufen zusammen, Damen- und Herrengesellschaft kam zu Wagen und zu Roß, nachbarlichen Besuch abzustatten. Die Baronin war aber nicht erschienen; sie blieb mit Jenny in ihrem Zimmer eingeschlossen. Ihr Gemahl sagte den Gästen, welche nach ihr fragten, sie fühle sich unwohl; dazu lächelte er und schmunzelte; sein Better stieß geheimnißvoll mit ihm an.

Anders die Scene in der Gesindestube. Da saß hinter unberührten Schüsseln Gsel-Fritze aus Dausenau, nur halb oder gar nicht auf die Fragen antwortend, welche ihm seine wißbegierigen Tischgenossen vorlegten. Erst gegen Abend, als Jenny in die Stube trat, schien der stumme Gast Leben zu bekommen; er sprang, der Kommenden entgegen, hastig aus seinem Winkel am Ofen auf. Jenny winkte ihm, den Finger auf den Mund legend. Sie hatte verweinte Augen, wie der Kammerdiener des Barons scharfsichtig bemerkte.

Jenny zog den Fremden mit auf ihr Stübchen. Dort fiel sie erschöpft auf einen Stuhl, in einen Strom neuer Zähren ausbrechend. „Ach Gott,“ sagte sie zu

Friße, „was hast Du, Unglückskind, hier im Hause angerichtet? Die Baronin hat heute Mittag ihre Zufälle gehabt, der Baron ist pfeifend und mit hochrother Stirn aus ihrem Zimmer gekommen, ich habe den ganzen Tag nicht einen Bissen essen mögen. Unglücks-Friße, wer heißt Dich denn mit Deinem Knecht so herausplätzen?“

„Sie haben Recht, Mamsell Jenny! Ich bin ein Unglückskind. Ich weiß das. Aber lügen konnte ich nicht, nein! um die Welt nicht, da sie mich fragte.“ Der Junge stand still da, als er das sagte; auf seinem Gesichte war nur tiefe Betrübniß geschrieben, keine Reue.

„Schlimm genug,“ fuhr Jenny fort, „daß Du Recht hast, daß der Knecht die Wahrheit sagte. Die Baronin hielt sich als letzten Trost noch daran, daß sie wenigstens in den Augen der Welt als glücklich gelte und eine gute Partie gemacht habe, wie alle Leute im Lande sagten. Nun Du ihr den Rückhalt genommen hast, nun das arme Weib weiß, daß sie von ihren Bedienten und Bauern sich muß bedauern lassen, nun ist sie ja — daß Gott erbarm! — vollends unglücklich und verloren.“

Friße schwieg.

„Hättest Du nur,“ so lamentirte die Trostlose weiter, „Deine unzeitige Dienstfertigkeit damals am Tage unserer Abreise von Ems unterwegs gelassen! Die Baronin sagte heute noch selber: Du wärest eigentlich an allem Schuld. Wenn Du den Baron nicht abriefest von der Bank, siehst Du, so gingen wir im Zank auseinander; die Comtesse war damals entseßlich aufgebracht, und wer



weiß, ob ohne Dein Zuthun die ganze Heirathsgeschichte nicht rückgängig geworden wäre.“

„Adieu, Mamsell Johanne!“

Barfch unterbrach er sie, ging hinaus und hörte nicht, wie ihn Jenny zurückzukehren beschwor. Sie rief bald darauf die Klingel in das Gemach der Herrin; er, Gjel-Frixe, nachdem er noch eine Weile auf dem Hofe umhergeirrt hatte, gerieth in den Stall, wo Mohr untergebracht worden war, zäumte ihn auf, zog ihn zur Thüre hinaus und — ging.

Das Dunkel der frühen Winternacht brütete schon über Haus und Hof. Willen- und zwecklos vertiefte sich Frixe, der zufällig an das Gartenthor gerathen war, in die verschneiten, untwegsamten Gänge des Parkes. Im Osten über der schimmernd weißen Fläche zog der Vollmond glühend empor, in seinen Lichtern funkelte und knirschte grimmig die Schneedecke, worüber der späte Wandler mit seinem Thier schritt. In unbekannte Baumhallen verlor sich sein Fuß; nackte Zweige wie Riesenarme, griffen nach ihm, fremde Schatten webten vor ihm her; hinter ihm Hundegebell vom Herrenhause und fast unhörbarer Fiedelstrich aus der Domestikenstube.

Wir wollen Frixe auf seinem Wege und in seinem Selbstgespräche nicht weiter folgen, — warum auch? — Verloren und unglücklich durch dich, an einen verhaßten Mann gebunden durch dich, enttäuscht und aus ihrem glücklich blinden Wahn geweckt durch dich! Darauf lief ja seine ganze Befinnung hinaus. Und in diesem Gedanken tappte er immer weiter fort, trat aus den verschlungenen

Wegen des Gartens heraus, sah sich im Freien auf einer weißen, glatten, glänzenden Fläche, band Mohr an einen Baum, weil das Thier müde schien und am Zügel sträubend zerrte, ging selbst fort — immer fort — — Ahe, Frikze! —

Am Morgen nach dieser Nacht saß der Baron mit seiner Gemahlin eben bei der Chocolate. Es war ein gutes Zeichen, ein Regenbogen nach dem Gewitter gleichsam, daß die Chocolate gemeinsam genommen wurde; der Friede mußte demnach so ziemlich hergestellt sein. Der Kammerdiener servirte; Jenny ging ab und zu, unruhig über Frikzens späte Abreise, von der sie aber doch die Gebieterin nicht unterrichten mochte.

Plötzlich entsteht Geräusch, Drängen, Auflauf im Hofe. Jenny wird hinabgeschickt, zu sehen, was es sei. Eine Minute, und sie kehrt todtenbleich zurück. „Ach, das Unheil!“ ruft sie aus. „Esel-Frikze ist ertrunken!“

Ich weiß nicht, ob sie oder die Baronin zuerst aus der Ohnmacht erwachte. Allmähliche Verständigungen gaben Licht in der Sache. Der Fischer, als er das Eis im Fischloche aufhauen will, findet einen Esel mit rothem Sattel, aufgezäumt, an die große Lanne nächst dem Teiche gebunden. Das Thier zittert vor Kälte und scharrt unter dem Schnee farge Mooshalmen heraus. Auf dem Eise selbst bemerkt Klaus etwas Rothes, — eine Mütze, wie er näher herbeigeht. Er macht Lärm. Mit Stecken und Stangen zerschlägt man das vom gestrigen Thautwetter mürbe Eis, und nahe der eingebrochenen Stelle, auf deren Randscholle das rothe Käpplein gesehen worden war, saßt

der Haken einen Körper im Wasser. Man zieht ihn heraus — wir wissen, wer es war!

Jenny lag wimmernd zu den Füßen der Baronin. Die Letztere hielt den rothen Bruststreifen mit dem Messingschild, worauf die Nummer fünfundachtzig stand, still in der Hand. Er war steif gefroren; in der warmen Stube fielen helle Tropfen von ihm herunter und besleckten den kostbaren Teppich. Lange blickte die Baronin starren Auges auf das rothe Tuch; dann, es fest an die Rippen drückend — es und das kalte, metallene Zeichen der Sklaverei daran — rief sie mit heißen Thränen aus: „Es ist ein schönes Herz unter diesem Blech gebrochen!“

Der Baron blies mitleidig in seine Chocolate. „Vieher Gott!“ sagte er, „der junge, hübsche Mensch! Sein Thier ist gerettet, sagst Du, Jenny?“

Sie nickte.

„Nun, da kann man's hier behalten und pflegen. Auf's Frühjahr liefert es uns Milch zur Vorkur für die nächste Saison.“

„Gnädigster Herr,“ — rapportirte der Kammerdiener — „entschuldigen Sie, es ist ein Geselhengst.“

„Schade, recht Schade!“

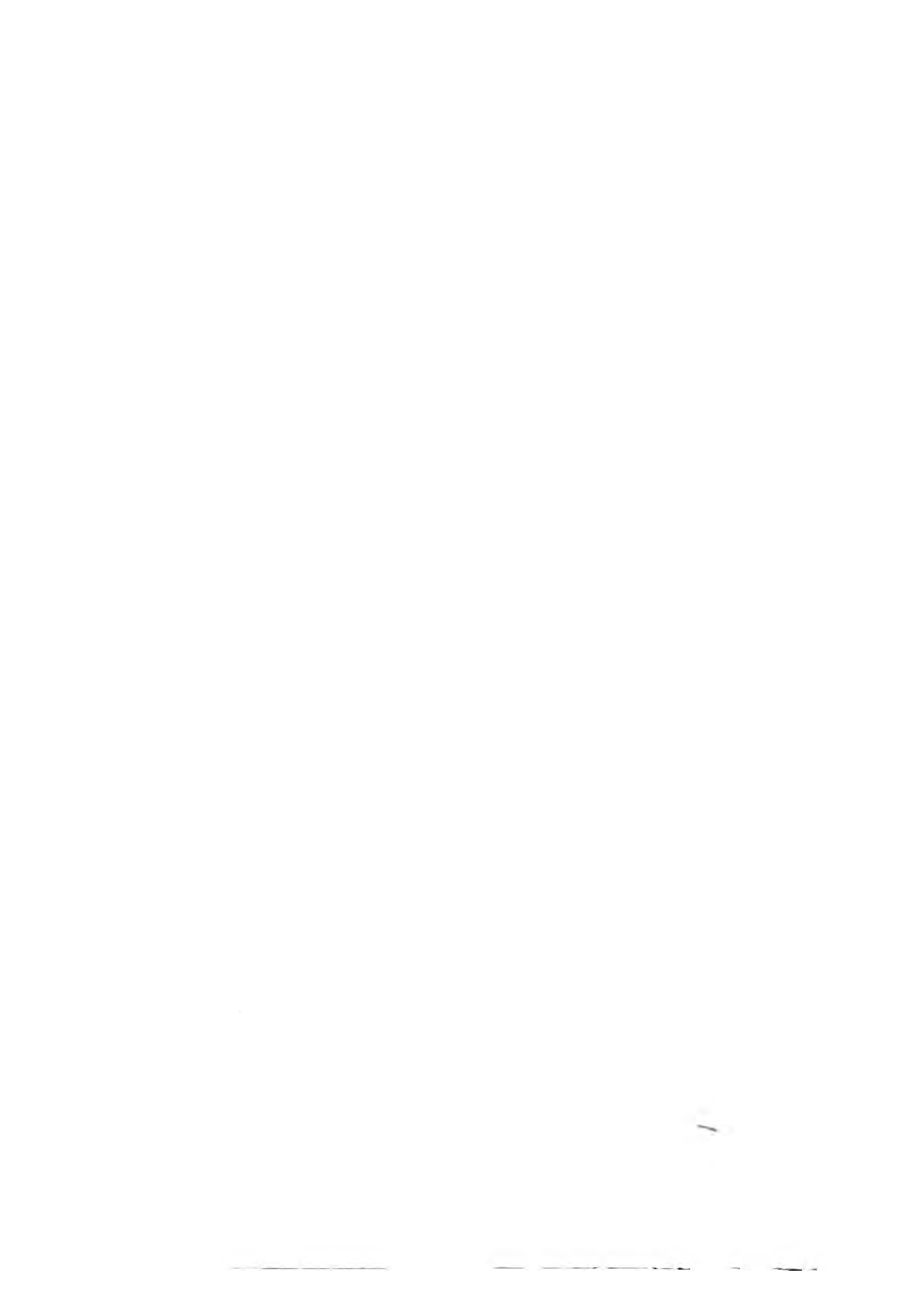
---

Und nun, — wollt Ihr eine Moral aus dem Dinge ziehen, damit es doch zu was nütze sei, — seht, so könnt Ihr sie in einem alten, plumpen Sprichwort finden:

„Wenn dem Esel zu wohl ist“ — oder zu weh, wie Ihr wollt, — „dann geht er auf's Eis und bricht ein Bein!“

Daß es hier nicht der Esel war, sondern Esel-Friße, der ein Bein brach, hindert im Ganzen wenig. Das Sprichwort bleibt darum nicht minder wahr.

---



Kreuz-Quarige.



Gräfin Aurelie stand am Fenster und klopfte mit den schönen Fingern ungeduldig auf die angelaufenen Scheiben. „Wie unendlich,“ sagte sie, mehr zu sich selbst, als zu ihrem Verlobten, der hinter ihr stand und sich vergeblich bemühte, ihrer Verstimmung ein freundliches Wort abzugewinnen, — „wie unendlich, wenn der Herbst mit seinen unwillkommenen Mahnungen uns auch hierher verfolgt! In Bädern sollte es gar keine Saison geben, außer der Bade-Saison!“

„Aber, liebste Aurelie —“

„Und ich wiederhole Ihnen, ganz unendlich, so unendlich, daß ich fest entschlossen bin, morgen abzureisen. Ja, morgen. Da, sehen Sie nur!“ Sie öffnete das Fenster und winkte ihm, hinauszublicken.

Allerdings eine nichts weniger als anmuthige Aussicht. In der großen Haupt-Allee, welche gänzlich verwaist war, trieb der Wind zusammengeballte Sandwolken und welcke Blätter auf und nieder. Eine scharfe Luft wehte durch die hohen Baumkronen, und die dürftigen Sonnenstrahlen, die an den Häusern hinabschlichen, hatten nur einige krüppelhafte und kranke Bauern, die von der nächsten Umgebung aus das Bad gebrauchten, aus ihren



Zellen locken können. Die große und schöne Welt verschloß sich auf ihre Zimmer, sobald die nöthigsten Geschäfte des Bade-Müßigganges beendigt waren; keine Land-Partieen, keine Gesellschaften, keine Tanzkränzchen... Unleidlich, wie Aurelie gesagt hatte.

Sie stand mit Viktor noch immer am offenen Fenster. Gegenüber lag das große Kaffeehaus, das ebenfalls, bis auf einige Zeitungslesende, selbst um diese Stunde, kurz nach dem Diner, wie ausgestorben schien. Zwei Kellner mit ihren Servietten unter dem Arme lehnten gähmend in der Hausthüre und vermehrten Aureliens Aerger, weil sie das Bild allgemeiner Langeweile noch deutlicher illustrierten. Nirgends aber wird die Langeweile drückender als an den, geselliger Unterhaltung vorzugsweise gewidmeten Stätten. Langeweile in Bädern, Soiréen, Theatern ist potenzierte Langeweile.

„Um Gotteswillen, ersinnen Sie etwas, uns zu beschäftigen, oder ich überlebe den Tag nicht,“ sagte sie zu Viktor und zog ihn vom Fenster zurück. Dieser schien wenig geneigt oder wenig befähigt, ihrem Befehle nachzukommen. Auf ihn hatte die gereizte Stimmung seiner Braut nicht den günstigsten Eindruck gemacht; er schalt sie innerlich ihrer Launen wegen und hatte doch nicht den Muth oder nicht die Kraft, diese, sei es durch Ernst oder durch Liebe, zu überwinden.

Viktor trug einen stolzen, kriegerischen Namen, doch darunter ein friedliebendes Herz. Sein Leben spann sich wie eine Idylle im einfachsten, eintönigen Geleise ab, zierlich und gemüthlich in allen Details, aber ohne Aufschwung, ohne Wechsel und Anregung. Von der Wiege

an, als einer der Privilegirten, war er so gestellt, daß er nicht zu arbeiten, zu streben, zu kämpfen brauchte. Er stammte aus einem reichen und vornehmen Hause, hatte als Knabe den Vater verloren und war den Händen einer zärtlichen Mutter ausschließlich anheim gefallen. Man sah ihm die Kreise an, in denen er aufgewachsen war, rein weibliche; sein Gesicht glich dem Spiegel eines stillen, selten bewegten Wassers, woraus die Augen wie zwei Sterne klar, aber matt hervorblinnten. Ähnlich sein Charakter, seine Neigungen und Gewohnheiten. Am liebsten zog er sich zurück auf seine Güter, vergrub sich in die friedlichen Schöpfungen innerhalb des väterlichen Besizes, den er anbaute und verschönernte, so gut es bei der flachen und nichtsfagenden Lage desselben gehen wollte, und trieb daneben Musik und Malerei als ein geschickter, keineswegs leidenschaftlicher Dilettant. So war es ihm am wohlsten. Morgens ein Gang durch Garten und Park, worin er selbst Bäume pflanzte, Beete abschreiten, Früchte schütteln mochte; Mittags ein Mahl mit kleiner, aber erlesener Gesellschaft von Gutsnachbarn oder Besuchen aus der Stadt, und Abends ein friedliches Whist, den Point um einen Groschen, am liebsten mit den Beamten der Herrschaft, Amtmann, Pfarrer, Förster, Verwalter, weil diese es nicht übelnahmen, wenn der gnädige Herr kurz nach neun Uhr einzunicken begann und Schlag Zehn, oft mitten im Kubber, die Partie aufhob.

Wir lächeln über eine solche Natur, wenn sie sich in einen Mann verirrt. Denken wir zumal an den ritterlichen Beruf, für welchen Viktor durch seinen Namen und seine Geburt aus einem der edelsten Geschlechter des

Landes prädestinirt war, so überrascht der Gegensatz doppelt. Seit er mit Aurelien verlobt war, kam ein neuer Kontrast hinzu. Aurelie war die lauteste und lebendigste Schönheit aus den geselligen Kreisen der Residenz. Wer sie nicht kannte, hielt es für Koketterie, wenn sie über jede neue Erscheinung oder Begebenheit mit der ihr eigenthümlichen Raschheit herfiel, in den Soiréen die Leitung der Unterhaltung an sich riß, auf Bällen aus einem Arm in den andern flog, keinen Tanz ausließ, in den hellen lichten Tag hinein walzte, und sich dann zur Erholung auf den raschesten Renner der Reitbahn warf, oder eine Schlittenpartie mit Eislauf über den See arrangirte. Diese sturm- und drangvolle Existenz war ihr Bedürfniß für sie selbst, nicht eine Rolle, die sie, Anderen zu gefallen, überhaupt um zu gefallen, spielte. Aurelie wollte nicht gefallen, nicht einmal unterhalten, außer sich selbst, sie wollte stete Anregung, Beschäftigung, Betäubung. Dabei hatte sie Launen, wenn man die Augenblicke nothwendiger Ruhe, vielleicht zeitweiliger Abgespanntheit für Launen nehmen konnte. Auch fühlte sie in ihren geselligen Triumphen oft eine schmerzliche Lücke und Leere, die ihr bemerkbar machte, wie der Geist nicht allein, sondern auch das Herz mächtige Ansprüche in Stunden der Einsamkeit erhebe. Sie nannte solche empfindsame Umwandlungen ihre Achilles-Ferse und schwor, wenn ihre Freundinnen sie scherzend mit ihrer Unempfänglichkeit für Liebe und ihrer Gleichgiltigkeit gegen Männer aufzogen, daß ihre Stunde einmal ganz unerwartet schlagen werde. „Gebt Acht,“ sagte sie; „ich falle einmal, obwohl Ihr mich Cure Brunhild heißt, nicht einem heldenmüthigen Siegfried, sondern

einem recht sentimentalen Ritter, einem Siegwart in Kammerherrn-Uniform, einem Werther in schwarzem Frack und hellgrauen Unausprechlichen in die Arme.

Sie kannte Viktor noch nicht, als sie so scherzte. In dem Winter, da er, von seinen Reisen zurückgekehrt, in die Gesellschaft der Residenz eingeführt wurde, stand Aurelie auf dem Gipfel ihrer Macht. Sie blendete den jungen Mann, der schüchtern in ihren Zauberkreis trat; er gefiel ihr, nicht bloß weil seine Einfachheit und seine Herzensgüte Original waren, sondern weil sie unter derselben eine ungewöhnliche Tiefe der Empfindung und Charakter-Stärke vermuthete. Die Winter-Monate der Saison zogen das Band gegenseitiger Annäherung um Beide enger zusammen; im Frühjahr gingen die Verlobungskarten mit Viktor und Aureliens Namen in der Residenz umher. Mit diesen Karten fiel Aurelien ein Schleier von den Augen. Es kümmerte sie nicht, was man in der Residenz über die Vereinigung der seltsamsten Kontraste gesagt und gelacht hatte; dagegen kümmerte sie eine Kleinigkeit, die Karte selbst. Viktor hatte sie besorgt; eines Morgens brachte er sie Aurelien, sie nahm, fand ihren Namen über dem seinigen, lachte und warf die ganze Auflage in's Kamin, mit dem Befehle, morgen eine zweite verbesserte zu besorgen, deren Titel nicht „Aurelie und Viktor“ sei, sondern der umgekehrte, richtige: Viktor und Aurelie.

Seit jenem Frühjahr waren zwei Jahre hingegangen. Aurelie hatte sich den wiederholten Bitten Viktors um Vollziehung ihrer ehelichen Verbindung widersetzt. Gründe konnte sie ihm dafür nicht anführen. Aurelie stand im dreiundzwanzigsten Jahre, Viktor — noch dazu — zählte

kaum eins oder zwei mehr als sie, und die Welt flüsterte sich zu, es sei Zeit. Aurelie war nicht glücklicher geworden, seit sie den Ring ihres Verlobten am Finger trug. Er drückte sie nicht, meinte sie; und dennoch, wenn sie wahrnahm, wie ihr Name, seitdem sie den Ring trug, allmählich außer Mode gekommen war, wie sie selbst nicht mehr als interessantes Räthsel in der Gesellschaft da stand, so trat wohl in verstohlenen Seufzern und unwillkürlichen Rückblicken der Wunsch an sie heran, es möchte anders gekommen sein. So zogen häufige Schauer an ihrem Brauthimmel empor, welche sie nicht mehr mit Vertröstungen auf die nahe Zukunft zu beschwichtigen vermochte. Viktor hatte sich ein Herz gefaßt und drang, so fest er es ihr gegenüber vermochte, auf Ernst und ein Ende, bis denn Aurelie den Herbst als Zeitpunkt ihrer Vermählung festsetzte und zu deren Feier ihre Verwandten und die ihres Verlobten nach Baden-Baden beschied, wo sie, unter dem Schutze einer Tante, mit Viktor die Saison zugebracht hatte. So nahe dem Ziele ihres Lebens, fühlte sie sich beßungeachtet schwankender und schmerzlicher bewegt, als je, und die Ankunft ihrer Schwester, welche Wittwe war und mit ihrem Kinde auf Aureliens Einladung herbeieilte, war ihr um so willkommener, als sie in Juliens ruhiger Sinnesart eine Stütze für sich, eine Regel für ihre wechselnden Stimmungen zu finden hoffte.

Julie war schon vor mehreren Wochen in Baden-Baden eingetroffen. Sie machte Aufsehen. Die schwarze Wittwentracht, die sie länger trug, als es die Sitte will, vielleicht aus Liebhaberei an der Farbe, aus Eitelkeit, stand zu dem lichten Haar und dem hellen Gesicht vortrefflich, welches

fast jünger anzusehen war, als das ihrer Schwester. Beide waren, äußerlich wie im Wesen, von einander durchaus verschieden. Aurelie eine schlanke hochgewachsene Brünette mit geist-blickendem Auge und imposanter Haltung; Julie eine Blondine, zu frühzeitiger Körperfülle neigend. Jene der personifizierte, reiz- und leidenschaftsvolle Wechsel; diese ein Urbild harmonischer Ruhe. Dennoch, vielleicht gerade deswegen vertrugen sich die Schwestern musterhaft mit einander, und das zweijährige Töchterlein der Wittwe wurde von Mutter und Tante wetteifernd verzogen.

Wie es mit dem verlobten Paare stand, hatte Julie nach einigen Tagen sorglicher Beobachtung erkannt. Sie schüttelte im Stillen den Kopf zu dem wunderlichen Gegensatz, den das Band der heiligen Ehe ausgleichen sollte. Würde es möglich sein? Julie hoffte: ja. Ihre eigene Ehe war durch Konvenienz geschlossen worden, und dennoch eine glückliche gewesen. Die blonde Wittwe hegte keine frivolen, aber noch weniger idealistische Ansichten von der Ehe überhaupt. Zwei Menschen von Bildung und Verstand, mit Glücksgütern jeder Art reichlich gesegnet, einander zugethan, warum sollten sie nicht friedlich, in gewissem Sinne glücklich mit einander leben können? Auf keinen Fall durfte der Welt das Aergerniß eines Bruches gegeben werden. Lieber eine Ehescheidung, als die Auflösung eines Verlöbnißes; das war Juliens Grundsatz, und diesem zufolge handelte sie, indem sie die gelegentlichen Differenzen zwischen Braut und Bräutigam sanft zu vermitteln wußte, Viktor von den ausgezeichneten

Eigenschaften unterhielt, die schon das elterliche Haus geschmückt und erleuchtet hätten, und Aurelien mit der Erfahrung und Beredsamkeit der Wittwe zu Gemüthe führte, welches Glück ihrer an der Seite eines so braven, friedliebenden und lenksamen Mannes harrte.

Auch an dem langweiligen Nachmittage, den Aurelie nicht überleben wollte, spielte Julie die versöhnende Mittlerin. Sie saß, während sich die Tante zur Siesta in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, im Sopha und hütete das Brautpaar, das am Fenster wieder einmal in ein Zankduett, wenn auch mit Sordinen, zu verfallen drohte. „Wie wär's denn,“ schlug die Friedensstifterin vor, „wenn wir ein gutes Buch gegen die bösen Geister des Herbstes zu Hilfe riefen? Nichts Neues, Aufregendes, Sensationelles; nein, einen klassischen Tröster.“

„Ich habe Goethe's Wahlverwandtschaften bei mir,“ sagte zustimmend Viktor, „ein Buch, das mich selten verläßt. Ist's Ihnen recht, so lese ich daraus vor.“

Aurelie legte Protest ein. „Ich begreife nicht,“ entgegnete sie, „wie man dem Buche Geschmack abgewinnen kann. Betrachten wir es von der sittlichen Seite, so muß es höchst unmoralisch erscheinen, wenn ein Gesetz aus der todten, unorganischen Welt geradezu auf den menschlichen freien Willen übertragen wird. Wahlverwandtschaften! Als ob ein Menschenherz nichts sei, wie ein Stoff, eine Säure, die angezogen und abgestoßen, vereinigt und ausgeschieden wird in einem rein chemischen Prozeß! Welch' eine untwürdige Ansicht!“

Viktor hatte das Buch wieder geschlossen und sah dessen Feindin fast wehmüthig an. „Haben Sie denn,“

fragte er statt einer Erwiderung, „von jenen dunklen, unbewußten Zu- und Abneigungen, die in der menschlichen Brust anklingen, niemals etwas gespürt? Und wenn Sie in Beziehung auf Personen eine solche Prädestination des Urtheils nicht anerkennen wollen, da Sie immer und überall für eine freie und klare Selbstbestimmung entscheiden, können Sie eine Idiosynkrasie oder eine Sympathie für gewisse Dinge, für Farben, für Sinnes-Eindrücke läugnen? Darin liegt doch schon eine Wahlverwandtschaft, sei's auch eine einseitige.“

Julie meinte, um wiederum zu vermitteln, es komme bei dem Zwecke einer bloßen zeittödtenden Unterhaltung nicht auf das Glaubensbekenntniß eines Buches, noch weniger auf ein kritisches und übereinstimmendes Urtheil der Lesenden darüber an. Sie sagte: „Wir reden in Gesellschaft mit so vielerlei Menschen über gleichgiltige oder bedeutende Dinge nur in der Absicht, zu reden, obschon wir die Menschen nicht kennen und vielleicht niemals kennen lernen werden. Lassen wir unsere Wahlverwandtschaften einmal in diesem Sinne gelten! Das Buch hat, wenn wir alle Tendenzen und Konsequenzen ausscheiden, so viel reinen Unterhaltungs-Stoff, so viel Schönes und Ansprechendes in der bloßen Form, daß es dadurch schon ein allgemeines Interesse befriedigt. Erwinnere Dich nur einmal, wie schön in demselben das behagliche und elegante Landhausleben, jene harmonische Schöpfung von Bosquets, Seen, Terrassen, jene beschauliche Ruhe eines vornehmen, müßig-thätigen Geistes sich abspiegelt! Das ist meine Sympathie, meine Wahlverwandtschaft mit dem Buche, die Ihr eine weibliche, meinetwegen auch eine aristo-



kratische schelten mögt. Ich liebe es dennoch, und deshalb lesen Sie immerhin ein Paar Kapitel dieses Inhaltes. Sie werden auch meiner Aurelie wohlthun.“

Mit einem dankbaren Blicke auf die Schwester, welche in diesen Worten sein eigenstes Behagen an dem Buche ausgesprochen hatte, begann Viktor seine Lektüre. Aurelie hielt nicht lange auf dem Sopha aus. Sie warf ihre Stickerie von sich, reichte Kaffee umher und trat hernach wieder an das Fenster, während Julie und Viktor gemeinschaftlich in ihren Lieblingsstoffen zu versinken schienen. Plötzlich rief sie Aurelie auf. „Seht doch, ein Wagen mit neuen Kurgästen!“ Fast zu gleicher Zeit lachte sie überlaut, öffnete den Fensterflügel und warf mit einem scherzhaften Kopfnicken einen Blumenstrauß hinaus, als ob sie Jemanden draußen begrüßen oder bewillkommen wollte. Als Julie und Viktor an das Fenster traten, war der Wagen schon vorüber. Jene fragte, ob Aurelie Freunde erkannt hätte? „Bewahre!“ erwiderte sie, immer noch lachend und dem Wagen nachblickend.

„Und wem galt der Strauß, den Du hinunter warfst?“

„Denkt nur! Es saß ein ältlicher Herr in dem bestäubten Wagen, der höchst sorgfältige Toilette gemacht *hate*, als er in die Allee einfuhr, wie ich hier vom Fenster aus genau bemerken konnte. Er ordnete seine Frisur, zupfte an der Binde und strich den Backenbart glatt, gerade wie einer unserer jüngsten Dandys. Nach beiden Seiten streckte und reckte er hierauf den Kopf, augenscheinlich um nach den schönen Najaden allhier zu

spähen, und als er mich hier am Fenster erblickte, verbeugte er sich tief, dreimal, sieh: so!"

Sie ahmte den fremden Passagier nach und konnte des Lachens über seine possirliche Galanterie kein Ende finden. Viktor sah mit einem sehr ernstern Gesichte drein und fragte, ob sie dem Fremden den Strauß als Erwidrung seiner Grüße nachgeworfen habe? „Ja, das habe ich,“ entgegnete Aurelie hierauf, schon gereizt durch den mißbilligenden Ton, worin Viktor gesprochen. „Oder verdiente etwa ein höflicher Gruß keinen höflichen Dank? Regt sich vielleicht Ihre Eifersucht wieder, weil ich einem fremden, aber anständigen Menschen einen harmlosen Scherz harmlos erwidert habe?“

Viktor biß sich auf die Lippe. So schonend als möglich bemerkte er, daß gerade einem Fremden gegenüber ein Scherz dieser Art zu den mißfälligsten Konsequenzen führen könnte. „Wissen Sie denn, wie er ihn aufnimmt und auslegt? Können Sie es verhüten, wenn er ihn auf eine für Sie verletzende Weise ausspinnt, daß Ihr Name eine Anekdote der Kaffeehäuser und Billards wird? Liebe Aurelie, verzeihen Sie mir das harte Wort, aber Sie haben unverzeihlich leicht gehandelt, sich — weggeworfen; wenigstens Ihre Blumen!“ die letzten Worte fügte er hinzu, weil er selbst fühlen mochte, daß er sich in zu großen Eifer hineingeredet hatte.

Aurelie hörte sie nicht mehr. Als Viktor das „weggeworfen“ herausgestoßen hatte, drehte sie sich auf dem Absatz herum und wandte ihm den Rücken. Ihre Schwester, die sich ihr beschwichtigend genähert hatte, bemerkte Thränen in ihrem Auge, und wie ihr alles Blut in die

Wangen geschossen war. „Weggeworfen!“ stammelte sie, noch einen Blick der tiefsten Kränkung auf Viktor wendend, und verließ hierauf rasch das Zimmer.

Verlegen sahen sich die beiden Zurückbleibenden an. Julie wußte nicht, was sie zu dem ganzen Vorfalle sagen, ob sie Viktor tadeln oder besänftigen sollte. Dieser ergriff bittend ihre Hand und sagte, indem er dieselbe an seine Lippen drückte: „Finden Sie hier das Rechte, theure Freundin! Ich vermag's nicht mehr!“ Traurig ergriff er seinen Hut und ging hinaus.

---

Nach einem Spaziergang durch die Sichtenthaler Allee, auf dem Viktor vergeblich seine Aufregung niederzukämpfen suchte, kam er gegen Abend in seine Wohnung zurück. Der Bediente überreichte ihm ein Billet, welches ein Herr zurückgelassen habe, nachdem er vergebens auf den Herrn Baron gewartet. Er öffnete dasselbe und fand die Ankündigung von der Ankunft seines Stiefvaters, den er schon länger als einen werthen Gast zu seiner Hochzeit mit Aurelien erwartet hatte. „So eben“ — schrieb der Freiherr — „verlasse ich den Wagen. Mein erstes Geschäft war, Dich aufzusuchen, allein ich fand Dich weder zu Haus, noch, wo ich Dich zunächst vermuthete, bei Fräulein Aurelie. Einstweilen habe ich mich einquartiert bei meiner schönen Schwiegertochter in spe, und erwarte Dich daselbst, Dein Theophilus.“

Durch diese Zeilen ward Viktor genöthigt, zu Aurelien

zurückzukehren. Er that's, nicht ohne eine herzklopfende Bangigkeit, die er selbst um so unerklärlicher fand, als er in seinem guten Rechte gesprochen zu haben glaubte. Theophilus fiel ihm bei seinem Eintritt jubelnd um den Hals. „Endlich, mein Ungerathener!“ sagte er zu ihm, indem er ihn neben sich auf's Sopha zog. Die Frauen empfingen ihn mit Befangenheit, Aurelie kühl schmollend, Julie mit einem gedrückten und halb entgegenkommenden, halb fernhaltenden Wesen.

Der Freiherr schien die Mißstimmung unter den Gliedern des kleinen Familientheiles nicht zu bemerken. Er war ein sehr aufgeräumter, heiterer Mann, an der Grenze der Vierzig, von einem hohen, kräftigen Wuchse und einer Haltung, die alle Vorzüge eines ausgebildeten männlichen Körpers bewußtvoll heraus hob. Seine Toilette zeugte von einer um so größeren Sorgfalt, als sie eine gewisse Nachlässigkeit und ein Sichgehenlassen, wie es bei älteren Männern natürlich ist, mit der strengen Eleganz eines jugendlichen Modeherrn vereinigen wollte. Aus den Augen strahlte dabei noch ein so kräftiges Feuer, seine Unterhaltung war noch so belebt und anregend, daß man wohl einsah, der Freiherr habe noch keineswegs seine Rechte an die Jugend aufgegeben.

Hierzu nöthigte ihn in der That auch gar nichts. Seine Verbindung mit Viktors Mutter war eine sehr kurze, nur durch Dankbarkeit gegen sie hervorgebracht gewesen. Viktor hatte den Freiherrn kaum als zweiten Gemahl seiner Mutter gekannt. Er war auf Reisen abwesend, während diese Verbindung abgeschlossen wurde, und erst als er an das Sterbebett seiner Mutter zurück-

gerufen ward, lernte er seinen Stiefvater um die treue und sorgfältige Pflege, die er der Gattin angedeihen ließ, schätzen und lieben. Beide Männer kamen einander bald nahe, obwohl ihre Charaktere und Neigungen aus einander gingen. Theophilus strebte mit seinem heiteren und aufgeweckten Sinn von der Einsamkeit seines Landhauses in die Welt zurück und brachte die Zeit nach dem Trauerjahre meistens auf Reisen zu, während Viktor die Obhut über ihre Besizthümer übernahm. Von einem Zusammenleben unter Vater und Sohn war also zu keiner Zeit die Rede, ebensowenig als dies verwandtschaftliche Verhältniß unter Beiden jemals eigentlich und ernstlich geltend gemacht wurde. Sie nannten sich bei ihren Vornamen, und wenn man genau darauf achtete, konnte man bemerken, wie Theophilus geflissentlich alle Andeutungen auf seine Stiefvaterschaft vermied, vielleicht um nicht zu unwillkommenen Schlüssen auf sein Alter Anlaß zu geben. Vater und Sohn blieben, auch entfernt von einander, in einem allgemein freundlichen Verständniß, ohne weitere Berührungspunkte mit einander zu haben, als die einer von beiden Seiten aufrichtig gefühlten und treu gepflegten Freundschaft.

Der Freiherr sah Viktors Verlobte im Bade zum ersten Male. „Weißt Du auch,“ sagte er in seiner ungebundenen Weise zu dem Stiefsohne, „daß ich mich mit einem vortrefflichen Irrthume in diesen Kreis eingeführt habe? Mir traten zwei Frauengestalten entgegen, deren jede meines Freundes bewährter Schönheitsfann zur Lebensgefährtin hätte wählen können. Um meinen Scharfblick gleich bei der ersten Begegnung den neuen Angehörigen

glänzend darzuthun, begrüßte ich Eine flugs als die künftige Tochter, ohne die Vorstellung abzuwarten.“

„Und trafen,“ fiel Aurelie lächelnd ein, „gerade die falsche, hier unsere Wittwe. Sah ich Ihnen nicht würdevoll genug für eine Braut aus?“

„Würde für eine Königin,“ erwiderte galant der Freiherr, „aber, schöne Aurelie, nicht jenen rührenden und gerührten Zug im Antlitz der Braut, den unsichtbaren Myrthenzweig über den Augen bemerkte ich an Ihnen, der jedem vorübergehenden Mann sagt: ich liebe, existire also für Dich nicht mehr, und jeder unvermählten Frau: ich habe gefunden, was Du suchst, bin also glücklicher, als Du.“

Aurelie schwieg und schien in ein tieferes Nachdenken zu verfallen, als die scherzend hingeworfenen Worte des Freiherrn rechtfertigten. Der Letztere fuhr sogleich fort, ein neues lustiges Begegniß, das ihn im Badeorte empfangen hatte, der Gesellschaft zu erzählen. „Wie ich hier durch die Allee fuhr,“ sagte er, „und meiner Gewohnheit nach Musterung unter den Häusern oder auch Töchtern des Landes ringsum hielt, flog aus einem derselben — leider habe ich nicht mit Gewißheit ausmachen können, aus welchem? — ein niedliches Sträußchen heraus, und mir gerade auf den Schooß.“

Eine allgemeine Verlegenheit hatte die Erzählung des Freiherrn aufgenommen. Viktor schlug die Augen nieder, Julie erröthete, Aurelie wurde bleich. Die Letzte faßte sich zuerst wieder. „Zeigen Sie uns doch den Strauß!“ sagte sie zu dem Freiherrn. Er faßte in die Brusttasche und zog ein sorgsam verwahrtes Sträußchen heraus.

Aurelie nahm es ihm mit überraschender Hefigkeit aus der Hand, riß die papierene Hülle herunter und reichte es ihrem Verlobten. „Sie sehen,“ sprach sie dazu, „daß mir das Schicksal Gelegenheit giebt, meine Unbesonnenheit wieder gut zu machen. Ich gebe Ihnen die bedeutungslosen Blätter zurück, die für Sie so bedeutungsvoll scheinen. Werden Sie nun Ihre Rechte für befriedigt halten und das Wegwerfen meines Geschenkes und meiner Person entschuldigen?“

Die Thränen stürzten ihr aus den Augen, als sie geendet hatte. Der Freiherr sah betroffen Einen nach dem Anderen an und wartete, bis ihm Jemand den gewünschten Aufschluß über die seltsame Scene geben würde, die so eben vor seinen Augen gespielt worden war. Aber Viktor schien den rechten Ton nicht finden zu können, und Julie glaubte vielleicht unberufen nicht reden zu dürfen. Endlich gewann Aurelie selbst es über sich, dem verwunderten Freiherrn die kleine Begebenheit mitzutheilen. Aufmerksam hörte er zu und drückte Aureliens Hand mit Wärme. „Armes Kind!“ sagte er zu ihr, und die Heiterkeit seiner Züge wich einer sanften, innigen Bewegung. „Sie haben um die Blätter, die mir einen fröhlichen Augenblick machten, eine schwere Stunde gehabt.“

Viktor hielt den Strauß noch immer in den Händen. In Gedanken hatte er den Faden, der die Blumen zusammenhielt, aufgelöst, und die Reiser fielen zerstreut auf den Boden. Juliens Töchterlein, die im Zimmer spielte, suchte sie mit Kindes-Emsigkeit auf und brachte sie der Mutter. „Ein Gottesurtheil!“ rief Viktor bei diesen

Worten mit einer ihm sonst fremden Hestigkeit aus. „Ja, liebe Schwester, behalten Sie diese unheilvollen Blätter. In Ihrer Hand wird ihr böser Zauber verloren gehen.“

Befremdet sah Aurelie ihren Verlobten und die hochaufglühende Schwester an; in ihrem Auge blitzte es wie ein aufklärender Funke seltsam empor. Mit raschen Schritten ging sie einige Male durch das Zimmer und hierauf, als sei nichts vorgefallen, wußte sie bald den störenden Eindruck der letzten Scene zu verwischen. Erst spät schieden die Männer, und nur daran, daß Aurelie ihm den gewohnten Kuß zur guten Nacht nicht geboten hatte, glaubte Viktor ein Zeichen ihres noch andauernden Verdrußes zu entdecken.

---

In den Tagen, welche auf Theophilus' Ankunft folgten, schien der Herbst alles vom Sommer Versäumte nachholen zu wollen, so daß bei den Kurgästen die Lust zu Ausflügen und Parteen auf's Neue erwachte. Auch die beiden Schwestern sammt ihren Begleitern nahmen häufig an größeren Streifzügen in die Umgegend Theil; noch mehr aber liebte es dieses Vier-Kleeblatt, für sich und nach eigenem Gefallen die schönsten Punkte der Umgebung aufzusuchen, und ohne von dem Lärmen größerer Gesellschaft behelligt zu sein, ganze Tage im Freien zuzubringen.



Bei diesem ungebundenen Zusammensein konnte es nicht fehlen, daß das gute Vernehmen unter dem Brautpaare binnen Kurzem wenigstens äußerlich wieder hergestellt war. Nur Eines gab allerlei zu bedenken: daß nämlich Beide, je näher der Zeitpunkt ihrer ehelichen Verbindung heranrückte, ihre Naturen gewissermaßen ausgetauscht hatten. Aurelie ward oft in einem nachdenklichen Sinnen betroffen, welches Niemand früher an ihr wahrgenommen hatte, während Viktor, angeblich aus Freude, seinem Ziele so nahe zu sein, in laute Ausbrüche eines Humors verfiel, der schlecht zu seinem Gesicht paßte. Sein Stiefvater war vielleicht der Einzige, der ihn durchschaute, weil er von seiner ersten Einführung in den Familien-Kreis an ein wachsamcs Auge auf ihn und auf Aurelien hatte. Sein scharfer Blick zeigte ihm, daß hier nicht alles so stände, wie es stehen müßte, und er nahm sich ernstlich vor, der Sache mit Behutsamkeit und Schonung auf den Grund zu kommen, und wenn im Binden kein Heil sei, selbst das Neueste, das Lösen, nicht unversucht zu lassen, um das Glück zweier ihm so werthen Personen nicht vor seinen eigenen Augen scheitern zu sehen. Er war viel um Aurelien beschäftigt, weil er bei ihr zunächst den Aufschluß zu jenen ihn bedrängenden Räthseln zu finden hoffte. Bald aber war es nicht bloß dieser Zweck, der ihn an des Sohnes Braut fesselte, sondern das Wohlgefallen, welches er allmählich an dem Mädchen fand. Besser wie Viktor wußte er der Gräfin geselliges Talent zu würdigen und auch zu beschäftigen, da er mit seiner aufgeweckten und lebenslustigen Laune demselben weiter entgegen kam als jener. Bei einer unbefangenen und

scharfen Prüfung befremdete es ihn sogar, wie Viktor Aurelien hatte lieben und sein Loos mit dem ihrigen unauflöslich binden können, weil er der Uebereinstimmungen wenig, der Gegensätze viele zwischen Beiden wahrnahm. Er meinte hier wiederum auf einen Beleg zu dem alten Satze gestoßen zu sein, daß die Liebe gerade die Extreme am kräftigsten zusammenzöge; denn, sagte er in sich selbst, wenn sie Gleichartige verbinden könnte, würde sie nicht Aurelien, sondern Julien, die blonde, sanfte Wittwe, mit meinem ihr in manchen Stücken so nahe stehenden Herrn Sohne vereinigt haben. Je mehr er über die innere Stellung der drei Menschen zu einander nachdachte und je länger sie im täglichen Zusammenleben ihre Neigungen und ihre Charaktere vor ihm entfalteten, desto wünschenswerther, wenn auch zunächst unmöglich, erschien ihm hier ein Austausch der beiden Frauen für seinen Freund, dessen Liebe für Aurelien er nach einzelnen Kennzeichen in Zweifel zu ziehen anfing. Ihn bekümmerte seines Stieffohnes Zukunft, noch tiefer aber Aureliens, weil jener mit seiner duldsamen und weichmüthigen Fügsamkeit sich leicht in jedes Verhältniß finden mochte, während seine Braut, dereinst seine Gattin, lebhaft und reizbar, wie sie war, in einem beständigen Kampfe gegen das Unabänderliche sich endlich aufreiben mußte. Alle Besorgnisse, alle Ahnungen und Wünsche der Art wußte Theophilus unter einer scheinbar leichten und gleichmäßigen Heiterkeit zu verdecken, wodurch er den kleinen Zirkel seiner Nächsten freundlich beseele und jedem einzelnen Theile desselben die schmerzlich vermißte Unbefangenheit wiedergab. Selbst Julie ließ sich durch diese

täglichen Zerstreungen zu einem freieren Entfalten ihrer Persönlichkeit hinreißen; der schwarze Wittwen-Anzug machte nach und nach helleren Farben Platz, und in ihren Augen blitzte jetzt in guten Stunden ein anmuthiges und vielverheißendes Feuer auf, zumal wenn Viktor im Gespräche um sie beschäftigt war, oder, wie er gern that, sein Spiel mit ihrem Töchterchen trieb.

So geschah es, daß eines Morgens, da die Sonne wiederum recht warm und lockend von einem tiefblauen Himmel herableuchtete, die Gesellschaft nach der einige Stunden entfernten Gernsbacher Mühle aufbrach, wohin die Gäste des reizenden Weges halber öftere Wallfahrten, gewöhnlich auf kleinen Pferden oder nach Kurart zu Esel, unternahmen. Der Weg zog sich anfangs leise aufsteigend, hernach in jähen und engen Felsgängen zu einer waldigen Höhe hinauf, von wo man einen freundlichen Blick in den Schwarzwald genoß, und senkte sich auf der anderen Seite in den Grund hinab, in dessen Mitte, umstarrt von Klippen und dicht am Rande eines mächtig stuthenden Bergwassers, die Mühle lag.

Der Weg verengte sich bald, so daß die Gesellschaft nicht nebeneinander reiten konnte. Viktor, der ungewöhnlich heiter war, hatte Juliens Tochter vor sich auf dem Schooße, und bemühte sich, an der Seite seiner Braut zu bleiben, während der Freiherr mit Julien hinterdrein kam. Allein sein Thier schien es anders beschloffen zu haben; es drängte mit Gewalt an den Esel der Wittwe zurück, wie denn die Rosinanten der Bäder immer ihre besondern Sympathien für oder wider einander zu hegen und auch zu äußern pflegen. Aurelie hatte seinen ver-

geblichen Anstrengungen eine Zeit lang lachend zugehört; endlich, da der Esel förmlich stillstand, um auf den nachfolgenden zu warten, und sich so eng an dessen Seite drückte, daß Julie von dem ihrigen beinahe herunter gefallen wäre, rief sie Viktor lächelnd zu, er möge doch nicht gegen ein Gefühl streiten, dessen warmen Vertheidiger er noch neulich gemacht hätte. „Sie sehen,“ sagte sie, indem sie ihrem Esel einen Schlag mit der Reitgerte gab und voransprengte, „wie Alles auf mich einstürmt, um mir den versagten Glauben an die dunkle Macht der Wahlverwandtschaften aufzuzwingen. Unsere Esel werden sogar zu Proselytenmachern. Widerstehe da, wer kann! Folgen Sie dem Berufe Ihres Bileam, schützen Sie mein Schwesterchen und überlassen Sie mich dem einsamen Gange meines Andalusiers!“

Sie wandte sich um, warf einen Fuß zurück und trieb, so rasch es gehen wollte, vorwärts. Julie und Viktor folgten, treu nebeneinander, und der Freiherr Theophilus machte den Beschluß der Cavalcade.

Als Lektüre oben angekommen waren, fanden sie Aurelien, die sie am Ende gänzlich aus den Augen verloren hatten, schon im Grase liegen, den Zaum ihres tief verschlaufenden Esels um den Arm geschlungen und von dem angestregten Ritte behaglich rastend. Theophilus machte ihr Vorwürfe, daß sie auf dem mühsamen viel verschlungenen und steilen Pfade so schnell geritten sei, worauf Aurelie sich mit der Versicherung entschuldigte, sie könne weder langsam reiten, noch langsam fahren. „Gehen, so behutsam und so gemächlich Sie immerhin wollen; aber soll's einmal geritten oder gefahren sein, so

müssen Staub und Funken stieben! Uebrigens," setzte sie hinzu, „dafür, daß ich Ihnen nicht durchging, bürgte Ihnen der da." Sie zeigte auf ihren Esel, der die Ohren kläglich hängen ließ und den schnellen Ritt bergan noch immer nicht verwinden konnte.

Nach kurzer Ruhe auf der Höhe rüstete man sich, hinunterzusteigen in das zu Füßen liegende, von Sonnenschein und herbstlichem Frühnebel blinkende Thal. Ein malerischer Pfad. In den Gebüschchen und auf dem salbengrünen Gras funkelte noch der Thau des Morgens, und weiße, hin- und herschwankende Gewebe des Herbstes schlangen sich um die Bäume und über den Weg. Viktor und Julie ritten voraus, Aurelie, welche der Freiherr dieses Mal sich nicht selbst überlassen wollte, folgte nach, von seinem Arm an den gefährlicheren Stellen des Weges gehalten. Der Sand und die kleinen Kiesel, welche die Hufe ihrer Thiere aufwühlten, polterten durch das welke Laub in die Tiefe hinab, so daß Aurelie, so rasch und so kühn sie auch heraufgeritten war, doch in einzelnen Augenblicken von einem Schwindel ergriffen ward und aufschreiend anhielt, um sich von Theophilus' Hand helfen und leiten zu lassen. Die kühne Reiterin bei Fuchsheken und Wettrennen konnte sich weder in ihr Thier, noch in den untwegsamen Bergpfad finden. Viel beherzter zeigte sich auf diesem Ritte ihre Schwester. Sie wandte sich von Zeit zu Zeit um, obschon Aurelie bei der jähen Senkung des Berges nichts von ihr gewahren konnte, als ihren grünen, lustig im Morgentwinde flatternden Schleier, und ihr Kind, welches jubelnd über dies neue Vergnügen

in den Armen Viktors hing, rief der furchtsamen Tante ein über das andere Mal Muth zu.

Die Sonne schien senkrecht in die Bergschlucht hinein, als man im Grunde angekommen war und nun auf ebeneren Wegen auf die Mühle zuritt, deren Räder schon von Weitem die Nahenden begrüßten. Gegen Mittag kam man an. Die Hitze war drückend geworden, so daß es die Damen wagen konnten, die schwere Schleppe der Reitkleider abzulegen. Theophilus sagte ein Gewitter für den Nachmittag voraus. Bei dem Mahl im Grünen aber und den lustigen Wanderungen um die Mühle herum hatte man seiner Warnung wenig Acht und beschloß, bis zum Abend zu bleiben und dann auf einem weiteren, bequemeren Wege, sei es auch im Mondenschein, heimzukehren.

Julie und Viktor hatten ihrer Lust im Freien kein Ende; sie jagten sich mit dem Kinde um die duftenden Grummethaufen auf des Müllers Wiesen umher, Julie zupfte Blumen-Orakel, Viktor band Gras in ihren Händen und lehrte ihre Tochter Pfeifen aus Weidenästen schnitzen. Endlich fiel es ihnen ein, da es noch so früh am Tage sei, auch den Wasserfall, der eine kleine Stunde von der Mühle entfernt ist, zu besuchen. Der Freiherr redete ab und zeigte auf einzelne, von Süd und von West heranziehende Wolken; Aurelie billigte ihr Vorhaben und trieb sie, es auszuführen. „Sie sollen auch mitgehen, Theophilus,“ sagte sie zu diesem; „ich ruhe dertweile hier ein wenig in unserer lebendigen Idylle aus und beschicke Abends, wie einer Martha ziemt, unser Mahl, mit dem ich Euch als eine angehende Hausfrau erwarte.“

Trotz aller Widerrede gegen ihre Anordnungen geschah, was Aurelie gewollt hatte. Viktor nahm das Kind auf den Arm, damit es nicht vor der Zeit müde werde, der Freiherr gab Julien den seinigen, und so brachen sie auf, von Aurelien, welche schon die weiße Küchenschürze umgethan hatte, bis an die Gartenpforte geleitet. Dort schieden sie auf kurze Zeit, jene hinaus, den Bach entlang wandelnd, Aurelie zurückkehrend. Sie streckte sich ermüdet auf das Heu aus und an den Stamm eines volltragenden Apfelbaums gelehnt, fiel sie bald, von dem Duft seiner Früchte und dem frischen Athem des Herbsttages umhaucht, in Schlaf.

---

Die Luftwandelnden hatten kaum den Wasserfall erreicht, als sich des Freiherrn Besorgnisse bestätigten. Ein Gewitter schoß mit der in Bergkesseln gewohnten Heftigkeit und Eile zusammen. Julie war um ihren Rückzug besorgt, ihr Kind fing an zu weinen vor Angst und Ermüdung, Viktor wußte auch keinen Rath, und man mußte nothgedrungen in einem kleinen Bretter-Häuschen am Wasserfall Schutz suchen vor der nächsten Gefahr. Noch war der drohende Regen nicht ausgebrochen, die Wolken zogen nur immer dichter und geballter zusammen, und fern grollte der erwachende Donner durch die Schluchten des Thales. Viktor wollte, als er mit Julien und dem Freiherrn die Hütte erreicht hatte, zurückbleiben, um Aurelien aufzusuchen und zu beruhigen. Der Freiherr

stellte ihm aber vor, daß es vielleicht passender sein dürfte, wenn er statt seiner ginge und Viktor bei der Wittwe und ihrem sich ängstlich an ihn schmiegenden Kinde einstweilen zurückbleibe. Dieser Vorschlag ward noch unterstützt, als eine andere Gesellschaft, ebenfalls von einem Ausfluge in die Nähe zurückkehrend, in derselben Hütte eine Zuflucht suchte, welche die erstere aufgenommen hatte. Julie fand bekannte Kurgäste unter ihnen und konnte sich nun um so eher entschließen, unter Viktors Schutze zurückzubleiben, um die ersten Schauer abzuwarten. Die Fremden hatten ihre Wagen in der Nähe und sicherten der Wittwe und ihrem Kinde einen Platz, wenn sich keine Gelegenheit fände, mit den Ihrigen zurückzukehren.

Der Freiherr machte sich hastig auf den Rückweg und traf wieder in der Mühle ein, als eben das Gewitter im Ausbruch war und aus dem fahlen Gewölk schon einzelne schwere Tropfen niederfielen. Er trat in den Garten, und sein erster Blick fand Aurelien, die noch immer schlafend dalag, ohne von dem Gewitter aufgestört worden zu sein, vor dem Regen durch den Baum geschützt, worunter sie sich gebettet hatte. Ueberrascht hielt der Freiherr seine Schritte an und stand einen Augenblick vor dem lieblichen Bilde still. Aurelie hatte sich hochrothe Wangen geschlafen, ihr Haar war halb aufgelöst, alle Glieder überhauchte der Schmelz einer tiefen Ermatung. Noch verschlang Theophilus den reizenden Anblick mit einem mühsam bewältigten Entzücken, als er gewahrte, wie die Schlafende unruhig den Kopf wandte. Er trat behende zurück, weil er glaubte, sie würde erwachen. Bald überzeugte er sich aber eines Anderen, in-



dem Aurelie, noch immer in tiefem Schlafe, die Hand wie zur Abwehr ausstreckte und seinen Namen flüsterte. Den Lauschenden durchrieselte es heiß und kalt, mit Herzklopfen beugte er sich näher über die unruhige Träumerin und sah ihr in das blühende Gesicht. Ihre Züge waren ängstlich bewegt; „Theophilus!“ sprach sie noch einmal mit dem Tone der Bitte aus und wand sich, als wollte sie Jemandem entgehen; dann aber, tief aufseufzend, drückte sie die Arme fest an ihr Herz, wie wenn sie Jemanden umfassen wollte, und ein seliges Lächeln flog über ihre halbgeöffneten Lippen.

Der Freiherr hatte genug gehört; auf den Beinen kehrte er um, ging in die Mühle und fragte dort, als habe er sie nicht gefunden, nach der jungen Gräfin. Die Leute hatten sie nicht bemerkt, weil man sie mit den Uebrigen am Wasserfall glaubte, und mit ihnen suchte nun Theophilus die Schlafende auf, sie geflissentlich durch lautes Rufen vorher erweckend. Aurelie fuhr erschrocken empor, als sie den Freiherrn und fremde Menschen um sich stehen sah; sie erhob sich, schüttelte den unruhigen Schlaf von ihren Gliedern und fragte den Freiherrn, wie lange sie geschlafen, wo die Uebrigen seien? Lächelnd wies Theophilus gen Himmel; das Gewitter entlud sich in vollster Heftigkeit, und Regenströme gossen auf die in die Mühle Flüchtenden herunter.

Aurelie verfiel in Verlegenheit und Angst, als sie von Theophilus erfuhr, wie tief und wie lange sie geschlafen. „Hier ist nun nichts mehr zu thun,“ rief dieser, „als die erste Heftigkeit des Gewitters im Trockenen abzuwarten. An unsere Freunde am Wasserfall werde ich

einen Boten abfertigen, der sie über uns beruhigt; sie mögen mit den Fremden baldmöglichst heimkehren und uns von da den Wagen entgeschicken, da eine andere Rückkehr unmöglich sein dürfte.“

Seufzend fügte sich Aurelie in das Nothwendige. „Wenn wenigstens Viktor bei uns wäre!“ sagte sie und blickte den Freiherrn durch halbe Thränen an. Theophilus ergriff tiefbewegt ihre Hand. „Vertrauen Sie mir,“ bat er, „wie ihm; dem Vater, wie dem Verlobten.“

Die beiden Verschlagenen richteten sich nun so gut wie möglich in dem Fremdenstübchen, das ihnen der Müller aufgeschlossen hatte, ein. Aurelie holte sich die Kinder zur Gesellschaft herauf und ging, während der Baron den Boten unterrichtete, um das verheißene Abendmahl in aller Eile zuzubereiten. Man hatte sich an dem Fenster niedergelassen, welches einen Blick in die enge Thalschlucht der Mühle gewährte. An den Stirnen der nahe gegenüberstehenden Felsen segten die Wetter und die Schatten des hereinbrechenden Abends hin; unten im Grunde lagerte schon tiefes Dunkel, während die Tannen in der Höhe noch von einem gelben, grellen Lichte bestreut waren. Der Gewitter-Regen stürzte mit uner-schöpflicher Fülle in den angeschwollenen Bergstrom; seine Wellen und der fern verhallende Donner brausten mit den Rädern der Mühle um die Wette.

Aurelie blickte mit angstvoll gefalteten Händen in den Aufruhr der Elemente hinaus. Vergebens hatte es Theophilus versucht, ihre Lebensgeister auf eine heitere und zerstreute Weise anzuregen; sie blieb tief sinnend und gedankenvoll, seinen Worten und dem Gepolter der

schuell vertraulich gewordenen Kinder nur mit halbem Ohre zuhörend. Endlich trat der Freiherr nach einer langen Pause wie mit einem festen Entschlusse auf sie zu und sprach: „Der Sturm da draußen könnte meine Freundin unmöglich so bang und so bewegt machen, wenn nicht ein innerer ihm entspräche. Aurelie, möchten Sie in einem Augenblicke, der uns gleichsam auf einem wüsten Eiland von aller Gesellschaft ausschließt, Vertrauen, volles Vertrauen zu mir fassen! Sehen Sie, die Wolken am Himmel zertheilen sich, wenn dieser sich ausschüttet; thun Sie, wie er!“

Erschüttert blickte ihn Aurelie an. „Ich weiß nicht,“ stammelte sie, „was Sie vermuthen.“

„Ich vermuthe nichts, Aurelie,“ fiel Theophilus ein, „ich weiß. Soll ich Ihnen das eigene Innere klar machen, wie jener Blitz die dunklen Tiefen des nächtlichen Himmels? Sie sind Braut, Aurelie, und Sie lieben nicht; Sie haben meinen Sohn wohl niemals geliebt!“

Entsetzt fuhr sie empor und bedeckte mit beiden Händen die Augen, als blende sie eine unwillkommene Klarheit.

Jener fuhr fort: „Ein bedenkliches Spiel oder einen gefährlichen Kampf haben Sie mit Ihrem eigenen Herzen unternommen. Sie glaubten an dem Bewußtsein Ihrer Pflicht und an einem gethanen Gelübde eine Flamme wieder entzünden zu können, die Sie vielleicht im Innersten schon lange schmerzlich vermißt haben. Liebste, täuschen Sie sich nicht, wenn es Ihnen selbst gelingen sollte, Andere zu täuschen!“

Er faßte Aureliens Hand und drückte sie sanft an

sein Herz. Sie lehnte, ihrer Sinne kaum mächtig, an seiner Schulter und hörte ihn an, dessen Worte ihr eben so dumpf und so bedeutsam-schwer durch die Seele zitterten, wie die Stimme des verhallenden Donners durch die erschütterten Berge.

„Aurelie,“ sagte Theophilus weiter, „ich weiß, was es einem Weibe kosten muß, einen Schritt zurück zu thun, den sie nur nach langem Bedenken und nach schwerer Wahl vorwärts gethan hat. Ich fühle, wie tief ein Wort, ein solches, mit allen Fäden ihres Wesens verwachsen ist, und wie schmerzlich der Riß durch jenes Wort ihrem ganzen Leben sich mittheilt. Allein wollen Sie“ —

Hastig unterbrach ihn die Geängstigte: „Ich will nichts, Theophilus. Kann ich denn wollen? Ich muß!“

„Und wenn ich Ihnen nun zeige,“ hub jener wiederum an, „daß Sie durch Ihren Willen einem anderen, ebenso entschiedenen, nur noch minder thatkräftigen entgegenkommen, wenn ich Ihnen zeige, daß Viktor liebt, aber Sie nicht liebt, sondern eine andere?“

„Ich errathe, was Sie sagen wollen. Auch mir schien es eine kurze Zeit so, aber nur eine kurze. Kann Viktor mit seinem weichen, gleichmüthigen Temperamente eine Trennung von mir überdauern, kann er sie nur als möglich denken, selbst wenn er sie wünschen sollte?“

Theophilus verstummte und dachte nach. Endlich sprach er: „Wenn ich Ihnen einen Bürgen für diesen Willen Ihres Verlobten stelle, wenn Sie selbst eingestehen müssen, von seiner überwiegenden Neigung für Julien überzeugt zu sein, wie mir Ihr Stillschweigen im letzten

Augenblicke zugegeben hat, daß Sie Ihrer innersten Wahl nach ihm nicht mehr angehören können, werden Sie alsdann noch auf der Vollziehung eines Bündnisses bestehen, die Sie selbst seit Jahren schon weiter hinausgeschoben haben, ohne doch von ihr gänzlich abkommen zu können oder zu wollen?"

„Ich kann hier nichts versprechen,“ war Aureliens Antwort; „weiß ich doch, wie schwer ein Versprechen bindet! Begnügen Sie sich damit, daß ich Ihnen überwunden eingestehen muß, wie klar Sie mein Innerstes durchschaut haben. Ich habe gethan, was ich konnte, meines Kampfes sind Sie selbst Zeuge gewesen.“

Beide schwiegen wieder eine lange Weile, bis Theophilus auf's Neue begann. „Wenn ich bedenke,“ sagte er, „auf welcher gefährlichen Spitze die Beziehungen dreier mir so theuren Personen standen, als ich unter sie trat, so muß ich es für ein Glück halten, zur rechten Zeit gekommen zu sein, um wenigstens eine eingestandene Klarheit in jene Wirren zu bringen. Jener Strauß, den Sie mir am Tage meiner Ankunft zuwarfen, ist mein Ariadne-Faden gewesen, aus einem Labyrinth, worin wir zuletzt uns alle verloren hätten.“

Aurelie bat ihn, sie nicht an die unglückliche Stunde zu erinnern. „Viktor hatte Recht; es war ein unbegreiflicher Leichtsinn, einem Vorüberfahrenden, einem gänzlich Fremden auf diese Art entgegenzukommen.“

„Wenn es aber,“ entgegnete der Freiherr lächelnd, „kein Vorüberfahrender und kein Fremder war, sondern ein Weilender und ein Freund, wollen Sie dann allen frommen Glauben so gänzlich verleugnen, um nicht

einen Fingerzeig des Himmels in diesem Wurf anzu-erkennen?“

Das Rollen eines Wagens unterbrach die Unterhaltung zu sehr gelegener Zeit für Aurelien, die bei den letzten Worten des Freiherrn hoch aufglühete und vergeblich nach einer Antwort suchte. „Gott sei Dank, da ist Viktor!“ rief sie aus, als der Wagen unten hielt, und ein eiliger Fußtritt die Stiege heraufstörte. Jedoch statt ihm entgegenzueilen, als er die Thüre geöffnet, faßte sie Theophilus freudejauchzend unter den Arm und führte ihn auf den Eintretenden zu.

Viktor selbst war sonderbar aufgereggt. Er erzählte, wie er mit Julien einen Platz im Wagen gefunden habe, heimgefahren und dort schleunigst umgekehrt sei, um die Ausgesetzten abzuholen. „Wird mir meine Aurelie verzeihen,“ sagte er, ihr verlegen und doch zärtlich die Hand küssend, „daß ich, um die Schwester nicht allein zu lassen, die Braut dem Vater überantwortete?“ Aurelie lächelte bewegt in sich hinein und drückte ihm zur Antwort die Hand.

Der Wagen wartete und man stieg ein, um so schnell als möglich nach Hause zu gelangen. Untertwegs wurden nur wenige und bedeutungslose Worte gewechselt, weil Jedes mit sich selbst und mit seinen Gedanken genug zu thun hatte. Es war schon spät, als man in der Allee bei Aureliens Wohnung sich gute Nacht sagte, und alle drei mochten fühlen, wie nöthig eine solche ihnen nach diesem Tage sei.

---

Lange nachdem der Kammerdiener in des Freiherrn Schlafgemach die Kerzen ausgelöscht hatte, umleuchtete diesen noch die Klarheit eines holden, zwischen Traum und Wachen seinem Blicke vorüberschwebenden Bildnisses. Er dachte an die schöne Schläferin im Grünen, welche unwillkürlich zur Verrätherin ihres süßesten Geheimnisses an ihn geworden war. Sie liebt dich, sagte er sich in stillem Sinnen, und durch seine Seele zitterten die Regungen eines tiefen Selbstgefühls und der freudigsten Hoffnung bei diesem Bewußtsein. Er spann an dem einen Gedanken seine Zukunfts-Träume weiter. Wenn Aurelie von dem Baron sich friedlich getrennt und ihn der geliebten Schwester zugeführt hatte, so stand seiner Verbindung mit ihr kein wesentliches Hinderniß entgegen. Freilich zählte er über zwei Jahrzehende mehr als sie; aber hatte Aurelie nicht selbst einmal einen solchen bloß äußeren und zufälligen Unterschied als nichtsbedeutend erklärt, wenn ihn eine innere Seelen-Harmonie ausglich? Bestand unter seinem Stiefsohne und Julien, die wenigstens fünf Jahre älter sein mußte, als Viktor, nicht dasselbe hier noch störendere Mißverhältniß, da die Frau die ältere war? Was dem Baron abging, um Aurelie allseitig zu beglücken, glaubte der Freiherr ihr zuzubringen: einen regsamen, dem Glanz und dem Geräusch der Gesellschaft nicht abholden Geist, der den ihrigen, wenn nicht zu beherrschen, doch zu beschäftigen verhieß, und ein Herz, das in rascheren Pulsen klopfte, als das seines Sohnes. Aurelie bedurfte, wenn sie lieben und gefesselt lieben sollte, eines anerkannten Uebergewichts sich gegenüber; zugleich verlangte sie aber eine geistige Beweglichkeit und ein An-

schmiegen an ihr Temperament, wie es dem Baron Viktor nicht gegeben war. Zuletzt kam hinzu, daß sie den Freiherrn Theophilus aus unbeschränkter Wahl liebte, daß sie ihm, schweigend und unwillkürlich freilich, aber desto entschiedener, durch den Drang ihres Herzens zugeführt war. Und wenn Theophilus selbst diese Neigung auch nicht mit Leidenschaftlichkeit erwiderte, so konnte doch seine aufrichtige Schätzung und sein nach und nach aufgeblühtes Wohlgefallen leicht zu eigentlicher Liebe gesteigert werden.

Gewiegt von rosigen Träumen, fiel Theophilus nach langem Halbwachen endlich in einen tiefen Schlaf. Zu unwillkommener Stunde schreckte ihn ein furchtbares Geprassel über seinem Haupte und verworrenes Getöse ringsumher empor. Er fuhr auf. Sein Zimmer schien in Flammen zu stehen. Bestürzt rieb er sich die Augen und taumelte auf, als ein wiederholter Donner und weithinflammende Blitzstrahlen ihn völlig ermunterten. Zu gleicher Zeit eilte sein Kammerdiener mit Licht herbei und rief ihm zu: „Drüben im Hôtel hat's eingeschlagen; das Dach steht schon in lichterlohen Flammen!“

Mit einem Schrei des Entsetzens fuhr Theophilus in seine Kleider. Im Logirhause wohnten die Gräfinnen. „Bleibe Du zu Hause und hüte mein Eigenthum,“ rief er seinem Diener zu, „ich eile hinüber!“

In wenig Sprüngen hatte Theophilus die Allee zurückgelegt. Draußen war schon Alles lebendig geworden. An den Fenstern erschienen Lichter und schlaftrunkene Gesichter voll Furcht und Erstaunen; durch die Straßen heulten die Feuerhörner der Wächter und das verworrene



Geschrei der zur Rettung Herbeistürzenden. Die Treppe des Hôtels war schon von Fremden erfüllt, alle Thore weit aufgerissen, und herein, heraus fluthete ein dunkler Menschenstrom. Mit Mühe arbeitete sich der Freiherr durch und versuchte über die Hausflur auf die erste Stiege zu gelangen, wo Aurelie wohnte. Allein das Gedränge war hier schon so dicht geworden, daß er trotz seiner verzweifelten Anstrengungen nicht vorrücken konnte und von seiner Umgebung mehr fortgetragen, als geschoben wurde.

„Der dritte Stock brennt schon!“ rief es von droben herab; „Hilfe!“ — „Wasser!“ — „Die Leitern her!“ klang es dazwischen. Die Bewohner des weitläufigen Gebäudes schrieen entsetzt aus allen Fenstern hinunter und welchen es gelang, sich durchzuarbeiten, die suchten das Freie. Ohne alle Rücksicht auf die Umstehenden hatte endlich der Freiherr die Treppe gewonnen, und mehr an dem Geländer hinaufklimmend, als auf den Stufen, erreichte er den ersten Gang. Da stand Alles voll geretteter Habseligkeiten und rettender Menschen; wirre Lichter fuhren hin und her, und von oben wälzte sich ein dunkler, Alles verhüllender Rauch herunter. Unmöglich war es hier, eine Einzelne aus dem Knäuel herauszufinden, oder auch nur durch Worte und Rufen sich verständlich zu machen. Der Zufall allein konnte helfen. Von ihm geleitet, entdeckte Theophilus nach einigen qualvollen Minuten, was er suchte. In der Thüre ihres Zimmers saßen Aurelie und Julie, einander fest umschlingend, um von dem Gräuel ihrer Umgebungen nichts zu gewahren. Ihre Dienerschaft trug aus dem Innern der Zimmer

herbei, was der Augenblick in die Hände gab; Anderes ward auf den Gang, Anderes aus den Fenstern geschleudert. Auf einmal sah Theophilus, wie Julie aus der Schwester Armen sich losriß und mit dem Schrei des herzzersehneidendsten Jammers nach ihrem Kinde rief. Vergebens versuchte sie, die Reihen der Nächststehenden zu durchbrechen, um an die Treppe zu gelangen. „Laßt mich hinauf,“ schrie sie, „laßt mich zu meinem Kinde!“

In demselben Augenblicke hatte auch der Freiherr den Anäuel durchschritten und wollte eben die Verzweifelnde in seinen Armen auffangen, als von der entgegengesetzten Seite Viktor herbeistürzte, Juliens Kind in den Armen. Ein blitzschneller Moment vereinigte die Getrennten. Aurelie, als sie der beiden Männer Stimme vernahm, fuhr empor; „Viktor!“ rief sie aus und fiel in Theophilus' Arme, ihres Irrthums nicht inne werdend, während ihr Verlobter mit dem geretteten Kinde auf Julien zueilte. „Julie!“ stammelte er, seiner Kraft nicht mehr mächtig, „unser Kind!“ Er konnte es kaum der Mutter in die Arme legen, bevor er besinnungslos zu ihren Füßen niedersank, ihre Kniee mit einer letzten Anstrengung fest umfassend.

Der Freiherr war der Erste, der aus dem Taumel der Minute wieder zu sich selbst kam. Sanft entwand er sich den Armen Aureliens und führte sie in das Zimmer zurück, um nach Viktor zu sehen. Dieser lag in tiefer Ohnmacht noch immer zu der Wittwe Füßen, und Julie theilte ihre Lieblosungen zwischen dem geretteten, an der Mutter Brust sich anschmiegenden Kinde, und dessen Retter, dem sie die zärtlichsten Namen gab. Theophilus half ihr

zunächst den Besinnungslosen in Aureliens Zimmer schaffen; dort überließ er ihn der Sorge der Frauen und eilte in das Getümmel zurück, um sich über den Stand des Feuers und der Gefahr zu unterrichten.

Man sagte ihm, daß die Wuth des Elementes durch ein anderes bewältigt sei; der in Strömen herabgießende Gewitter-Regen hatte mehr gethan, als Spritzen und Eimer, das Dach war niedergerissen und im dritten Stock glimmten nur noch einige Balken, mit deren Löschung man beschäftigt war. Weiter um sich greifen konnte die Brunst nicht mehr; die meisten Fremden zogen sich in die Zimmer des ersten Stockes wieder zurück, und nur der zweite, obgleich vollends unversehrte, ward noch geräumt.

Mit so tröstlichen Nachrichten trat Theophilus in Aureliens Zimmer, wo er Viktor in's Leben zurückgeführt und die Schwestern liebevoll um ihn beschäftigt fand. Er beruhigte sie zunächst über die Gefahr und hieß sie unbesorgt hier bleiben, während er nach einem Arzte für seinen Stieffohn gehen wollte. Viktor verbat sich dies und versicherte, vollkommen hergestellt zu sein; Aurelie bereitete schnell Thee, und bald hatten sich die Getrösteten in dem eiligst wieder eingerichteten Gemache niedergelassen, um einander die Schrecknisse dieser Nacht mitzutheilen.

Julie schlief mit ihrer Tochter im zweiten Stocke, weil bei ihrer späteren Ankunft kein Raum des ersten mehr zu vergeben stand. Geweckt von dem furchtbaren Schlage fährt sie auf, wähnt ihr Zimmer in hellen Flammen stehend zu sehen und eilt mit einem Angstschrei nach ihrer Kammerfrau, die bei dem Kinde schlief, hin-

unter zu Aurelien. So hatte die Gewohnheit, von ihr, der jüngeren, aber entschlosseneren und kräftigeren Schwester Rath und That in zweifelhaften Fällen zu holen, ihrem Herzen sich eingepägt, daß sie auch in dieser Gefahr zuerst zu Aurelien floh. Alles Folgende war das Werk eines Augenblickes gewesen. Viktor, ob schon entfernt wohnend, als der Freiherr, war doch lange vor ihm im Hôtel gewesen; einer der Ersten, die in dasselbe eindrangen, stürzte er an Aureliens Thür vorüber, die zweite Treppe hinauf, nahm dort der geängsteten Kammerfrau das Kind ab, und drängte, als er Julien gerettet wußte, mit ihm zurück, so schnell es das wachsende Getümmel gestattete. Zur selben Minute mit dem Freiherrn kam er bei den Frauen an, und nur die Aufregung und Hast dieser Augenblicke, keine äußere Verletzung hatten ihn in die tiefe Ohnmacht geworfen.

Der Morgen graute, als die vier Vereinten noch immer in Aureliens Zimmer saßen. Das Gewitter, welches, über Nacht zurückgekommen, das ganze Unheil herbeigeführt hatte, verhallte an den Bergwänden, und mit den Nebeln des Herbstes kämpfte die im Osten aufglimmende Sonne. Als ihr erster Strahl in die Fenster Aureliens leuchtete, verwachte und bleiche Gesichter und ein wüstes Chaos dahinter erhellend, erhob sich der Freiherr: „Liebste!“ sagte er, in tiefer Rührung hinausdeutend, wo der himmlische Strahl entbrannt war, „Liebste! Es werde Licht! Licht auch unter uns, wie es in der Nacht da draußen Licht geworden ist! Segnen wir sie, die mit ihren Blicken uns noch zur rechten Zeit dies Licht gegeben hat!“

Zu Aurelien gewendet, fuhr er fort: „Glauben Sie nun, nach dem, was Sie heute selbst gesehen, an unsere Ahnungen von gestern?“ Aurelie verstand ihn. Sie zog ihren Verlobungsring vom Finger, und indem sie ihn Julien an den ihrigen schob, führte sie die Schwankende ihrem Lieben zu und vereinte Beide in einer langen Umarmung, worin Juliens Tochter ihre kindlichen Liebeskosungen mischte. Viktor lebte wie im Traume; aber die letzte Nacht hatte ihn theils so mächtig über sich selbst aufgeklärt, theils auch durch ihre Schrecknisse so weit über seine gewöhnliche, bange und zurückgezogene Natur erhoben, daß er mit Feuer zu Aureliens Füßen stürzte und ihr sagte: „Aurelie, Sie sind ein Engel, ein trennender und ein verbindender; mein Engel sind Sie!“

Erschüttert wandte sich die Geschiedene von ihm ab und eilte an's Fenster, ihn und die Schwester den ersten Entzückungen überlassend. Theophilus folgte ihr dahin. „Wollen Sie,“ sagte er, „nur an Anderen Gerechtigkeit üben? Sie riefen mich an mit dem Namen Ihres Verlobten; darf ich auf dieses Mißverständnis in solchem Augenblicke die Hoffnung eines ewigen Verständnisses bauen?“

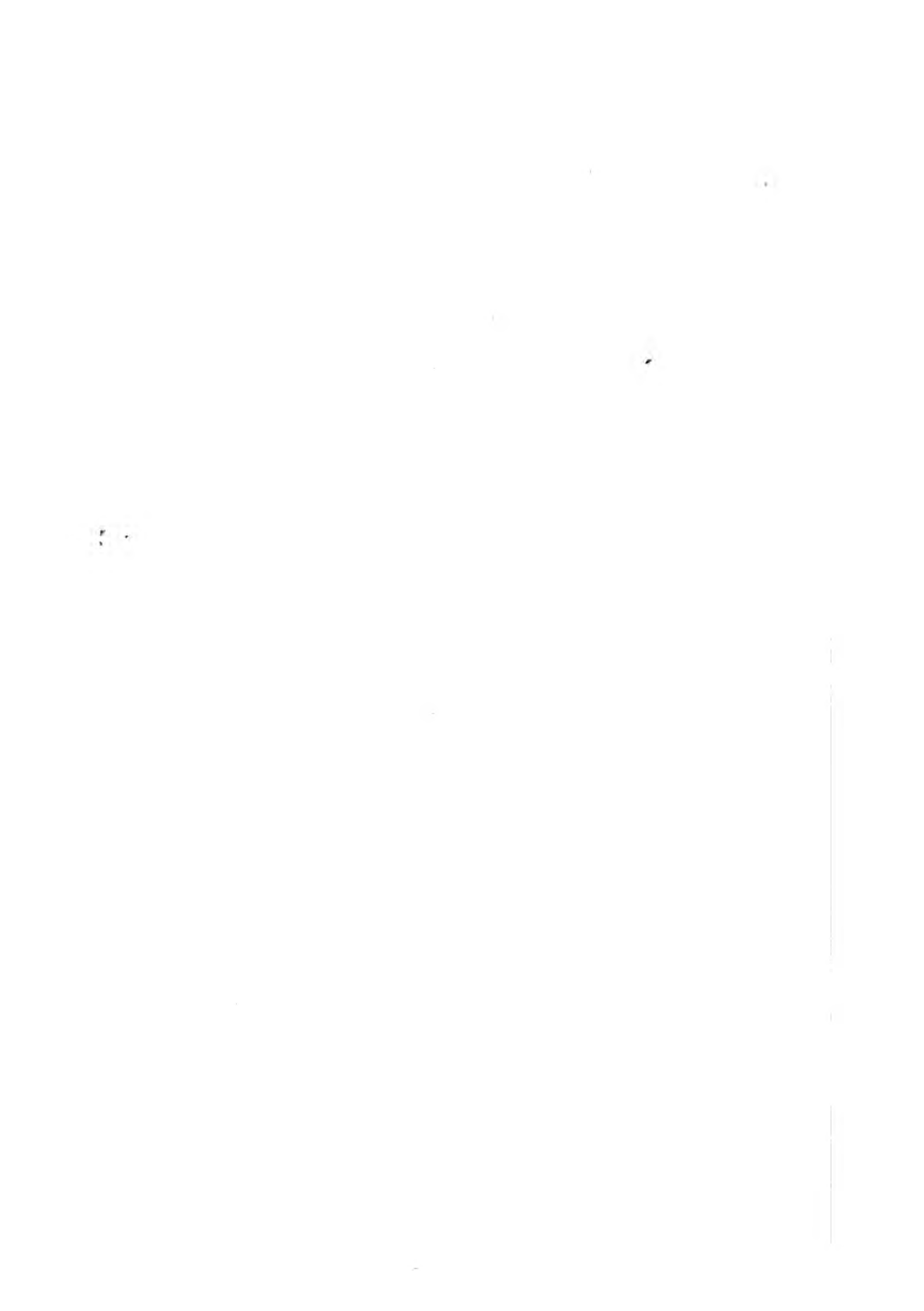
Zitternd an allen Gliedern, wehrte ihn Aurelie von sich ab. Theophilus aber, mit sanfter Gewalt sie an sich ziehend, flüsterte ihr zu: „Ich liebe Dich, laß mich nur hoffen!“ und Aurelie reichte ihm abgewandt, jedoch mit innigem Drucke beide Hände hin und seufzte gesenkten Hauptes: „mein Traum!“

Schon derselbe Herbst vereinte, aber nicht mehr in Baden-Baden, das Alle kurz nach jenem Gewittermorgen verlassen hatten, Julien und Viktor, die kurz nach ihrer ehelichen Verbindung auf die Güter des Letzteren sich zurückzogen. Aurelie ging nach einer Reise in's Ausland, die sie zerstreuen und das erste Gerede über ihren Bruch mit Viktor abstumpfen sollte, in die Residenz, wohin Theophilus ihr bald nachfolgte. Im nächsten Sommer feierten Beide ihre Vermählung, zu der Julie und Viktor persönlich herbeieilten. Am Hochzeitmorgen überreichte jene dem Freiherrn eine zierliche goldene Kapsel mit ihrem Bildniß auf einer Seite und dem Viktors auf der andern; Viktor aber gab Aurelien ein in prächtigen Maroquin gebundenes Buch. Die Gatten öffneten die Geschenke in demselben Augenblicke, und Theophilus fand in dem Medaillon die Blumen, welche Aurelie ihm zugeworfen hatte, und Aurelie las auf dem Titel des Buches erröthend: „Die Wahlverwandtschaften.“



Das Mädchen von Helgoland.





Am acht Uhr Morgens ertönte das erste Zeichen der Schiffsglocke. Ein reiner, voller Sommertag lag schon auf dem Meeresspiegel, der fern hinausglänzte in tausend und aber tausend Streiflichtern. Das wunderbare Eiland hob sich schroff und dunkel daraus empor, mit seinen rothen Felsen und seinem blendend weißen Dünen sand eher anzuschauen wie ein ungeheurer Riesenbau, als wie ein natürliches Gebilde. Am Strande der Insel lebte und webte es trotz der frühen Stunde bereits von allerlei Gestalten. Gewissenhafte Badegäste drängten, weil das hohe Wasser schon merklich herankam, zur Ueberfahrt auf die Dünen, ihr heilsames und frommes Morgenopfer dem Meere darzubringen. Fischersleute kehrten heim von ihren nächtlichen Beutezügen, schwere, zappelnde Netze über der Schulter, mit nackten Beinen rüftig herschreitend über den glimmernden Sand. Am meisten und am unnöthigsten sputeten sich die Passagiere des Dampfschiffes, denen das Geläute galt. Dies dachte noch gar nicht daran, abzufahren; der Schlot rauchte kaum, die Räder ruhten noch unbeweglich unter den großen grünen Kasten. Die Matrosen gingen müßig auf dem Deck spazieren; sie machten sich lustig über die ängstlichen, fürsichtigen Männlein und Fräulein, welche nicht eilig

genug in die kleinen, schaukelnden Bote springen konnten, um ja zu rechter Zeit an Bord zu steigen.

Ein vielgewandter und vielerfahrener Mann, wußte ich, daß so entsetzliche Haft hier nicht von Nöthen. Ich saß mit meinem Reisegefährten unten am Strande vor dem Pavillon, den der treffende Witz der Helgoländer „Trichter“ genannt hat. Schön-Riekchen servirte uns den letzten Kaffee. Sie war schon munter, das liebe Kind, schon gepuht sogar; der rothe Rock, das vaterländische Ehrengewand, von den meisten Töchtern Helgolands geschmackloser Weise bereits aufgegeben und vertauscht gegen die charakterlose Allertwelts- oder Halbweltstracht einer continentalen Kaffee-Mamsell, im „Trichter“ aber orthodox beibehalten, schloß ihr schmuck und voll um die Hüften, und das Köpfchen war, statt mit dem strengen, dunklen Goldskaldbock, wie ihn nur die getreuesten Patriotinnen noch tragen, von einem bunten, leicht und lose gefnüpften Seidentüchlein kokett umflattert. Armes Riekchen! Wir hatten für Deine Reize und Deine dienstfertige Freundlichkeit geringen Sinn. Der Eine schrieb in sein Taschenbuch Reise-Notizen zu einstigen Journal-Artikeln, und der Andere starrte wehmüthig den Falm hinan, über die schöne Inselterrasse weg, in das Oberland. Dieser Andere, leider Gottes, war ich selbst. Da droben am Falm hatten wir gewohnt, lange, liebe, träge Tage hindurch. Neben dem Häuslein unseres braven Wirthes ragte ein stolzes, plattes, neumodiges Dach in die blaue Luft; unter dem Dache zwei verhüllte Fenster, blinkend im Sonnenstrahl, hinter den Fenstern zwei verhüllte Augen, — ach, sie schliefen noch. Und dies war es eben,

daß ich gehen sollte, ohne zum Abschied einmal, noch ein letztes Mal in diese Augen geblickt zu haben, und daß es nun vorüber, ganz und gar vorüber mit dieser schönen Meeres-Liebe, und Meeres-Stille, und Meeres-Poesie. Drei Wochen, ein kurzer Raum, nicht mehr als eine Spanne Zeit! Aber es kann ein ganzer Himmel darin liegen. Morgens hinüber auf die Düne, hinein in's Wasser; drüben lag sie, dicht vor mir, die lustige Apotheke der Insel, eine zweite kleine Insel für sich, ein eigenes Stück Leben, und eben schwankte das volle Fahrboot hinüber, und die Reihe der grünen Badefarren setzte sich in Bewegung, die nahenden Gäste aufzunehmen. Nach dem Bade ein rascher Gang, am Strand entlang. Dort begegnete ich ihr täglich, dort gingen mir ihre geliebten Augen auf. Wir suchten Muscheln, Steine, See-sterne, Krabben und Spinnen, vor denen sie sich sehr fürchtete. Himmel, wie schön war das Mädchen, wenn sie so neben mir dahinschritt über den weißen, weichen, feuchten Sand, die langen Haare, noch naß von der Welle, hinunterfallend über die herrliche Gestalt und vom frischen Meerwind leise durchflattert! Die Ebbe zögerte, wenn sie am Strande war, und die Fluth drängte rascher; jede Woge wollte den Fuß ihr küssen, oder den Saum des blauen Mantels.

Mein Gefährte stieß mich an. „Ihr träumt wieder,“ lachte er, „und wir werden den Dampfer richtig abfahren sehen.“ — „Meinetwegen fahr' er zum Henker!“ — „So, und unser Passagier-Geld mit und die Koffer und mein guter Hut!?“ — „Ach, Ihr habt Recht. Aber, laßt uns da bleiben.“ — „Und mein Journal? Und Eurer Amt?“ —

Die zweite Glocke scholl. „Da hört Ihr's!“ Er bezahlte Kiechen, er küßte sie obendrein, vielleicht um der gemeinsamen Reisekasse ein Trinkgeld zu sparen, und fort zog er mich Sträubenden in das Boot hinein. So mögen die Schatten in Charons Rachen gefessen und gefahren sein, den Blick voll letzter, irdischer Thränen auf das vielliebe Leben und auf die sonnige Erde zurückgewandt. Mein Blick hing an den zwei Fenstern mit aller Schärfe, aller Angst, aller Inbrunst, welche die scheidende Seele dem Sinne läßt. Bei Gott, das eine war offen. — „Doctor, Guer Glas.“ — Er reichte mir's lächelnd. Richtig. Die Rouleaux aufgezo-gen, der eine Flügel weit geöffnet. „Sie ist auf.“ — „Auf und davon,“ höhnte er. — „Pfui Doctor!“ — „Aber, Mensch, macht Euch denn die Liebe blind? Seht Ihr denn nicht, daß sie drüben im Boot sitzt, das eben nach der Düne abstößt? Da sind die zwei blauen Mäntel; sie und ihre Schwester: sie, Eure Herzallerliebste, die Euch um Guer bißchen Verstand gebracht hat, und ihre Schwester, mit der ich gutmüthiger Kerl den Elephanten für Euch zwei gespielt habe.“ — Ich hörte kein Geplauder nicht. Das Glas am Auge, starrte ich dem Boote nach. Eben schießt es an unserem vorüber, keine dreißig Schritte weit. Die Wege kreuzen sich, sie nach der Düne, wir an Bord des Dampfschiffes. Sie war es. Gütige Meeres- und Liebes-Göttin, sie selbst! der weiße Schleier, der blaue Mantel! Und — nein, ich irrte mich nicht! — aus dem Mantel heraus wehte ein weißes Tuch nach mir herüber. Ihr Abschiedsgruß! Ich sprang auf, ich hätte unseren Kahn um ein Haar umgestürzt, ich schwang mich auf die Bank, ich

winkte, ich wehte, ich — weinte hinüber. „Adieu, Emilie, Adieu!“ — Thor, der ich wahr. Ueber der Wasserfläche verscholl mein Ruf. Eine Minute, und der pfeilschnell dahingleitende Kahn hatte uns an Bord gebracht. Der Doctor führte mich Taumelnden die Treppe hinauf. „Nun ist sie fort,“ redete er in mich hinein. „Seid kein Esel, lieber Freund. Das Wasser ist ein schlechter Schall-Leiter. Also kann sie Euch nicht mehr hören. Laßt's gut sein, steckt Euch eine Cigarre in's Gesicht, und wollt Ihr durchaus Kindereien machen, so macht ein Abschiedsgedicht und gebt mir's für mein Journal. Ich will's ausnahmsweise aufnehmen, Euch zu Liebe, und Ihr mögt der Geliebten ein Exemplar zuschicken.“ Er hatte gut reden; ich war taub für ihn. Wenn ich nun daran dachte, daß ich sie heute nicht sehen sollte, weder in der Bindfaden-Allee, noch im Conversations-Hause, wo obendrein am Abend Ball gegeben ward, daß ein Anderer, der verwünschte Rittergutsbesitzer aus Sachsen, oder gar der elegante Hamburger Kaufmannsjüngling sie an den Leuchthurm geleitete, auf die Nordspitze, zum Sonnenuntergang, zum Meeresleuchten — — nein, es ist unerträglich. Ich hätte aufschreien mögen, in's Wasser stürzen, in den glühenden Dampfkessel hinabspringen. Gottlob, ich schrie nicht, ich stürzte nicht, ich sprang nicht. Die menschliche Kraft erträgt das am leichtesten, was ihr im ersten Augenblick das Unerträglichste dünkt. Ich habe Emilien nicht nur an jenem verhängnißvollen Tage nicht wieder gesehen, sondern überhaupt nicht, nie mehr, nirgends. Und ich lebe doch noch. Und sie erst! — Verheirathet, seit Jahr und Tag! Gattin und Mutter!

Der Doctor zankte sich mit dem Capitän. „Sie müssen,“ behauptete er, „die Leute nicht um acht Uhr bestellen, wenn Sie erst um neun Uhr abfahren.“ — „Aber, entschuldigen Sie, eben schlägt es neun, mein Herr.“ — „Mein Herr, wissen Sie, was das heißt, um fünf Uhr aufstehen, ohne daß es nöthig ist? Wissen Sie, wie viel Sie dem Gelehrten an seinem Leben schaden, wenn Sie ihn um den ihm so unentbehrlichen Morgenschlaf bringen? Ich werde in meinem Journal einen Artikel gegen Sie loslassen. Einstweilen aber besorgen Sie uns eine Flasche Portwein gegen die Seekrankheit. Drei Gläser. Dieser Herr wird mit uns trinken.“ Er wies auf mich. Der Capitän lachte und stieß mit dem Doctor an, ich mochte nicht, mir war's zu früh. „Ihr werdet seekrank werden, oder vielmehr, Ihr seid es schon,“ spottete mein Freund. Unterdessen läutete es zum dritten Male. Gelärm und Geschrei auf dem Deck. Der Steuermann eilte an das Ruder, der Capitän ergriff das Sprachrohr und ließ sein Commandowort erschallen: „Langsam ab!“ Die schwere Maschine keuchte, der Kiel fing an sich schäumend und sprühend zu drehen, und ein allgemeines „Endlich“ entfuhr den ungeduldigen Passagieren. Plötzlich tönte von der Uferseite her noch ein Schifferruf; wir sahen vom Deck aus, wie ein verspätetes Boot mit aller Kraft auf uns zusteuerte. Es wurde gewinkt und gescholten: „Halt, um Gotteswillen, halt!“ Der Capitän fluchte. „Frauenzimmer, ich wette darauf,“ sagte der Doctor; „lassen Sie uns zufahren.“ Nichts desto weniger wurde ein Stillstand befohlen. Der Hamburger Capitän wollte, der Lieben Concurrrenz wegen, die späten Passagiere

eher sich, als seinem Bremer Collegen gönnen, auf den er gewaltig räsonnirte. Der Kahn kam heran und legte bei. Lauter Kinder von Helgoland, derbe, starke Fischer und Schiffer, eine Menge Frauen; es schien, als sei das halbe Giland zur Auswanderung gerüstet. Allein nur ein junges Weib, ein bildhübsches Mädchen von drei, vier Jahren auf dem Arm, wollte die Schiffstreppe hinan. Allgemeine Thränen, Umarmungen, Scheideworte fesselten und geleiteten sie. Die Scene zog mich an; Schmerz und Schmerz werden so leicht bekannt und befreundet, wenn sie sich auf dem Lebenswege begegnen. Ein Greis, unstreitig des Weibes Vater, küßte Tochter und Enkelin, stumm, aber tiefbewegt und bleich. Die Männer schüttelten ihr die Hand, die Weiber reichten schluchzend das Gepäck herauf, Körbe, Kisten und Kasten, sogar Betten und Decken, also Hausrath zu einer weiten Fahrt. Jetzt trat das junge Weib über den Rand des Bootes. Sie wollte den Schiffern Geld reichen. „Nicht von Dir,“ scholl es, „wo denkst Du hin, Rätchen?“ — „Glückliche Reise!“ — Sie kam herauf, ihr Kind im Arme, das sie mit Zähren überschwemmte. „Mit Gott,“ stammelte sie, auf die Bank sinkend, und ihre Hand winkte über den Rand des Schiffes ein letztes Lebewohl den Ihrigen drunten. Die Ruderer hoben die breiten Stangen unter lautem Hurrah. — Seemanns-Gruß! — Unser Dampfer setzte wieder an, seine Räder schlugen gleichzeitig mit den Rudern des Bootes in's Wasser, und die Trennung war vollbracht; das kleine Schiff lenkte heimwärts, tanzend auf den Wellenstößen des großen, und dieses lenkte in die Fremde hinaus. Die arme Frau blickte in das



Meer, statt zurück auf Helgoland. Ihre Freunde harrten vergeblich auf ein letztes Flattern des Tuches, sie brauchte es, ihre Wangen und des Kindes Antlitz zu trocknen.

Ich fragte den Capitän nach der Helgoländerin. Daß sie eine solche war, und zwar eine ächte und treue, dafür zeugte der rothe Rock mit gelbem Saum und der schwarze Goldskalldoof, der mit seinen breiten, seidnen Rändern das edle Gesicht fast ganz versteckte. Der alte Seebär wußte wenig von ihr. Sie war ihm den Abend zuvor gemeldet worden. Katharina Young hieß sie, Peter Klaffens Tochter aus dem Unterlande, ging nach Hamburg und weiter. Das war ihm genug, meiner Theilnahme jedoch zu wenig. Ich hielt mich in ihrer Nähe; ohne plump in die allmählich auszitternden Schmerzen dieser verlassenen Seele hineinzufallen, beschäftigte ich mich um sie, und spielte mit dem Kinde, das in unschuldiger Heiterkeit auf dem Deck umhertrippelte. Sie sah uns, durch Thränen lächelnd, zu. Ihr Auge wandte sich dann und wann auf die Heimaths-Insel zurück, welche noch so nahe und doch so ferne schon, so unerreichbar und so sichtbar hinter uns lag. Das Schiff ging rasch und sicher seine nasse Straße. Der Himmel war ohne Wolken, die See fast ohne Wellen. Demungeachtet, als wir kaum eine halbe Stunde schwammen, verschwand hie und da manch' theures Haupt aus der Reisegesellschaft. Die furchtbaren Opferthalen wurden schweigend und bedeutsam auf dem Schiffe ausgestellt. Zärtliche Gruppen bildeten sich und improvisirte Lagerstätten. Die ganze Scene einer Seefahrt, immer dieselbe und dennoch immer eine neue, mit

allen ihren Lächerlichkeiten und Häßlichkeiten, gestaltete sich von Minute zu Minute bunter, voller, launiger. Die junge Reisende schien von den Wirkungen des Meeres nichts zu verspüren, war sie doch eine Tochter desselben. Ich wünschte ihr Glück dazu. „Ja,“ seufzte sie, „wäre ich gegen alles in der Welt so gleichgiltig, als gegen die See! Die thut mir nichts. Sie sollen wissen, ich kenne sie von Kindesbeinen an.“ Das Gespräch war dergestalt angeknüpft und spann sich ohne Zwang weiter, von Zeit zu Zeit durch ihr Kind unterbrochen, das nach meiner Uhrkette griff oder nach dem Arbeitsbeutel der Mutter, der von Schiffszwieback und Sommerbirnen strotzte. Wir wurden in ein paar Stunden so befreundet mit einander, als kennten wir uns seit Jahren. Die Herzen stehen im Leben nie weiter offen, als wenn eben ein großes Leid durch sie hingegangen ist. Sie erzählte mir, ich erzählte ihr, wir tauschten unsere Jugend mit einander, sie eine im Schiff und am Strande verlebte, ich ein Binnenlands- und Einsiedler-Leben. Beide frei von der Gefahr der Seefrankheit, konnten wir uns vertraulich und beschaulich an einander hingeben, das Kind ein Bindestrich zwischen uns. Der Doctor schritt mit seinem Portwein und seinen Cigarren alle Augenblicke an mir vorbei. Er neckte mich; mochte er doch. „Das ist vernünftig gehandelt,“ sagte er, „und in gutem homöopathischem Style. Similia similibus curantur. Ein Liebeschmerz rasch durch einen zweiten. Das lob' ich mir.“ Ich ließ ihn gewähren, bis er — seefrank wurde, trotz dem Portwein. Er schnitt mir ein klägliches Gesicht zu und schwankte die Treppe

hinab, in die Unterwelt, gnädig bedeckt mit Nacht und mit Grauen.

Als wir, an der berühmten rothen Tonne vorüber, — sie bezeichnet die Mündung der Elbe, also Anfang oder Ende der See und der Seekrankheit, — gen Rurhaven hinauffuhren, kannte ich schon die Geschichte und das Leben des Mädchens von Helgoland. Blankenese gegenüber, jenen reizenden Ufern der Elbe, die wie die letzte Poesie, wie der Schwanengesang des schönen deutschen Stromes uns anschauen, vertraute ich ihr mein Lieben und Leiden, für das sie weibliche Tröstungen und Hoffnungen fand. Wir schieden bei der Landung in Hamburg, damals meinte ich für immer. Sie zog noch desselbigen Abends westwärts, weit, weit in die See hinaus, sogar in die neue Welt, ich hingegen in eine alte, sehr alte, tief landeintwärts, über viele Berge, in eine kleine, dunkle Stadt. Aber das Leben, welches Schach spielt mit den Menschenfiguren, — ein Spiel, das nur dem unkundigen in regelloser und zufälliger Bewegung zu verlaufen scheint, während es dem bestimtesten Maß und Gesetz gehorcht, — das Leben hat uns wieder zusammengeführt, die Helgoländerin und mich, auf einem ganz anderen Felde, und mir das Ende ihrer damals begonnenen Geschichte in die Hände geworfen. So geb' ich sie denn, wie ich sie empfangen, kein abenteuerliches, wirres Gebilde voll Blut und Grauen, kein Nacht- und Schlachtstück, nein! nur ein stilles Herzens-Gemälde, dem aber die Schatten eines innigen Leidens nicht fehlen, so wenig, als die Schlaglichter des kurzen Glücks. Jedes Menschenleben ist eine Novelle, ein Roman, eine Poesie. Nur

wenige finden freundliche Hörer und Leser, meint es der Schreibende auch noch so gut. Mag es diesem Fragmente besser ergehen!

---

Helgoland theilt sich, wie bekannt, in Oberland und Unterland, jenes die Felsenregion, dieses die Sand- und Dünen-Gegend. Beide hängen zusammen durch das luftige, lühn und stattlich um die Insel geschlungene Gürtelband der großen Treppe. In den Hauptstraßen der zwei Hälften hat sich die moderne Zeit, die Civilisation, das Badewesen, niedergelassen; dort stehen die Häuser für die Fremden, schmuck und blank, zum Theil mit zu viel Luxus ausgestattet für das arme, enge Eiland. In den Seitengäßlein und Winkeln sitzen die verdrängten, aus einem Schlupfwinkel in den andern flüchtenden Söhne Helga's, Fischer und Schiffer, in kleinen, räucherigen Hütten, deren Schwelle die herantossende Fluth mit Seegrass und mit Muschelgerölle zierlich ausgeschmückt. Zwischen diesen Hütten, den Wohnungen des natürlichsten Friedens und genügsamer Abgeschlossenheit, stand auch die des alten Klassen im Unterlande, hart an der steil herabfallenden Südküste der Insel, durch eine grün übermooste Plankenwand geschützt gegen allzu heftigen Wogendrang. Klassen war ein Glied jener berühmten Lootsen-Gesellschaft, die auf Helgoland eine förmliche Schule gebildet hat und gesetzlich organisirt ist. Sein Name gehörte, wie der der Siemens, Mohr, Franz und Anderer, zu den alten, seit Jahr und Tag auf diesem Felsen ein-

gebürgerten Größen. Vom Vater auf den Sohn und auf den Enkel hatte er sich fortgeerbt, sammt dem Hause, sammt dem großen Ruderboot, sammt dem Wetterhut und namentlich sammt dem heiligen Erbstück der Familie, ein ungeheures Fernrohr, mit Fischhaut umzogen, eben so scharf wie das Auge, das hindurchlugte, eben so stark wie der Arm, welcher es hielt. Das war aber auch so ziemlich der ganze Reichthum der Familie. Was sonst, in unseren Städten und auf dem flachen, platten Lande, das Menschenherz erfreut, Gold und Goldeswerth in Kasten und Kisten, Silbergeräth auf funkelnden Schaugerüsten, Leintwand in den verriegelten Schränken, reicher Staat für den armen, gebrechlichen Leib, — es gilt nicht viel oder gar nichts auf dem kleinen Insellande, das, abgeschnitten von allen Verbindungen, auf sich selbst beschränkt und angewiesen, nichts bedarf, als was es erzeugt, und nichts wünscht, als was es bedarf. Der Peter Klassen passirte noch für einen wohlhabenden Mann. Besaß er nicht ein Haus und drei oder vier Boote, — das Zugvieh dieser Meernomaden, — eines sogar mit einem stattlichen Segel? Schließ nicht jedes seiner Kinder, deren er sechs hatte, fünf Söhne und ein Töchterlein, in einem eignen Bett allein? Freilich kein Himmelbett mit Vorhängen und Teppichen, auf Stufen gestellt wie ein Thron, groß wie ein Haus für sich, ei, wo hätten die denn Platz gefunden in der Hütte? Nein, es waren nur Verschläge in die Wand hineingebaut, unter der Treppe versteckt, Betten, gleich denen des Seemanns auf seinem Schiffe, und nur Vater und Tochter hatten, jener zur Auszeichnung, diese der guten Sitte halber, ein blau und

weiß gewürfeltes Zeug vor die ihrigen gezogen. Es mußte sich gut ruhen unter dem niedern Dache, hinter der groben Leinwand, auf den harten Säcken voll Seegras; nicht so, meine verwöhnte Dame der Stadt, mein junger parfümirter Stutzer? Lächelt nur! Rudert einmal zwölf Stunden lang mit beiden Armen, ziehet und werfet das schwere Netz, tappt im Flugsand umher, lasset Euch durchspülen vom Wasser, durchbrausen vom Sturm, durchglühen von der Sonne, — und Ihr werdet schlafen trotz den fünf Söhnen von Peter Klassen! Oder, seid unschuldig und ohne Falch, von keinem sinnlichen Wunsche berückt, von keinem Neid, keiner Hoffahrt, keiner Sündenlust, — und Ihr werdet wiederum schlafen, so fest und so süß, als Katharina schlief über der Koje ihres alten Vaters.

Katharina hieß in Helgoland schön. Und das will viel sagen. Weil die Natur dem öden Felsen den Schmuck grüner Bäume und duftiger Blumen nicht gewährt, schenkt sie ihm schöne Frauen und Jungfrauen in anmuthigster Verschwendung. Die feine Durchsichtigkeit der Haut, — des Haares feuchtgoldiger Schimmer, — die meerlichte oder himmelblaue Tiefe der Augen, — des Halses, der Arme, der Schultern schneeweiße Fülle, — und die schlanke, gaukelnde Gestalt: sie mahnen in Helga's Töchtern an ihre Mutter, die See. Wenn Du sie Sonntags umherschweifen siehst auf der Düne, über die Felsen hinweg, sich versammeln in plaudernden Gruppen an der Treppe, am Falm, vor dem Conversationshause, durch dessen hellerleuchtete Fenster der Gnnui der guten Gesellschaft herausgähnt, oder gar zum Tanze eilen im „rothen

Wasser“: so wirst Du meinen, eine Schaar Oceaniden zu sehen, Töchter des alten Nereus, romantische Nixen und Wasserfeien, dergestalt tadellos und hold ist ihre Erscheinung. Freilich, ihr Frühling ist kurz, wie der aller Gebirgsflora. Sie welken bald, die schönen Helgoländerinnen. Wirft das Klima sie frühzeitig um mit seinen winterlichen Stürmen und Sommerjonnenbränden, oder beugt die harte Arbeit, die auf ihnen liegt, das Tragen und Schleppen, trepp auf trepp ab, ihren Rücken und ihr leichtes Haupt? Wenige Jahre nur, und aus dem lieblichsten Mädchen ist eine dicke, gesezte Frau geworden mit verwitterten Zügen und mit geknicktem Reiz; die Nereide hat sich in eine Dreade verwandelt, sie gleicht dem harten, dunklen Stein, nicht mehr der klaren, aufhüpfenden Welle.

Von Peter Klassens Tochter war dieser Herbst noch fern und diese schmerzliche Metamorphose. Sie stand im Mai ihrer Tage und ihrer Schönheit; des Vaters Augapfel, der Brüder Stolz, aller Burschen Freude und Lust, und doch dabei seit der Mutter zeitigem Tode des kleinen Hauses Stütze und Regiment, wurde sie, und das mit Recht, von ihren Gespielinnen als die glücklichste Dirne weit und breit — Göre heißt es dort — gepriesen, vielleicht im Stillen auch beneidet. Ihr Leben war wie ihre Hütte, still, beschränkt, friedlich; ihr Herz wie der sommerliche Himmel darüber, heiter und hell; ihre Seele wie das Meer davor, von freundlichen Träumen leise bewegt und gewiegt. Armes Leben! Armes Herz! Arme Seele! Das Gewitter zog sich bald zusammen, welches

die Hütte erschüttern, den Himmel trüben, das Meer aufwühlen sollte in seinen ungeahnten Abgründen.

Es war ein trüber Vortag des Jahres 18.. Rätchen saß daheim am flackernden Herd und sah nach dem Mittagmahl der kleinen Familie, zugleich das große Netz geschickt ausbessernd, damit keine Minute verloren sei. Die Brüder waren aus auf den Fischfang, Peter Klassen im Oberland auf dem Falm. Da hockten sie fortwährend, die Bootsenbrüder, wie Möwen um den Felsen flatternd, wie heutespähende, blutwitternde Geier. Die sehnigen Arme gestützt auf die Brüstung längs dem äußersten Klippenrande, starren sie hinaus auf die See, in die Wellen und in die Wolken. Sie sehen, was kein menschliches Auge sieht. Das fernste Segel, den Sturm im ersten Reime, den umspringenden Wind im feinsten Zuge. Wenig reden sie untereinander; ein Fingerzeig genügt. Noch vor der Speisestunde kam Peter Klassen an jenem Tage heim. „Mädchen,“ sagte er, „ist Alles parat, das Korkboot, die Nothsegel, die Wasserröcke?“ — „Alles, Vater.“ — „Auf die Nacht gibt's Arbeit.“ — „Meint Ihr?“ — „Ich weiß.“ — „Wenn nur die Jungen zur rechten Zeit da sind.“ — „Werden schon.“ — Das Alles wurde so ruhig gesprochen, als wäre von einer abendlichen Lustparthie die Rede. Die Schwester sorgte um die Brüder, nicht etwa, daß sie in das Wetter geriethen, nein, nur daß sie sich verspäten möchten und nicht eintreffen, um Theil zu nehmen an der Gefahr. Der Vater lachte über die Söhne, die sich sputen mußten, dem heranziehenden Tode zu entrinnen mit allen Segeln, allen Ru-



deru, allen Leibes- und Seelen-Kräften. Es ist ein hartes Geschlecht, das auf dem Eiland sitzt.

Das Mittagsmahl war bald verzehrt, Bökelfleisch und wenige Kartoffeln nach dem täglichen Küchenzettel. Der Alte hatte keine Ruhe. Zwanzig Mal stand er auf und blickte aus dem niederen Fenster, obwohl er nichts sah, als eine Handbreit grauen Himmels und die halbverschimmelte Plankenwand, durch deren Fugen die Welle ihren zornig herausgesprudelten Geißer schäumte. Den letzten Bissen noch im Munde, faßte der alte Lootse nach dem Fernrohr. „Halt Dich fertig, Göre,“ sagte er. Und mit raschen Schritten klimmte er wieder die Treppe hinan auf den Falm. Um vier Uhr kamen die Brüder, schon durchnäßt bis auf die Haut, eilig, verdrießlich, untwirsch; sie hatten nichts gefangen, weil das Wetter sie heimtrieb. Rasch stürzten sie ein paar Gläser Grog hinunter, dann ging's dem Alten nach. Katharina blieb einsam in der Hütte wie gewöhnlich.

Der Abend kam, mit ihm der Sturm. Die ganze Insel belebte sich. Wie ein Meeresungeheuer erwacht sie nur mit dem Meere. Die Leuchtthürme flammten auf, gleich Sonnen in der Nacht. Die Glocke rief die Lootsen zusammen. Boote wurden auf den Strand gezogen und Boote flott gemacht. Die Weiber verrammelten alle Fenster und setzten sich dafür ruhig auf die Schwelle, das Gesicht dem heranziehenden Schreckniß kühn entgegengekehrt. Furcht im Sturm kennen diese Menschen nicht, nur Lust am Sturm; und wenn die Welle über die Giebel ihrer Hütten spritzt, und wenn die höchsten Klippen gepeitscht werden von Wind und Woge, —

der Giebel zittert, die Klippe seufzt, aber diese Menschen zittern nicht und seufzen nicht. Rätchens Brüder stürzten jubelnd herein. Trockene Wämmser forderten sie und Grog. „Habt Ihr was?“ fragte das Mädchen. — „Na, ich meine.“ — „Eine Brigg will der Alte schon in der Dämmerung gesehen haben, westnordwestlich.“ — „Die kommt uns.“ — „Ich sage Euch“ (so der Jüngste), „es ist nichts, der Alte irrt sich, er verliert das Gesicht schon.“ — Ein derber Schlag in's Genick belohnte seine Pietät. Peter war selbst da. „Halt's Maul, zieh Dich an. Das Rorkboot heraus. Es ist eine Brigg. Werde einen Amerikaner noch von einem Seehund unterscheiden können, Du Laffe!“ Haft und Getümmel überall. Dazwischen plötzlich ein Nothschuß, noch weit weg, gen Westen hin, jenseits der Dünen. Noch Einer! — „Hurrah!“ — Hinaus brachen sie Alle, der Vater voran, die fünf Jungen hintendrein. So springt ein Rudel Wölfe vom Lager in der sicheren Waldeshöhle auf, wenn fern das ängstliche Gewieher eines verirrtten Pferdes, einer müden Rehkuh klägliches Geblöf ertönt.

Katharina schloß die Pforte hinter ihnen und trat an's Fensterlein, die Hände über die Brust fromm gefaltet, die blauen Augen mitleidsvoll hinausgewandt in die Nacht.

---

Ihr lafet der Stürme schon genug. Demungeachtet wißt Ihr nicht, was das Wort bedeutet, wenn Ihr nie-

mals, sei es vom ficheren Strande oder vom schwankenden Berdeck aus, an den Boden Euch anklammernd, zaghaft und überwältigt, hinausgeblickt habt in das Chaos aller Elemente, in diese Geister-Schlacht, in diesen Titanen-Kampf. Da treibt ein Schiff — ist es eins, oder nur ein Kiel noch, ein Wrack? — auf den stürzenden Bergen, auf den steigenden Abgründen der Wellen, jetzt küßt sein Mast den Schaum, jetzt zerreißt der Sturm seine Segel wie Papierblätter, jetzt zerbricht die Welle sein Ruder wie einen Strohhalbm. Und dazwischen das Geächze des Holzes, das Geknarr der Taue, das Gerassel des Eisens, und dann und wann ein salber Ausblich, ein dumpfer Knall, und ein Geheul in das Sprachrohr. Gnade Gott, wem menschliche Gnade nichts mehr frommen kann!

Ein paar Faden noch von der Westküste der Dünen tanzte der Amerikaner den Todesreigen mit der furchtbaren Windsbraut. Es war eine Brigg; nein, sie war es gewesen bloß. Ein Mast schwamm, wer weiß wo, auf dem Meere umher; der zweite ragte empor noch, ein elender zerbröckelter Stumpf, an den der Capitän sich selbst und an seine Brust die Laterne festgeschnürt hatte. Von Willen und Richtung keine Spur mehr in dieser Maschine. Sie trieb dahin. Die Matrosen sangen, tranken, sprangen; Reisende beteten in der großen Kajüte ihr letztes Seufzerlein. Nur der erste Steuermann und der Capitän hielten fest auf ihrem Posten. „Wie weit, Dick?“ rief jener in's Sprachrohr. — „Anderthalb Faden, Herr, und wir laufen an!“ — „Wie viel Wasser noch?“ — „Das Senkblei ist zerrissen! helf Gott!“ — Der Capitän

commandirte: „Feuer!“ — Ein neuer Nothschuß. Wieder einer. Ein dritter. — Halt, Antwort! — Es kracht, nochmals. — „Rettung, Rettung, Rettung!“ — Oder eine Hoffnung doch. Die Weiber springen auf von ihren wunden Knien, die Männer greifen wieder an die Taue, ein Schiffszunge klettert hinan, wo ehemals ein Mastkorb gewesen war, an den Splintern des Baumes sich Arme und Beine zerfleischend: „Lootsen sind es.“ — „Es sind die Helgoländer.“ — „Gelobt sei Gott!“ —

Sie schwimmen heran. Gleich Nußschalen tanzen die Boote von Korkholz auf der See, jeder Bewegung gehorsam, leicht beladen und leicht beweglich. Sechs zählt man ihrer. Im vordersten sitzt am Steuerruder Andreas Siemens, der Lootsenmeister. Er gibt das Heft seines Schiffleins an den jungen Klassen ab und ergreift, da er sich nahe genug sieht, das Sprachrohr. Er und der Capitän halten einen Dialog. Gerechter Himmel! — nur einmal wird er so gehalten in der Welt, trotz aller Rührdramen und Schauerromane, Beide Angesicht gegen Angesicht, Beide dem Tode gegenüber, zwischen Himmel und Meer hin- und hergeworfen. „Hülfe um Gotteswillen!“ stöhnt es vom Schiffe. — „Wer seid Ihr?“ — „Brigg Fortuna, von New-York, Capitän Darbley.“ — „Cargo?“ — „Zucker roh, Tabak.“ — „Werth?“ — „Zwanzigtausend, versichert.“ — „Passagiere?“ — „Fünf und zwanzig.“ — „Gut, wir kommen.“ — Eine Pause entsteht, welche Pause! — Wie viele Herzen klopfen todesbang und lebensfroh an die Rippen jener Menschenkörper und jenes Schiffes! Die Lootsen drängen mit unbegreiflicher Kraft, mit göttlichem Muth und Geschick, an

die Brigg heran, die unstät umher geschleudert wird. Jeder ihrer Augenblicke ist eine Heldenthat. Auf einmal fragt der Capitän wieder: „Lootsen, wo sind wir?“ — „Nahe Helgoland; dreiviertel Meile noch und Ihr werdet auf unsere Dünen getrieben.“ — „Wie viel an Euch?“ — „Fünftausend Mark Banco.“ — Ein Angstschrei des Capitäns: „Seid menschlich, ich kann nicht.“ — „Fünftausend Mark Banco.“ — „Dreitausend!“ — „Fünftausend Mark Banco.“ —

Noch eine Weile dauerte der fürchterliche Markt. Der Amerikaner kannte sein Recht und seine Pflicht; er wußte, wie weit er gehen durfte, und nicht einen Zoll ging er weiter. Die Lootsen wendeten ihre Boote und steuerten zurück; sie wollten ihr Leben selbst taxiren. Auf der Brigg, als die Sprachrohre verstummten, entstand ein entsetzlicher Auflauf! die Passagiere drohten, den Capitän über Bord zu werfen, als er die Unterhandlung abbrach; seine Matrosen stürzten mit gezückten Messern auf ihn ein. „Gebt, was Ihr wollt, Ihr selbst,“ schrie der Verzweifelte, „ich kann nur geben, was ich habe, oder mein Leben!“ Ein Mann entriß ihm das Sprachrohr. Er rief, mit der Lärmkanone vereint, hinter den Inselanern her. Diese kehrten auf der Stelle um. „Nehmt fünftausend Mark,“ so scholl es von der Brigg. — „Nein, Herr, jetzt gilt's das Doppelte,“ entgegnete Andres Siemens. — Geschrei und Verwünschung antworteten ihm. Er blieb ruhig, seine Leute lachten. Die Nacht war voll und schwarz hereingebrochen, und fernher glimmte schon der Leuchtturm und der Düne weißgrauer Nebelstreif. Der Wind sprang um, es blies schärfer aus

West. Peter Klassen gewahrt es zuerst. Er steht auf in seinem Boote und schreit es in seiner Landessprache dem Siemens zu. Frohlockend drehen sich alle Lootsenfähne von der Brigg ab, der Düne entgegen. Das Sprachrohr schallt hinter ihnen her: „Zehntausend Mark, — zwölftausend Mark, — fünfzehntausend Mark!“ — Umsonst. Siemens ruft zurück: „Jetzt seid Ihr uns mit sammt dem Schiff und allem Cargo verfallen. Der Westwind wirft Euch in einer halben Stunde auf unsere Düne.“

Er suchte das Weite mit seiner Schaar. Die Ruderschläge verhallen, die Laternen gehen unter, ach! Die letzten Segens- und Hoffnungs-Sterne der Unglücklichen drüben. Wir werfen über ihre dunklen Todesstunden den Schleier des verhüllenden Mitleids.

Als der Morgen über Helgoland und dem weiten Meere heraufdämmerte, war es geschehen. Trümmer bedeckten den weißen Sand der Düne, Planken, Bretter, Pfähle, Stangen, Ballen, Kisten, Stricke, — und die entsetzlichsten darunter, menschliche Leichen. Was das Meer herangespült hatte, riß es im nächsten Augenblicke auch wieder hinweg. Da waren denn die Helgoländer geschäftig, zu retten und zu bergen. Wie Raben um das gefallene Thier schwärmten sie in ihren kleinen dunklen Booten um das Wrack der Fortuna, welcher tief in dem gefährlichen Uferfande drin saß. Die ganze Nacht hindurch hatten

sie auf der Lauer gelegen, Andres Siemens, Peter Klassen und die Uebrigen. Nun gab es Arbeit vollauf, nicht nur für den heutigen Tag, nein, für eine Woche mindestens. Die Weiber waren mit Lebensmitteln heraufbeordert worden; sie mußten Zelt und Herd aufschlagen auf den Dünen, und die Insel schien wie verlassen und ausgestorben.

Katharina war ebenfalls mit herübergekommen. Sie schritt über das dem schrecklichsten Schlachtfelde vergleichbare Feld, das den Ihrigen nur ein Erntefeld schien. Ihr schauerte, obwohl sie sich der menschlichen Regung in sich wunderte und beinahe schämte. Vor sich hintwandelnd, um nach dem Vater und nach den Brüdern zu suchen, gerieth sie unbemerkt in die sandige Hügelkette, welche als Rückgrat gewisser Massen den weichen, langgestreckten Leib der Düne durchschneidet. Das rothe Röcklein aufgeschürzt, watet sie durch den fußtiefen Sand und das hohe, starre Schilfgras fort. Auf einmal wird sie erschreckt durch ein leises Aechzen zur Seite. Sie eilt darauf hin, sie beugt sich herab, sie erblickt —

Einen Mann, in dem Sande liegend, den sein Blut roth gefärbt hat. Der rechte Arm mußte ihm gebrochen oder hart gequetscht sein, er hing wie ein geknickter Zweig am Kumpfe herab. Sein Gesicht todtenbleich, mit halbgebrochenen Augen und mit feuchtwirrem Haar, wurde von dem grauen Morgenlichte unheimlich angeleuchtet. Die Kleidung schlotterte zerrissen und triefend naß um den Körper, der vielleicht in wenigen Minuten eine Leiche war. Nur ein schwaches Köcheln verrieth das noch ringende Leben. Katharina warf sich erschüttert neben dem

Schiffbrüchigen nieder, sie faßte mit ihrer Hand nach der seinigen, die im Todestampfe sich in den Sand festwühlte und an das Gras klammerte, wie an ein letztes, schwaches Lebensfädlein. Der Puls klopfte noch, aber wie schwach! Des Mädchens Geschrei rief die Anderen herbei, zumeist Weiber und Kinder, welche rathlos in verzagendem Mitleid den Sterbenden umstanden. Katharina, damit nicht zufrieden, wollte helfen, so lange und wo es möglich war. Rasch entschlossen zog sie einige der Ihrigen an sich; es ward ein kurzer Rath gehalten, und darauf beluden sich vier starke, derbe Helgastöchter, mit der Bürde des fremden Körpers und trugen ihn, Katharina sein Haupt in ihrem Schooße haltend, den Hügel hinab nach der allgemeinen Feuer- und Lagerstätte.

Dem Trauerzuge begegnete unten ein zweiter. „Da bringen sie Einen,“ riefen die Schiffer am Strande, und die Weiber vom Hügel herab: „Und wir einen Anderen.“ Jener war kein Fremder, den ein paar Schiffer eben aus dem Kahn huben, vorsichtig und behutsam. Alles lief um ihn zusammen. „Herr Gott, der Jürgen Klassens,“ hieß es. Katharina hatte einen Unbekannten gerettet, indessen ihr Bruder, der Älteste und Tüchtigste, sich tödtlich verletzete bei der Zerstörung des Wracks. Zwei seiner Brüder geleiteten ihn; der Vater und die beiden Anderen konnten nicht abkommen. „Sagt nur der Göre,“ hatte Peter Klassens ihnen anbefohlen, „sie soll gleich mit dem Jungen hinüber, nach Haus und zum Doctor.“ — „So will ich,“ sprach Katharina, still, gefaßt und blaß. „Schafft mir einen Kahn!“ Der Bruder wurde hineingetragen, dann, trotz Geschrei und Zanf, der Fremde.



„Ich hab' ihn gefunden,“ behauptete das Mädchen, „und was geht es Euch an, wenn ich ihn berge?“ Ihre Brüder wollten nicht. Da faßte sie selbst das Ruder, ein paar willige Burschen sprangen nach, und hinüber, von der Düne auf die Insel, schwankte mit seiner traurigen Last das Boot, Katharina zwischen den beiden todtwunden Männern sitzend.

---

Es folgte ein harter, banger Winter auf den Tag, an welchem die Einwohner von Helgoland einen so furchtbaren Gebrauch von ihrem alten Strandrechte gemacht hatten. In der bösen Jahreszeit ist die Insel überhaupt ein schlimmer Aufenthalt. Die fremden Zugvögel sind von dannen geflogen und haben die leeren Nester zurückgelassen; der Trichter am Strande, die Pavillons, das Conversationshaus, die Prachtwohnungen am Falm stehen öde, mit verrammelten Läden und verhangenen Fenstern. Kein Schiff fährt des Weges vorüber; die Gewässer von Helgoland sind im Sommer gefürchtet von allen Seemännern, der vielen verborgenen Klippen und Sandbänke wegen, geschweige denn im Winter, wo fast ununterbrochen ein dichter, grauer Nebelschleier um die Felsen und über der trostlosen Meereswüste hängt. Die Helgoländer sitzen unmuthig und faul in ihren Hütten, plagen ihre Weiber, trinken und fluchen, und nur wenn ein Rudel verirrter Robben oder ein Schwarm nordischer Vögel, Eidergänse und andere, sich zufällig einmal zu

ihnen verlieren, haben sie einen guten Tag, Fang und Jagd, wie sie's lieben. Die alten Lootsen unterrichten den jungen Nachwuchs, wahrlich nicht in sehr humaner Methode; es regnet Prügel und Stöße, und fängt's ein ungelehriger Zögling auf der gefährlichen Probefahrt gar zu links an, so wirft der Meister ihn kurz und gut über Bord und heißt ihn durch die sturmbewegten Wellen hinschwimmen, woher er gekommen.

Nirgends ging es stiller und trauriger zu, als unter Peter Klassens eingeschneitem Dache. Er erschien nur selten noch auf dem Falm bei seinen alten Genossen, seine Söhne und sein Mädchen nie mehr im rothen Wasser zu den festlichen Sonntagstänzen. Sein Haus war hart heimgesucht. Zwei Krankenbetten standen darin, das des Fremden und des Sohnes. Katharina hatte es gegen den ungastlichen und geizigen Sinn der Brüder durchgesetzt, daß Peter den Schiffbrüchigen bei sich aufnahm, beherbergte und pflegte. Sie räumte ihm das eigene Lager und flüchtete in einen dunklen, schmalen Winkel des Bodens. Da betete sie oftmals in stiller Nacht, wenn das Gewimmer des Schmerzes und das Gezänke der Rohheit um sie verstummt war, wenn der Wind die Schindeln und Sparren über ihrem einsamen Haupte schüttelte und das Meer in langen, feierlichen Wogen an die zitternde Schwelle pochte; sie betete zu Gott um Kraft für sich, um Milde für ihre Gefunden, um Genesung für ihre Kranken. Ihr Bruder Jürgen war schwer verletzt am Hinterkopf; ein fallender Balken hatte ihn getroffen, und es mußten täglich neue Splitter aus der bedenklichen Wunde herausgezogen werden. Der starke Mann lag be-

wußtlos, wenige Hoffnung gebend zum Aufkommen. Minder gefährlich war des Fremden Zustand. Der Armbruch würde für sich leicht, wenn auch langsam geheilt sein, allein die Schreckensnacht hatte auf die Natur des jungen Menschen eine so fürchterliche Gesamtwirkung hervorgebracht, sie dergestalt entkräftet und zerrüttet, daß der täglich ab- und zugehende Arzt auch ihn niemals ohne verzagendes Kopfschütteln verließ. Peter sah dumpf und resignirt drein in sein verstörtes Hauswesen; er ließ das Mädchen gewähren. Sie war die Einzige, welche den Muth und das Vertrauen nicht verlor. Ihre Sorge und Pflege theilte sie gewissenhaft zwischen den zwei Bedürftenden, und obendrein lag ihr auch noch die Wirthschaft ob für das Ganze, so klein es nun war. Der Arzt betrachtete mit stummer Bewunderung dies schwache Weib, fast noch ein Kind ihrem Alter nach. Sie trug und leistete Uebermenschliches. Daß ihre Kraft darunter zusammenbrach, daß das helle Strahlen ihrer Augen erlosch und der jungfräuliche Schimmer der Wange von heimlichen Thränen, von Nachtwachen und Tagesfrohdiensten gebleicht ward, wollte sie nicht gewahren und nicht eingestehen. Ihr frommer Sinn erkannte in der Schickung Gottes eine Buße, ihr auferlegt für die Sünden Anderer bei jenem Schiffbruch.

Der Fremde kehrte zuerst in das Bewußtsein und in ein schwach aufglimmendes Leben zurück. Das Fieber und die Krankheit in ihm waren bezwungen; der Rest, die Heilung des zerbrochenen Gliedes, konnte nun ruhiger von Statten gehen. Neugier und feindselige Mißgunst drängten sich gleich um das Lager des Geretteten, hätte

nicht Katharina wie ein Schutzengel über ihm gewacht und gewaltet. Standhaft ließ sie den Vater und die Brüder nicht an ihn herankommen. „Er ist mein Fund,“ war ihr letztes Wort, „und mir sollt Ihr ihn lassen!“ Wohl mußte der Leidende dessen inne werden, je klarer durch die Dämmerungen der Ohnmacht (und des Siechthums sein Auge, das leibliche und das geistige, wieder hindurchbrach. Katharina war der lichte Punkt, um welchen sich die schwachen und vereinzelt Strahlen seines Bewußtseins sammelten; ihrem Blicke begegnete der seine, voll Dankbarkeit, Rührung und Ergebenheit, ihre Gestalt schwebte ihm vor im Wachen und im Träumen. Er kannte sie nicht, wie sie ihn nicht kannte. Getrennt von aller Welt, auf der schwankenden Brücke zwischen Zeit und Ewigkeit, begegneten sich die beiden Seelen. Bald war das Geheimniß unter ihnen gelöst. Eines Abends, als Vater und Brüder aus waren, Niemand in der Hütte, als Katharina mit ihren zwei Pfleglingen, — die Hängelampe flimmerte schwach, und hinter dem Ofen pickte die kleine Wanduhr, — richtete sich der Fremde in seinen Kissen auf. Er hatte geschlafen, lange und erquickend. Leise zog er die blautweiße Gardine an den Ringen zurück: Sein Auge spähetete in dem kleinen Zimmer umher. Drüben, seinem Schmerzenslager gegenüber, schlummerte der Leidensgefährte, unruhig und schwer; seine Athemzüge röchelten grauig durch die Stille. In der Mitte des Gemachs, auf einem alten Lehnstuhle, mit Meergras gepolstert, saß oder lehnte der Engel dieses Tempels, Katharina. Auch sie war, von Ermüdung bewältigt, in leisen Schlaf gesunken. Die fleißigen Hände

waren in den Schooß gefallen, die eine noch den Medicinlöffel festhaltend, in rührender Pflichttreue. Das Gesicht, weit zurückgebogen, wurde von der Lampe magisch verklärt. Die Haare, entfesselt und von ihrer eignen Schwere herabgezogen, flossen lang und weich den Rücken herab, die ganze schöne Gestalt züchtig einhüllend. Athemlos, die Finger der gesunden Hand fest auf das wogende Herz gedrückt, sog der Fremde dies wunderbar süße Bild in tiefen Zügen ein. Ein neues Leben rollte wie Feuer durch seine Adern, seine Stirn war frei, leicht sein Haupt, er fühlte sich genesen. Sachte, wie ein Schatten, glitt er aus seinem Bett heraus und schritt mit wankenden Füßen auf die Schläferin zu. Er knieete vor ihr nieder. Seines Thuns und Wollens nicht mehr mächtig, umschloß er die hingefunkene Gestalt sanft mit seiner Linken und drückte die heißen Lippen auf ihre Hand. Katharina erwachte. Sie schrie erschrocken auf, als sie den zu ihren Füßen knieenden Mann erblickte, und rasch erhob sie sich aus dem Sessel. „Um Gotteswillen, was beginnt Ihr?“ sprach sie mit gepreßter Stimme. — „Ich danke meinem Engel,“ entgegnete er leise und innig, seinen Mund fester auf die entzogene Hand des Mädchens heftend. Ach, diese Hand, nur an Dienstbarkeit und Gehorsam gewöhnt, war noch niemals geküßt worden, und als die erste Flamme der Huldigung und der Zärtlichkeit auf dem reinen, unberührten Altar der Jungfräulichkeit emporloderte, rieselten süße, heilige Schauer über das erwachende Herz. „Nein, nicht so,“ bat sie unter erstickten Thränen, „Ihr thut Euch wehe, ach! und mir auch!“ Sie richtete ihn auf, leitete ihn zurück auf sein Lager

und setzte sich schweigend vor ihm nieder. Eine lange Pause bebte durch das Gemach. Dann aber begann der Fremde von Neuem; er erzählte, anhaltend und zusammenhängend, so daß an seiner vollen Genesung kein Zweifel mehr übrig blieb, er sprach von sich, von seiner Heimath, von seinem Schicksal, er brach von Neuem aus in eine begeisterte Dankbarkeit für seine Retterin, in tausend Schwüre und Gelübde, und als, einige Stunden darauf, der Alte mit seinen Jungen heimkehrte, war der Fremde für Katharina kein Fremder mehr. Sie wußte von ihm, sie kannte ihn, und noch mehr, sie liebte ihn, was sie selbst wußte und nicht kannte. Sie hatte ihn wohl schon lange geliebt, vielleicht von dem Augenblicke an, als er bleich und blutig, ein erbarmenswerthes Bild, im Sande zu ihren Füßen lag. Und je mehr sie für ihn that, je mehr sie für ihn litt, desto mehr liebte sie ihn. Was liebt ein edles Herz inniger und zarter als das, dem es wohlthut?

James Young stammte aus New-York, eines reichen und angesehenen Kaufherrn einziger Sohn. In Geschäften seines Vaters hatte er die Reise nach Europa unternommen. Die Brigg *Fortuna* sollte ihn und einen Theil seiner beweglichen Habe nach Hamburg führen. An den Dünen von Helgoland litt sie grausamen Schiffbruch. James wird, wie alle seine Unglücksgefährten, während der zertrümmerte Kiel im Sande aufläuft, weit hinausgeschleudert in die See und in den Sturm. Ein rüstiger Schwimmer, kämpft er mit dem Muth der Verzweiflung, mit der Ausdauer der Todesangst gegen Wind und Welle, bis ihm an einem Felsenriff der rechte Arm

zerschmettert wird. Besinnungslos und ohnmächtig sinkt er unter, aber ein neuer Wasserwall faßt den Körper und wirft ihn an das nahe Ufer, an die Dünen. Wie lange er gelegen, weiß er nicht. Die Kälte der Nacht und der brennende Schmerz in dem zerschellten Knochen bringen ihn zu sich. Er kriecht in dem tiefen Sande, instinctmäßig, von dem Gestade des Meeres fort, schleppt sich den Hügel hinan und fällt auf's Neue zusammen in dem scharfen, struppigen Riedgras. Dort fand ihn Katharina an jenem Morgen.

So weit des Schiffbrüchigen Geschichte. Wie die des Geretteten und Genesenen verlief, braucht das denn weitläufig entwickelt zu werden? Rasch war auf der Insel das Gerücht herum; der Fremde, den die Katharina Klassen geborgen hat, ist ein Amerikaner, ein New-Yorker, ein reicher Kaufmanns-Sohn. Es dauerte nicht lange, bis hinzugefügt wurde: Und er zieht sich mit der Göre umher. „Na,“ sagten die Dirnen „die hat ein Glück.“ — „Ja,“ meinten die Burschen, „wenn er sie nicht sitzen läßt.“ Solche Worte und ähnliche fielen auch, wenn Peter Klassen und seine Söhne in der Nähe waren, dann gerade am stachelichsten. Sie trugen nicht dazu bei, den Frieden in dem Hause herzustellen. Zumal grämten sich die Männer darüber, daß es mit Jürgen so langsam vorwärts ging; die Wunde wollte sich nicht schließen, der Kranke litt unsäglich, und, was das Schlimmste war, sein Verstand schien gar nicht wieder zu kommen. Er kannte Niemanden, er lallte mehr, als er sprach, und das Auge nahm einen Ausdruck von Stumpfheit und Starrsinn an, der den Arzt selbst entsetzte. Peter härmte sich

um seinen Erstgeborenen, seine Brüder schalten und toben. „Das Mädchen veräümt ihn,“ behaupteten die rohen Gesellen, „ihrem Burschen zu Liebe; der Amerikaner hat uns alles Unheil über die Schwelle gebracht, hätten wir ihn und seine verwünschte Fortuna nie gesehen.“ Katharina hatte nur Thränen gegen solche Vorwürfe und ihr Bewußtsein als stolzen Trost. Auch glitten die Anklagen, die Verdächtigungen, die Geschwätze der kleinen Welt an ihrem Innern ab, wie Wassertropfen an einem klaren, glatten Spiegel. Sie trug eine erste Liebe im Herzen. Was kümmerte sie das Uebrige, Außerliche, Fremde?

Der Winter zog vorüber. James war genesen. Sein Arm warf die schwarze Binde ab, und, wenn auch geschwächt noch, konnte er sich doch rühren und war stark genug, einen Brief nach New-York abzufassen, einen langen Brief, voll Bethuerungen und Bitten an Vater Young. Peter Klassen hätte nun wohl gerne gesehen, wenn der Fremde sein Haus geräumt. Allein Geld besaß er nicht, Papiere zu seiner Legitimation auch nicht, er hatte nur das nackte Leben aus dem Schiffbruch gerettet. Wollte er auch in eines der Gasthäuser auf Helgoland ziehen, oder nach Hamburg schreiben um rasche Hülfe, ja, so stand zu erwarten, daß man ihm erwiderte: Beweise erst die Wahrheit dessen, was Du sagst; da könnte leicht Jeder aus dem Wasser kommen und uns was auf den Hals lügen. Alles das fühlte der junge Mann sehr wohl; ihm war es eine kränkende und drückende Empfindung, einem alten Lootsenmann zur Last zu liegen, scheele Blicke und harte Worte hinnehmen zu müssen, und immer



nur mit Vertröstungen und Versicherungen zahlen zu können. Willig bot er sich zur Hülfe und zu Diensten an, als die gute Jahreszeit allmählich wieder heraufkam, aber sie lachten ihn aus, die Klaffens, wenn er mit dem schwachen Arm ein Ruder führen wollte, und seine Hand, die seine, weiße, zarte, nur an die Feder gewöhnt, erwies sich äußerst ungeschickt zu jeder harten Arbeit. Dem geliebten Mädchen im Hause zur Seite stehen, zur Hand gehen? Nein, sein Stolz sträubte sich dagegen. Ein Mann und Wasser tragen! Ein freier Amerikaner und Holz spalten! Ein reicher Kaufherr und Fische dörren! O Pfui! Katharina erglühte vor Zorn und Widerwillen, wenn er nur mit einer Silbe, mit der leisesten Anspielung nur, auf solche Gedanken und Anerbietungen kam. Sie arbeitete doppelt und dreifach, um nur den Geliebten frei und würdig zu erhalten. Zum Glück für sie und zur großen Erleichterung erhob sich der kranke Bruder auch nach und nach wieder, nicht geheilt freilich, geschweige denn genesen. Seine Sinne blieben fortwährend gefangen und umhüllt. Wie ein Gespenst schlich er in der Hütte umher, die Stirne weiß umwunden und umwickelt, die Hand auf einen Stab gestützt, vor der Zeit gealtert und gebückt. Die Nachbarkinder fürchteten sich vor „dem tollen Jürgen,“ seine Brüder selbst wichen aus. Er kannte keinen Menschen, Vater und Schwester nicht einmal. Nur gegen den Fremden, gleich als ob sich Alles wider ihn empörte, zeigte er einen entschiedenen Haß. James, der sich mit so vieler Bereitwilligkeit an seine Pflege drängte, der ihn hinausführen wollte an den milden und wohlthätigen Strahl der neuen Sonne, er

durste nicht in des Kranken Nähe kommen, sonst fuhr dieser wild empor und gegen ihn an. Alles das traf zusammen, um das Loos des armen Verschlagenen zu verbittern. Hätte er Katharina nicht gehabt und ihre Liebe, er würde von dem Saathorn herunter, wo er oft saß, den Blick sehnsüchtig über das blaue Meer gerichtet, der fernem Heimath zu, in die Wellen gesprungen sein, dem Leid ein Ende zu machen. Aber die Liebe hielt ihn aufrecht und die Hoffnung, — ewige, schöne, starke Stützen jedes Gefallenen! Er zählte halb bang, halb freudig die Tage, bis sein Brief in New-York angekommen sein mußte, und bis des Vaters Antwort eintreffen konnte. Diese Tage wurden immer länger, wärmer, sommerlicher. Der Frühling schien mit goldenen Lichtern an die kahlen Felsenstirnen des Eilandes; schon zogen einzelne, eilige Gäste von fern herbei, und des Meeres Rand schimmerte von Segeln, von kommenden und gehenden. Wie in die Natur kehrte auch in das Menschenherz der Lenz zurück. James und Katharina feierten Stunden, in welchen sie die Erde vergaßen und sich im Himmel wähten. Diese Stunden schlugen ihnen, wenn der Vater und die Söhne hinaus waren auf den Fischfang, zur täglichen Arbeit am Strande, und wann Jürgen schlafend in der Sonne lag oder in seinem Bette. Dann schritten die Liebenden, Hand in Hand, aus der dumpfen Hütte hinweg, in das Oberland hinauf, wandelten um die rothe Kante der Insel und freueten sich über das schöne helle Meer, das unabsehbar vor ihnen sich ausdehnte, mit dem Himmel verschwimmend; — ein Bild ihrer Zukunft, dachten die Glücklichen. James war wieder ganz gesund

und stark geworden; das tägliche Seebad und die reine, prächtige Luft vollendeten, was die Liebe begonnen, seine Heilung. Sein Mädchen sah ihn trunken an, wenn er so schmuck und so heiter vor ihr stand, in der Tracht ihrer Brüder, der Burschen ihres Landes. Sie empfand ihn ganz ihr eigen, ihr hingegeben, und sich ganz sein; nichts könne zwischen sie treten, dachte sie, zwischen zwei ewig vereinte Herzen.

Armes Kind! Du selbst trugst in reiner Hand den Blitz herbei, der Euer junges Glück zerstören sollte, ein Blitz aus heiterem Maihimmel! „Der Brief, der Brief!“ so rief sie athemlos eines Morgens dem vom Bade heimkehrenden Freunde zu und hielt ihm die wichtigen Blätter hoch entgegen. Er erbleichte, wie in schwerer Ahnung. Stumm wog er die leichte Last auf zitternden Fingern, starr blickte er das Siegel an, das, blutroth und fest wie ein geschlossener Schicksalsmund, ihn anschauerte. Katharina sah verwundert auf. „Was ist das?“ rief sie aus. Aber schon war er hinweggeeilt, weit von ihr, auf die entlegenste Felsenspitze der Insel. Dort sank er nieder in das Gras. Er streckte die Arme betend gen Himmel, er weinte empor in die blaue, laue Luft, er lallte Katharina's Namen, und dann —

Das Siegel war erbrochen!

---

Mißtraue den Lippen, auf denen der Honig zu dick aufgetragen ist; ihr Ruß schmeckt wie Galle nach! Miß-

traue den Briefen, deren Eingang eitel Zärtlichkeit und Liebe spricht; ihr Schluß trifft um so härter! —

Mister Young war ein Amerikaner und ein Kaufmann. Das sagt alles. Er pries sich unendlich glücklich, daß der verloren- und todtgeglaubte Sohn, seines Herzens Freude (— und seiner Firma Fortsetzung; stand hier zwischen den Zeilen —) wunderbar gerettet sei und erhalten. Den Segen des Himmels beschwor er hernieder auf die theuren Menschen, welchen er den Erstgeborenen verdanke. „Aber,“ fuhr er in einem neuen Absätze fort, und hier wurde die Handschrift viel fester und geläufiger, „aber was Dein mir beschriebenes Verhältniß zu Katharina Klassen auf Helgoland angeht, so bin ich der zuversichtlichen Ueberzeugung, daß Du selbst, bei gesunder Stimmung und ordentlicher Besonnenheit, wirst erkannt haben, wie unhaltbar dasselbe ist, wie unmöglich dessen Fortsetzung. Es macht Deinem Herzen alle Ehre, daß es an Deine Lebensretterin sich so zärtlich und erkenntlich angeschlossen. Auch glaube ich gern alles Gute und Liebe, was Du, in sehr überspannter Ausdrucksweise, mir von ihr mittheilst. Du wirst gewiß schon bei Empfang Dieses kühler und vernünftiger gestimmt sein und der Erfahrung Deines Vaters Recht geben, welcher Dir mit Vergnügen einen jugendlichen Traum, eine kleine Herzens-Affaire nachsieht, obgleich er selbst an derlei Dinge niemals seine Zeit und Kraft vergeudet hat. Nein, mein theurer James, belohne die guten Leute, insonderheit das Mädchen, so reichlich, als es ihr Verdienst um Dich und unseres Hauses Name erheischt. Ich lege Dir zu dem Ende Creditbriefe, auf unbeschränkte Summen, an unseren

Correspondenten in Hamburg bei. Ziehe, so viel Du bedarfst und magst, alsdann aber säume nicht länger, zurückzukehren, wo Vater und Mutter Dich sehnsüchtigst erwarten, und wo auch das Geschäft Deine Anwesenheit dringend nothwendig macht. Gott segne Dich, mein Sohn. Dein treuer Vater, Henry Young.“

So der Kuß von Galle, so der Schluß voll Härte. Nein, am Rande verkroch sich noch, ganz unkaufmännisch, ein Postscriptum. Derlei Nachzügler sind allzeit gefährlicher, als die Hauptarmee selbst. In ganz kleinen, feinen Buchstaben stand da zu lesen: „Erinnere Dich, daß die Gewährung Deines übereilten Wunsches hinsichtlich ehelicher Verbindung mit Katharina Klassen auf Helgoland meinerseits schon deswegen eine Unmöglichkeit ist, als ich im Einverständnis mit Mistreß Young bereits über Deine Zukunft so gut wie verfügt habe. Du kennst ja die kleine Sophy O'Neal, Deine Spiellkameradin, meines alten Freundes O'Neal in Philadelphia Tochter? Ein allerliebstes Mädchen, gebildet, viel Religion, viel Sitte. Das Haus (O'Neal und Flaherty) ist Dir hinlänglich reputirt. Die Parthie steht gleich, für beide Theile äußerst vortheilhaft. Außerdem kann unser Haus, besonders seit dem beträchtlichen Verlust gelegentlich Deines Schiffbruches, das Haus O'Neal und Flaherty nicht mehr entbehren. Du verstehst mich, mein guter Sohn. Wie sagt die Schrift: Ehre Vater und Mutter, auf daß es Dir wohlgehe und Du lange lebest auf Erden. Betrachte Dich also von dem Augenblicke an, da Du dies liest, als „disengaged there, and as engaged here.“

Dies die letzten Worte des väterlichen Briefes,

welchem ein noch längerer, von der Mutter, einlag, das nämliche Thema, nur in gefühlvollster Molltonart behandelnd. Lange saß, lange las James, ohne zu lesen, ohne zu wissen, was er gelesen, wo er gefessen. Die Sonne brannte senkrecht auf seinen Scheitel, er fühlte es nicht. Die Schatten fielen länger und länger, er gewahrte es nicht. Der Mond ging im Westen auf, groß und lächelnd, und seine Strahlen bauten eine Silberbrücke über das unendliche Meer in den unendlichen Himmel. James saß noch immer auf der Klippe. Plötzlich berührt eine Hand seine Schulter. Er fährt empor. Katharina steht vor ihm. „Mein Freund,“ sagt sie sanft, „was hast Du, wo bleibst Du?“ Keine Antwort. — „James,“ fährt sie fort, „kennst Du Deine Katharina nicht mehr?“ Da fällt er laut schluchzend in ihre Arme und preßt sie heftig an das Herz, welches brechen wollte. Ein Stern schoß im Westen herab von seiner Höhe. Es war der Stern ihrer Liebe und ihres Glückes, der in den Wellen erlosch.

Selbender schritten die beiden Menschen das Gestade entlang. Er erzählte Katharinen alles, alles, alles. Nicht einen Tropfen Wermuth aus dem Kelch, den er geleert, erließ er ihr, sie mußte ihn auskosten, wie er. Des Mannes Liebe ist egoistisch. Katharina hörte ihn schweigend an. Endlich begann sie: „Du bist frei; handle wie Du willst.“ Nicht eine Silbe weiter. Rasch entriß sie sich seiner Hand und eilte von dannen.

James war kein böser Mensch, beileibe nicht; auch weder undankbar noch gefühllos; nur schwach war er, über die Maßen schwach. Es gibt keine gefährlichere

Liebe, als die eines schwachen Mannes. Was das Weib stärkt, schwächt den Mann. Unfähig, im Drang und Kampf des ersten Augenblickes einen Entschluß zu fassen, schob er seine ganze Zukunft resignirend von sich weg, und warf sich, um jeder Kraftanstrengung und jedes Schmerzes nur einstweilen überhoben zu sein, in die Gegenwart hin. Er versuchte, den Brief zu vergessen, zu ignoriren, er bat die Geliebte, den Ihrigen nichts von dessen Ankunft zu sagen, er lebte fort, wie immer. Katharina begriff ihn zuerst nicht, dann sah sie mit dem klaren, scharfen Blick des Weibes nur zu tief in den seichten Grund dieser unmännlichen Seele. Sie schloß die Augen, um sich nicht ihrer Liebe schämen zu müssen.

Mittlerweile sommerte es auf Helgoland. Die Gäste strömten von allen Weltgegenden herbei, Strand und Düne belebten sich. Die Gasthäuser wurden voll, auf den Klippen plapperte es in allen Zungen durcheinander, englisch, französisch, deutsch. James gerieth durch Zufälligkeiten in die Gesellschaft und in die Saison hinein; die Insel ist so klein, daß der Einzelne nicht einzeln bleiben kann, wenn er auch möchte. Er war seltener bei Katharina. Seit langer Zeit dem Reize einer sogenannten guten Unterhaltung und dem Verkehr mit der Welt in französischem Sinne entfremdet, fand er Gefallen daran, wie an etwas Neuem. Heimlich tauchten wohl auch stille Vergleichen in ihm auf zwischen dieser oder jener Miß und zwischen Katharina, zwischen der hübschen Banquierstochter aus Hamburg, die so viele geschmackvolle Negligées auf der Promenade trug, und zwischen

dem armen Bootsenknde, welches nur zwei Röcke besaß, beide roth obendrein. James ward einfilbiger und kürzer, wie es Katharina schon lange geworden. Sein Schicksal und seine Persönlichkeit machten Aufsehen in der Gesellschaft, die sich aufmerksam und zuvorkommend an ihn schloß; man bot ihm Mittel an, Hülfe in Rath und That. Er acceptirte. Er ließ sich auf seinen Brief hin Geld von Hamburg senden, er beschenkte Klassen, Katharina, ihre Brüder, er kleidete sich um, — „seinem Stande gemäß,“ — ach! — und immer fremder, immer ferner trat er dem Mädchen gegenüber. Sie that nichts, sich zu nähern, nichts, ihn zurückzuziehen, sie that gar nichts. Sie litt nur, — unendlich! — Wohl gab es Stunden, wo James auf einmal wieder verändert erschien, wo er an Katharina's Brust flüchtete und mit heiligen Eiden gelobte, seinem Vater die Einwilligung zu ihrem Bündniß abzurufen, oder sich von ihm und von der Heimath entschieden loszusagen. „Ich will hier bleiben,“ rief er begeistert aus, „bei Dir ist meine Stelle, mein Vaterland, mein Himmel. Wir wollen eine Hütte bauen, oben am Falm. Ich werde Schiffer werden, Fischer, Bootse, ein Mann wie Dein Vater, wie Deine Brüder!“ Katharina lächelte schmerzlich. Sie wußte, wie rasch und wie spurlos solche Entschlüsse, die keine waren, sondern nur träumerische Seifenblasen und Dunstwolken, vorüberglitten. Ihr Leben, fühlte sie, war vernichtet.

„Juni, Juli, August; mir ist nichts mehr bewußt.“  
So heißt ein alter höhnischer Kalender-Reim, oder ganz:



Januar, Februar, März —  
Du bist mein liebes Herz.  
April und Mai —  
Ich bin Dir treu.  
Juni, Juli, August —  
Mir ist nichts mehr bewußt.  
September, October, November, December —  
Gottlob, daß ich mich nicht verplempert!

Ende August also war es. Da trat eines Tages Peter Klassen zornig und bleich vor seine Tochter hin: „Weißt Du es denn schon?“ fragte er sie. — „Was, Vater?“ — „Daß er fort will??“ — „Wer?!“ — „Nun, wer anders, als Dein Amerikaner?“ — „Um Gottes willen, Vater, was spricht Ihr da?“ — „Was wahr ist, nichts drunter, nichts drüber.“ — Die Brüder polterten zur Thüre herein, dieselbe Neuigkeit auf den Lippen. „Er hat sich,“ meldeten sie, „heimlich wollen übersetzen lassen, verwichene Nacht, an das Hamburger Dampfschiff. Dem Klaas Doeken bot er zwanzig Mark, dem Hans Keeling gar fünfzig. So ein Schuft!“ — „Bei Nacht und Nebel!“ — „Wie die Rake vom Taubenhause!“ — „Ich schlag' ihm das Hirn ein,“ tobte der Jüngste und griff nach dem breiten Ruder, das an der Wand hing. Jürgen, der Kranke, saß im Lehnstuhl und grinste in den Lärm hinein. Mitten in diese Scene fiel, der sie veranlaßt, James Young. Katharina bebte ihm entgegen: „Sage Du selbst, von Dir will ich es hören; Du hast fliehen wollen? Du von mir? und heimlich?“ Er stand wie vom Blitze getroffen; alles Blut wich aus der geisterbleichen Wange, seine Knie schlotterten. Vergeblich müheten sich die blassen Lippen,

eine Phrase der Entschuldigung zu stammeln. Eine tiefe Stille schauerte durch die Hütte. Peter Klaffen unterbrach sie zuerst: „Ihr habt,“ sagte er kalt und fest, „die Göre in der Deute Mäuler gebracht, nun bringt sie auch wieder heraus. Entweder Ihr heirathet sie morgen am Tage und verlaßt sammt ihr übermorgen diese Schwelle. Oder — Ihr kennt mich und diese vier Burschen hier. Auf Helgoland ist das keine Mode, mit den Töchtern schäkern und die Väter betrügen. Werdet nun fertig mit einander!“ Er winkte den Söhnen und ging mit ihnen, James und Katharina zurücklassend.

Statt die schmerzlich peinlichen Auftritte zwischen ihnen, das Geheimniß zweier unglücklichen Herzen zu belauschen und darzustellen, sei hier vielmehr zur Erklärung eingeschaltet, daß die Insel Helgoland solcher Geschichten schon manche gesehen hat. Es wohnt ein steinreicher Engländer dort, dem es ebenso erging, wie dem Amerikaner; insgleichen ein deutscher Baron. Sie haben sich in ihr Schicksal und in ihre Weiber gefunden, und vielleicht sind sie dabei glücklicher geworden, trotz dem rothen Felsen und dem rothen Rocke, als wenn sie in London eine fashionable Lady oder in Flachsenfingen eine deutsche Kleinstädterin heimgeführt hätten. Novellen dichtet die Liebe in Helgoland nicht, sondern nur Romane mit einem respectablen Schluß. Don Juan wäre auf dem kleinen Eilande schlecht weggekommen, oder besser gesagt: gar nicht. Eine rührende Einigkeit umschlingt, namentlich dem Fremdling gegenüber, alle Kinder dieses zauberhaften Inselreiches. Entrinnen kann ihnen Niemand, so wenig ein Schuldner als ein Anbeter. Die Schiffe vermögen nicht

zu landen wegen des flachen, versandeten Strandes, und so bleibt die einzige Verbindung mit der Außenwelt nur möglich durch die Boote der Helgoländer selbst. Diese nehmen aber keine Seele auf, von der sie nicht wissen, daß sie frei und schuldlos von dannen zieht. Waren also auch die jungen Booten und Schiffsmänner gewaltig aufgebracht gegen ihr schönes Rätthchen, die ihnen den Amerikaner schönöde und spröde vorzog, so ließ sich doch kein Ruder und kein Arm seiner Flucht, selbst um den ungewöhnlichsten Lohn nicht, sobald diese Flucht Eine der Ihrigen mit Schmerz und mit Schmach bedroheten. Wie alles unter den paar hundert Menschen, zusammengedrängt auf den keine Viertelmeile breiten Raum, gleich bekannt und besprochen ist, so verbreitete sich auch die Kunde von des Amerikaners schlechten Absichten im Nu. Nicht ohne Schadenfreude wurde sie dem alten Peter noch warm in das Haus gebracht. Er schloß die Falle zu; die Maus war gefangen.

---

Mit der Nothwendigkeit kam dem jungen Mann auch der Muth und die Entschlossenheit zurück. Andere mußten nur für ihn handeln, sein schwaches Herz in fremden sich wieder- und zurechtfinden. Er versöhnte das tief und tödtlich verletzte Gemüth seines Mädchens durch tausend Schwüre, er zeigte eine so entzückte Bereitwilligkeit, dem Vater zu gehorchen, daß sie trotz ihrem stolzen Widerstreben und Sträuben sich beschwichtigen ließ. Was

glaubte die Liebe nicht, was hoffte sie nicht? Außerdem, Peter Klassen erlaubte ihr nicht viele Bedenken und zarte Rücksichten; die Romantik der Gefühle war ihm fremd, wie ein Blumenfrühling dem starren Felsen seiner Insel. Er räsonnirte kurz und gut: „Er muß Dich heirathen, oder er stirbt von meinen Händen. In beiden Fällen siehe zu, wie Du fertig wirst, ob mit ihm, oder ohne ihn. Du hast gewollt, als ich Dir verbot; wolle nun auch, wo ich befehle. Ich weiß, was meine Ehre heißt, und was Deine. Ich sag' es, Peter Klassen.“ Dagegen war kein Ankommen. Am folgenden Morgen wurden James Young und Katharina Klassen in dem Kirchlein auf Helgoland getraut, und am Abende darauf waren sie schon in Hamburg gelandet.

Von ihrer Ueberfahrt nach New-York, von dem Empfange in Mister Youngs Hause, welche Augen Mistreß Young machte, der unerwarteten Schwiegertochter gegenüber, und wie Mister Young schalt, drohete, fluchte, immer im Andenken an das Haus O'Neal und Flaherty: von allen diesen schönen und natürlichen Dingen nicht ein Wort. Der Zorn der Eltern erreichte seinen Zenith, als im Laufe der Zeit der Sohn ihnen berichtete, wie es mit dem Schiffbruche der Fortuna sich eigentlich ereignet habe; sie haßten in der Fremden nun nicht bloß die Zerförerin eines vortheilhaften Familien-Arrangements, sondern auch eine Räuberin an ihrem Gut und Vermögen. Gehörte sie denn nicht zu den Barbaren, welche das Strandrecht in so unchristliche Anwendung brachten? Daß sie James gerettet, geschützt, geheilt, feinetwegen mit dem Vater und mit den Brüdern sich tödtlich entzweit,

mit ihm und für ihn die Heimath verlassen hatte, — daß sie ihn liebte — — Arme Katharina! Es ward vergessen. Nein, es galt hier nicht einmal etwas. Warst Du denn nicht in Amerika? Nicht bei Mister Young, der reichsten Handelsherren Einem im reichen New-York?!

Gewohnheit überwindet alles. So sagt man wohl. Was bei diesem Ueberwinden aber erst in uns überwunden werden muß, bedenkt man das auch? Mister und Mistreß Young gewöhnten sich an die Schwiegertochter wie an eine Nothwendigkeit. Katharina gewöhnte sich an die neuen Eltern, an die neue Heimath, an die neue Welt wie an eine Unmöglichkeit, das heißt, sie gewöhnte sich gar nicht, so wenig an die seidnen Gewänder, die sie statt des rothen Rockes von Helgoland anlegen mußte, als an das große, steinerne, kalte Haus, worin sie von ihrem Dachkämmerlein träumte, von dem Boden voll getrockneter Fische, von dem Plätzlein am Strande, wo sie Wäsche aufhing. James war der Glücklichste, weil er, als der Schwächste, sich am leichtesten gewöhnte. Der Glücklichste sein, ist nicht einerlei mit glücklich sein. Viel fehlte daran. Auch an ihm nagte etwas, wie geheime Reue, wie frühe Sättigung, wie krankhafter Lebensüberdruß. Seine Natur erlag solchen stäten Angriffen, er siechte viel, so jung er war. Der einzige Trost und die einzige Freude dem ganzen Hause, wuchs ein Töchterlein dem jungen Ehepaar empor, Fanny geheißen, ein liebes, engelshönes Kind. Da es drei Jahre zählte, vermochte die Mutter nicht länger den Bitten des erweichten Vaters drüben und ihrem eigenen, heftig mahnenden Heimweh zu widerstehen: sie mußte nach Helgoland hinüber, ihr

Kind zeigen, wo möglich (so sprach es tief und leise in ihrer wunden Brust), wo möglich sterben in dem engen Gemach, wo er sterbend gelegen. Zagsam und zweifelnd vertraute sie erst dem Gemahl, dann den Eltern ihren Wunsch; aber sie wunderte sich nicht wenig, sie grämte sich beinahe, als er so leicht gewährt wurde. Man rüstete sie reichlich zur Reise aus, gab ihr eine Magd zum Schutze mit und hieß sie in Gottes Namen ziehen. James geleitete sie an Bord des Dampfschiffes, das sie nach Europa führen sollte; als sie ihm zum Abschiede noch einmal nachwinken wollte, war er verschwunden, und sie flog weinend dahin, ihr lächelndes Kind auf dem Schooße.

Ihre Fahrt war glücklich, glücklicher noch ihr Weilen. Vier Wochen freilich nur hatte ihr der Gatte erlaubt, doch sie genügten, sie mit dem alternden Vater auszuführen, das Grab des erlösten Bruders Jürgen aufzusuchen, jede Stätte fromm zu grüßen, wo sie ein Kind gewesen war, ehe sie ihn kannte, den immer und ewig, treu und warm Geliebten. Ihr Herz ging ihr auf, als sie den rothen Rock und den schwarzen Goldstaldock, in sicherer Truhe geborgen, wieder auspacken konnte, wieder anlegen, wieder am engen Familienherde stehen und auf der großen Treppe und auf den weißen Dünen. Wie eine weiche Mutterbrust nahm der starre Felsen die heimgekehrte Tochter auf, wie Muttersegen umwehete sie der erquickende Hauch der See. Die geknickte Blume ihres schönen Hauptes richtete sich neu empor, und in ihrer Seele schlossen sich sanft und wohlthätig alle Wunden, alte und neue.

Als, nur zu rasch für das arme Mädchen von

Helgoland, die ihrem Besuch vergönnte Frist verstrichen war, da schied sie mit der Ueberzeugung, den Vater und das Vaterland zum letzten Male begrüßt zu haben. Mit diesem schweren Schmerz im Busen ging sie der Fremde, welche ihr keine Heimath werden wollte, und der Zukunft, die keinen Ersatz für die Vergangenheit verhieß, gefaßt und still entgegen. „Ich wandle die Wege meiner Pflicht,“ das waren ihre letzten Worte, da wir, sie und ich, am Baumhause zu Hamburg uns trennten, „und da ist Gott überall und alle Zeit mit mir! Sei er es auch mit Ihnen, mein Freund!“ Ich küßte ihre Hand mit Ehrfurcht und ihres Kindes Locken mit zärtlicher Rührung. Ein Gruß noch, ein Wink, ein Blick, — und sie war verschwunden.

Zwei Jahre zogen vorüber; ein kurzer Hauch nur der Ewigkeit, und doch, wie kann er den Menschen umherwirbeln, ein welches Blatt im Herbstwinde! Auch mich Unstäten hatten sie gefaßt und von Scholle zu Scholle geworfen, über Berg und Thal, über Ströme und Meer, diese zwei kurzen Jahre. Ich rastete und überwinterte in Paris. Eines Abends schritt ich, aus der großen Oper heimkommend, die Boulevarts entlang. Ich hatte „Giselle“ gesehen, das poetischste aller poetischen Ballets. Mein Herz war voll, nicht von der fremden Tänzerin sowohl, als von dem, was sie gesprungen. Die Decoration des ersten Actes trug mit täuschender Treue an die Ufer des Rheines, des geliebten deutschen Flusses; Winzer und Winzerinnen führten den ländlichen Reigen auf, Pistolenhüfse knallten, grüne Römer blinkten; — o Gott, mir war eine selige Sekunde lang, als stünde ich

auf Johannisberg, vor Rüdelsheim, in Bingen zur Zeit des schönsten Festes, das der schönste aller Erdenstriche, der Rheingau, feiert. Die Bezauberung endete mit dem letzten Geigenstrich. Der Vorhang fiel, ich schlich aus dem Hause voll Pracht und Schimmer hinaus in die frostige, naßkalte Novembernaut. Trotz der späten Stunde webte und lebte es noch auf der langen Reihe der Boulevards; Wagen rasselten, die Laternen glimmten in unabsehbarer Perspective wie rothe Feuerfunken durch die Nebel, Fußgänger aller Art strichen plaudernd und lachend, seufzend und bettelnd, auf den breiten Asphalt-Trottoirs vorüber, Karren mit Orangen, Tragöfen mit Kastanien, Blechkannen voll Limonade wurden ausgeläutet und ausgeschrien. Meine Seele war nicht bei diesem Lärm, nicht unter den tageshellen Gaslichtern der Kaffeehäuser und Restaurationen, nicht unter den nachtdunkeln und herbstlichkahlen Aesten der Bäume, sie war daheim, daheim, in einem verlorenen Paradiese, bei geliebten Todten.

Wo es abgeht vom Boulevard Mont-Martre in die Straße desselben Namens, blieb ich rastend eine Minute stehen. Ich wartete auf den Omnibus, der mich nach Hause bringen sollte, eine tüchtige Stunde Weges, jenseits der Seine, für sechs ganze Sous. Eine Frau ging, an der Hand ein Kind führend, an der Ecke bei mir vorüber. Sie sprach deutsch. Allein nicht das war es, was meine Aufmerksamkeit erregte; der Ton der Muttersprache traf mich so häufig in der fremden Stadt, daß er kaum noch überraschte. Nein, die Stimme klang mir bekannt an. Laufend folgte ich einige Schritte. Das Weib ließ



ihr Kind Verse auffagen, deutsche Verse. Die jungen Lippen flüfterten bang und stockend:

„Befiehl Du Deine Wege  
Und Alles, was Dich kränkt,  
Der treuen Vaterpflege . . . .“

Hier unterbrach sich das Mägdlein. „Mutter,“ sagte sie, „der Vater ist ja todt, sprichst Du?“ — „Mein Kind, dieser Vater stirbt nie. Sage nur weiter auf.“ —

„Dess', der den Erdkreis lenkt“ —

„Nein, Mutter, mich hungert so, und es friert mich, da hab' ich's vergessen.“ — Die Frau zuckte zusammen; dumpf und mehr in sich hinein als zu der Kleinen, schloß sie die fromme Strophe unseres vielliebten Paul Gerhard:

„Er, der den Wolf' und Winden  
Vorzeichnet ihre Bahn,  
Er wird auch Wege finden,  
Die Dein Fuß wandeln kann.“

Aber des Kindes Fuß strauchelte in demselben Augenblick. Ein Vorübereilender hatte es unsanft berührt, es glitt auf dem schlüpfrigen Steine aus und fiel. Der Franzosekehrte sich höflich um; er und ich, wir bückten uns zu derselben Zeit, das weinende Mädchen aufzuheben. Die Mutter dankte, ich sah ihr näher in die Augen, mein Gedächtniß ging mir auf, — es war die Helgoländerin, Katharina Young, Katharina Klassen war es. Ein Ausruf der Verwunderung, des Schreckens entfuhr mir, dann ihr Name. Sie stutzte. Ein Wort von mir, eine Erinnerung, und wir hatten uns wiedererkannt, wiedergefunden. Ich

that, als bemerkte ich die Veränderung ihrer Züge so wenig als die ihrer Erscheinung; aber es schnitt mir wie tausend Messer in das Herz, wenn ich das dünne Fähnlein heimlich ansah, womit sie sich gepuzt hatte, und dabei an Fanny's Worte dachte: „Mutter, mich hungert so, und es friert mich.“

Was mußte hier vorgegangen sehn?

Einfach Folgendes, was sie mir nicht lange verschwieg: Katharina war Wittwe, James schon vor einem Jahre gestorben. Sie hatte es nach seinem Tode nicht mehr im Hause Youngs ausgehalten. Die Schwiegereltern, welche nicht undeutlich zu verstehen gaben, daß sie den Verlust ihres Einzigen ihr, dem Kummer um die Verbindung mit ihr und den Nachwehen des Schiffbruches zuschrieben, legten ihrer Absicht, New-York zu verlassen und auf Helgoland zurückzukehren, gar wenig in den Weg. Katharina wußte von ihren Rechten nichts; sie kannte nur Pflichten. So geschah es, daß sie, ganz allein stehend, ohne Rath und ohne Hülfe in der ganz fremden Welt, von New-York abzog, ohne ihr Verhältniß zu Mister Young förmlich geordnet zu haben. Sie nahm mit, was an beweglicher Habe ihr eigen war, und außerdem einen Wechsel auf sechstausend Franken, auf ein Pariser Haus gestellt. „Die gleiche Summa,“ versicherte Mister Young sehr edelmüthig, „werden Sie alle Semester bei unserem Correspondenten in Hamburg auf uns entnehmen, laut oder ohne Bericht. Wir wollen nicht, daß es unserer Enkelin in irgend etwas mangle. Erziehen Sie sie in der Furcht Gottes, in Zucht und in Ehren. Wenn Fanny ihr vierzehntes Jahr wird zurückgelegt haben, will ich,

daß sie zu uns zurückkehre.“ — „Natürlich mit Ihnen,“ fügte Mistreß Young hinzu. Katharina neigte gehorsam das Haupt und schied. Sie landete in Havre. Von da begab sie sich nach Paris, ihren Wechsel zu realisiren. Sie meldet sich in dem großen Comptoir, man weist sie von einem Gitterfenster an das andere, von einem Pult an das andere, bis ihr zuletzt ein grimmiger Mensch, hinter Büchern und Geldrollen hervor, zuschnauzt, nachdem er das kleine Blatt lange durch seine Brille angestarrt: „Kann nicht gezahlt werden, fehlt ja die Signatur.“ Katharina weiß nicht, was das heißt: sie fragt und forscht ängstlich, da wirft der Grimmige das Gitter vor seinem Käfige zu, murrte etwas von escroquerie zwischen den Zähnen und entfernt sich, einen blanken Haufen Fünffrankenstücke mit unbegreiflicher Geschwindigkeit durch die krummen Finger der Rechten rollen lassend.

Hatte Mister Young sich einen großen Geschäftsfehler zu Schulden kommen lassen, er, der große Geschäftsmann, oder nur einen kleinen Betrug an seines Sohnes Weib und Kind? Katharina glaubte jenes, ich — nun, ich glaube schon seit geraumer Zeit gar nichts mehr. Wahrheit und traurige Wahrheit blieb es, daß sie in Paris saß, in der Stadt von einer Million Menschen, ohne einen Einzigen von dieser Million zu kennen, entblößt von allen Mitteln der Existenz, krank am Leibe, kränker noch am Herzen. Sie erholt sich Kath's bei ihrer Wirthin, einer erfahrenen, gutmüthigen Frau. Die weist sie an den amerikanischen Consul, weil sie doch aus New-York eigentlich stamme, der weist sie an den englischen Consul,

weil sie nicht aus New-York, sondern doch aus Helgoland eigentlich stamme, und der englische Consul weist sie erst ab, und dann zum Teufel. Katharina weinte und schloß ihr Kind an's Herz, dem sie Paul Gerhard's Lied auf der langen Seefahrt beigebracht hatte. Sie schrieb an Mister Young in New-York und an Peter Klassen in Helgoland. Aber New-York ist sehr weit von Paris, und es kam keine Antwort von da. Von Helgoland dagegen kam binnen wenig Tagen ihr eigener Brief zurück, auf dessen Rückseite ein Wort stand: todt. Katharina stürzte mit dem Brief hinaus. Der Pont-Neuf war nahe; sie stand an der steinernen Balustrade der Riesenbrücke, zu Füßen des guten Königs Heinrich, ihr Auge starrte gierig in die graugelbe Tiefe, ihr Fuß zuckte, da faßte sie eine kleine Hand am Rode, und Fanny, welche der Mutter nachgelaufen war, lachte, durch Thränen lächelnd, mit kindlicher Angst und Liebe zu ihr empor blickend: „Mutter, befehl Du Deine Wege und alles, was Dich kränkt, der treuen Vaterpflege dess', der den Erdkreis lenkt!“ Das Kind verstand nicht, was es sagte; aber die Mutter verstand es.

„Halten Sie ein,“ rief ich aus. „Sein Sie ruhig, arme, liebe Freundin; Sie sind gerettet.“

Nahе dem Boulevard der Italiener liegt das Café Lepelletier, ein beliebtes und sehr bequemes Haus, so recht im Mittelpunkte des eigentlichen Paris gelegen, wie gemacht für Rendezvous, Dominopartien und Verdauungsstündlein. Im Hofe vor der Thüre winkt eine Bronze-Statue der Göttin Flora, welche im Sommer Blumen

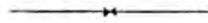
auf dem Kopf trägt und im Winter ein Gaslicht. Dort, unter Flora's Schutze, im Erdgeschoß, in kleinen, lauschigen Zimmern, auf rothen Divans versammeln sich Abends nach Tische, oder auch nach dem Schauspiel, deutsche Landsleute in guter Anzahl, Gäste am fremden Herd, die aber noch Alle, Alle an der Heimath hängen mit reuiger Liebe und sehnsuchtsvoller Hoffnung. Da wird deutsch gesprochen, deutsch gelacht, deutsch geraucht, oft auch deutsch geträumt und zuweilen deutsch getrunken und deutsch gesungen. Franzosen verlieren sich nicht viele hieher, durchaus nicht aus Abneigung gegen das deutsche Häuflein, nein, nur in einer stillschweigenden Concession. Wohin Du blickst, nur blonde Haare, blaue Augen, altgermanische Rothbärte, wohin Du hörst, deutsche Worte in Scherz und Ernst, wohin Du fühlst, deutsche Herzen, die dem Deinen freundlich entgegen schlagen. In das Café Lepelletier führte ich die Helgoländerin, sie einstweilen der Obhut der Dame vom Hause übergebend. Ich trat in das Gastzimmer. „Guten Abend,“ scholl es aus dem Rauche auf mich zu, und von einer anderen Seite: „Ei, du kommst spät heute!“ — „Ich komme auch nicht allein,“ entgegnete ich, „ich bringe eine Landsmännin mit.“ — „Wo denn, wen denn?“ — „Ist sie hübsch?“ — „Ist sie jung?“ — „Sie ist unglücklich, Freunde!“ — Dieses Wort verfehlt seinen Weg an diese Gemüther nie. Ich erzählte kurz, hart, mit fliegendem Athem, mit gerötheter Stirn. Schweigend hörten mich Alle an. Als ich geschlossen, sprangen Einige auf, meinen Schützling zu holen und der Älteste unseres kleinen Kreises sprach ernst

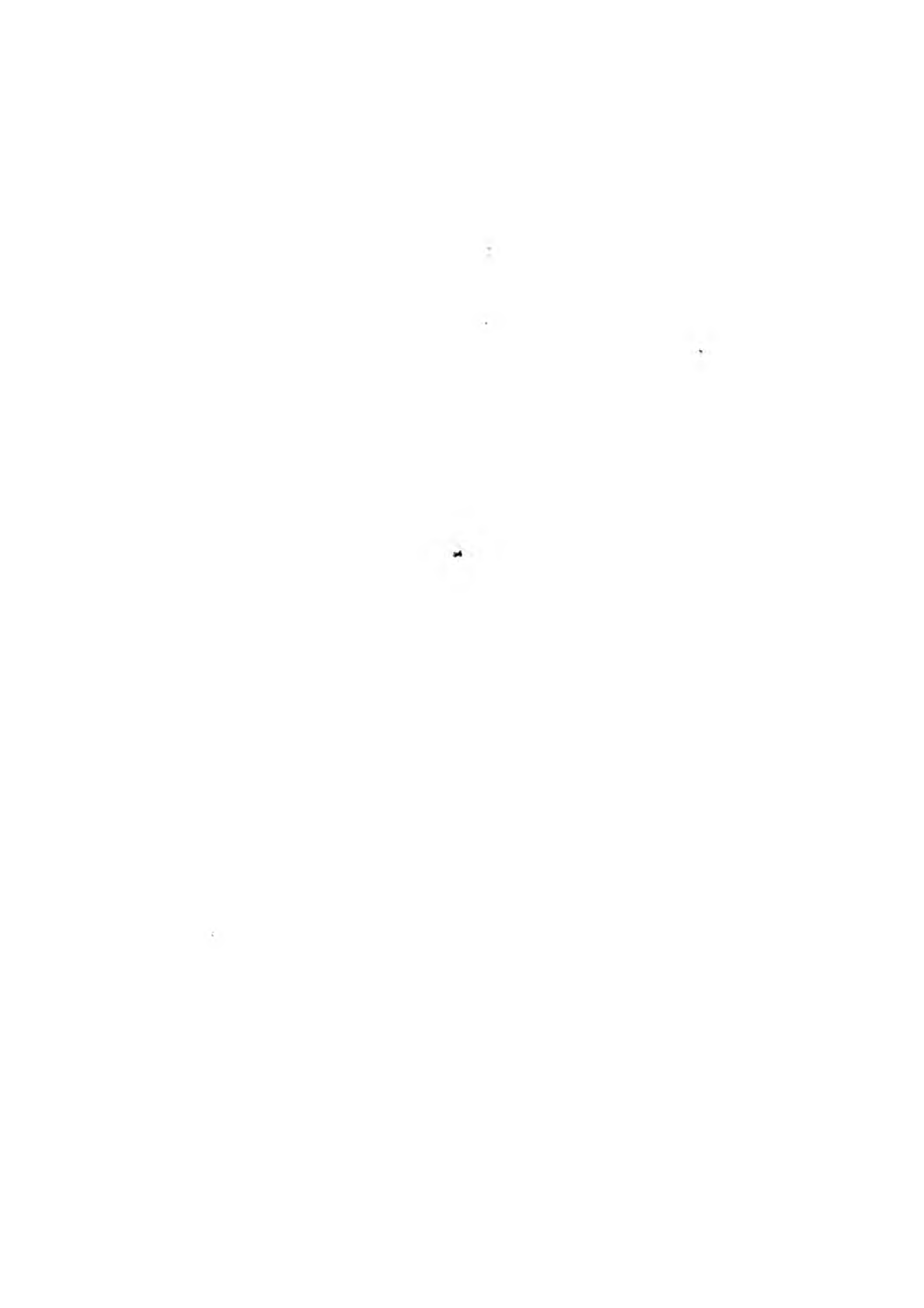
und laut: „Du hast Recht, der Frau muß geholfen werden.“

Im Triumphe führten wir die dankbar und innig Weinende nach ihrer bescheidenen Zufluchtsstätte; ich trug Fanny, meine alte Freundin vom Dampfschiff, her, die mich nicht erkannte und doch lieb hatte, die kleinen Aermlein fest um meinen Hals klammernd. Es ward noch in dieser Nacht für das Nächste und Nothwendigste gesorgt, und acht Tage darauf befand sie sich schon auf dem Wege nach Havre de Grace, von wo ein Dampfschiff in kurzer Zeit sie nach Hamburg und auf ihr heimisches Inseland führte. Dorthin verlangte sie, nach dem Grabe des Vaters, an dessen Seite sie auch das ihre bald zu finden hoffte. Guter Gott, viel konnten wir nicht für sie thun, viel ihr nicht geben; wir waren Alle insgesammt selber arm, vom Tage in den Tag lebend, von unserer Hände oder unserer Köpfe Arbeit! Aber wir schafften sie, wohin sie wollte, und sie schrieb mir gleich nach ihrer Ankunft, so dankbar und so treu, daß sie nun geborgen sei, im Hafen gelandet, den sie nicht wieder verlassen werde, daß ihre Brüder sie freundlich angenommen haben, und der Gouverneur ihr Recht vertreten wolle dem Mister Young gegenüber. Unten an dem Briefe stand, in langen, unregelmäßigen Zügen, von des Kindes Hand in der der Mutter gemalt: „Fanny grüßt ihren liebsten Bruder!“

Das ist das Letzte, was ich von dem Mädchen von Helgoland weiß und besitze. Tag und Nacht sind seitdem oft wieder an mir vorbeigegangen, Städte, Länder

und Menschen mit ihnen, sie nicht. Lebt sie noch? Blieb sie auf dem rothen Felsen sitzen?kehrte sie nach Amerika zurück? Fand sie, was sie am sehnlichsten suchte? Nun, dann mögen diese Blätter mit dem Herbstlaub über ihr Grab lauschen, und Friede ihrem Andenken!







**Franz Dingelstedt's**  
**Sämmtliche Werke.**

---

Erste Gesamt-Ausgabe in 12 Bänden.

---

Erste Abtheilung:  
**Erzählende Dichtungen.**

---

Zweiter Band:  
**Künstler-Geschichten.**



**Berlin.**  
Verlag von Gebrüder Paetel.  
1877.

# Künstler-Geschichten.

von

Franz Dingelstedt.



Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

1877.

*1e 2. c. 1877.*

Alle Rechte vorbehalten.

## Inhalts-Verzeichniß.

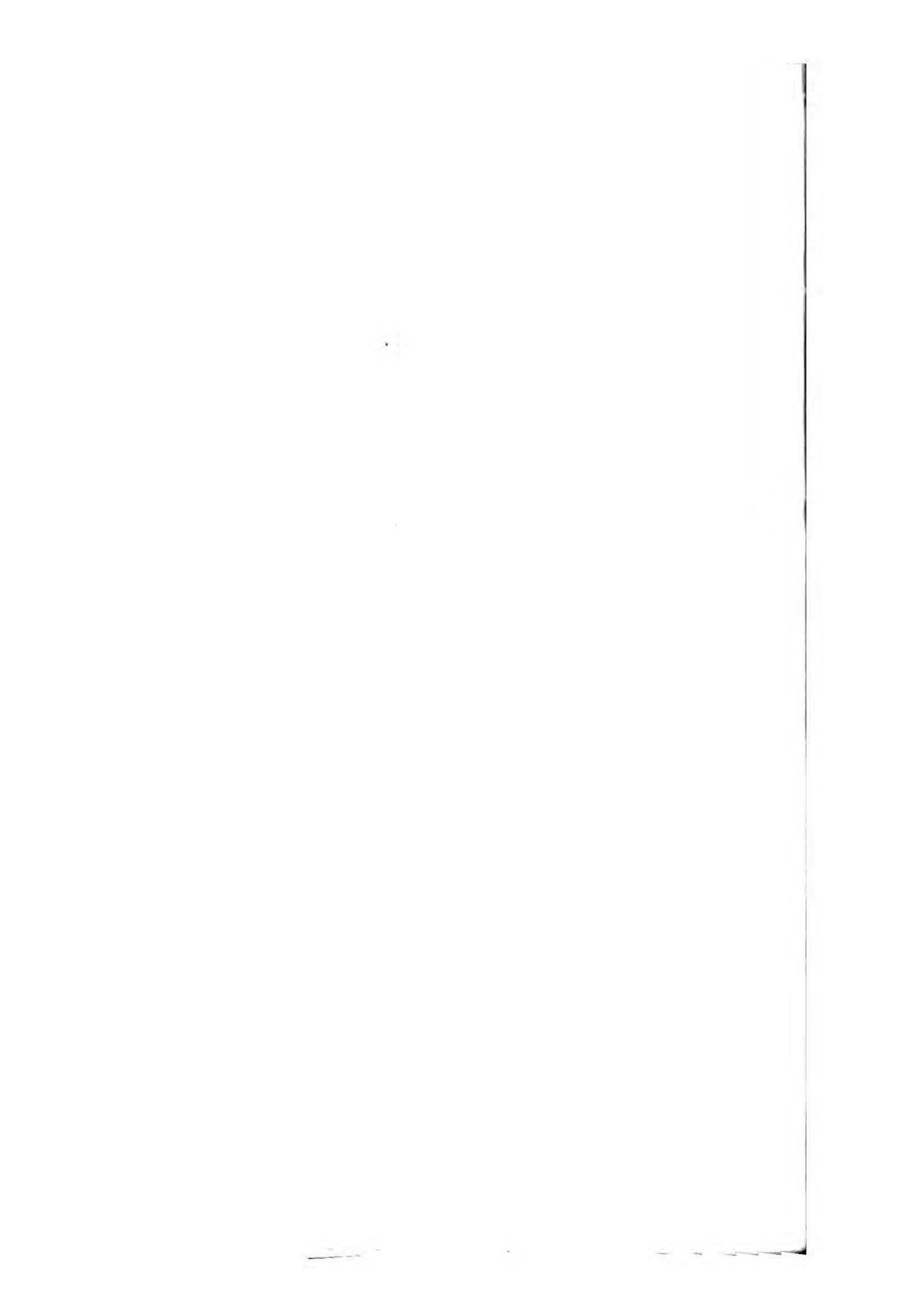
---

	Seite
1. Der Schmied von Antwerpen . . .	1
2. Ein armer Poet . . . . .	39
3. Ein reicher Poet . . . . .	81
4. Lorbeer und Myrthe . . . . .	153
5. Vier Jahres-Beiten . . . . .	213
6. Deutsche Nächte in Paris . . .	269

---



# Der Schmied von Antwerpen.



„Mutter,“ sagte er und schlug auf den Tisch, daß die irdenen Teller erschrocken aufhüpften, „Mutter, wenn ich ihn da hätte, seht, so wollte ich ihn aufspießen, ihm die Haut abziehen, ihn verzehren mit Stumpf und Stiel!“ — „Verzeih Dir Gott die Sünde! aber er hat ja keinen Stiel, und mit Haut und Haar kannst Du ihn auch nicht verzehren, denn er trägt eine Perücke!“

Des jungen Mannes Zorn begnügte sich inzwischen auch damit, alles, was dem Feinde in figura zugebacht war, in natura auszuführen an dem Stockfisch mit Erdäpfeln, welcher vor ihm stand. Den spießte er auf, dem zog er die Haut ab, den verschlang er mit Stumpf und Stiel. Die Alte ihm gegenüber sah ihm mit andächtig gefalteten Händen zu, und als nichts auf Teller und Schüssel mehr übrig war, als ein Chaos von Schalen und Gräten, sagte sie, den Tisch mit ihrer Schürze sorgfältig abwischend, damit der Sohn die abgeschabten Ärmel des Sammtrocks nicht noch mehr abschabe: „Nun erzähle, Rafael, aber hübsch in der Ordnung, nicht so wüß, so verworren, wie Du pflegst.“

Der junge Mann sprang auf, rannte mit sechs Schritten durch das Kämmerlein, ballte die Fäuste, warf



großende Blicke an die Stubendecke, kurz er betrug sich, wie eine rechtschaffene Verzweiflung sich eben betragen muß. „Heute Morgen,“ so begann er mit hohler Stimme, „als ich von Eurem Kaffee weg (beiläufig gesagt, er war matt, Mutter, noch matter als gewöhnlich, und wenig geeignet, eine Phantasie zu inspiriren), als ich von diesem matten Kaffee weg in die Loge eilte, denkt Euch mein Entsetzen, das Entsetzen meiner Freunde, die mir auf dem Hofe schon händeringend entgegen kamen, weil der Bedell ihnen erzählt hatte und mir wiederholte, Seine Gestrengen, der Herr Bürgermeister wolle uns kein weibliches Modell gestatten; es ginge gegen die Sittlichkeit und den Anstand, soll er geäußert haben. Ich bitt' Euch, Mutter, Sittlichkeit in der Kunst, Anstand in einem Atelier! Wie abgeschmackt, wie durchaus altmodisch!“

Die Mutter schüttelte den Kopf und entgegnete seufzend: „Ich weiß denn doch nicht, ob Seine Gestrengen hiebei so ganz im Unrecht; mir ist der Verkehr mit den Weibsbildern unter dem jungen Malervolke immerdar anstößig gewesen, und wenn ich meinen Rafael nicht so genau kannte . . .“ — „Laßt das, Mutter, Ihr versteht das nicht. Unmuthig und ergrimmt traten wir nach langem Hin- und Widerreden an unsere Staffeleien; die Thüre hinter uns wurde verschlossen, und da standen wir vor unsern Cartons, ohne Stimmung, ohne Anregung, alle fünf obendrein, wie wir einander lachend gestanden, so gut wie nüchternen Magens. Ei, Mutter, in solch' einer Lage, ohne Modell, mag der Henker ein Maler sein, aber ich nicht. Ich wünschte Pinsel, Palette, den Bürgermeister und mich selbst, ich glaube sogar die ganze heilige

Kunst zum Teufel, so zornig war ich.“ — „Zu spät, zu spät! Meine Worte, Sohn, meine Worte! Wie oft hab' ich dasselbe gesagt, als es noch Zeit war? Damals wolltest du nicht hören; jetzt mußt du fühlen: das alte Sprichwort!“

Rafael warf sich malerisch in einen Sessel, welcher, so effectvoll und anmuthig diese Bewegung auch ausgeführt ward, dennoch bedenklich dazu krachte. „Das Talent,“ so murmelte er in seinen geistreichen Bart hinein, „das Talent geht überall und zu allen Zeiten erst durch eine Schule von Kämpfen und Widertwärtigkeiten zur Meisterschaft. Es mag Dir, mein großer Ahnherr und mein Vorbild, ungefähr eben so zu Muth gewesen sein, wie mir in diesem Augenblicke, als du, göttlicher Gedanken voll, an dem gemeinen Ambos standest und mit kräftigem Hammerschlage aus dem glühenden Eisen vor Dir, aus dem glühenden Herzen in Dir sprühende Funken locktest. O Quintin Messis!“

Die Mutter schlich während dieses poetischen Selbstgesprächs unzufrieden und in sich gefehrt in dem kleinen Gemache umher, hier säubernd, dort aufräumend, was der Genius des Sohnes genial verunreinigt und zerstört hatte. So oft ihr Auge auf eine der vielen, mit Kohle auf die weiße Wand gestrichenen Gestalten und Gruppen fiel, konnte sie sich eines unwilligen, unzufriedenen Blickes auf den artistischen Sohn nicht enthalten. Dieser aber saß in sich versunken und kopfhängend da, ohne sich um das Treiben der Mutter weiter zu kümmern. Erst nach einer langen Pause hob er wiederum an: „Ihr wißt noch nicht alles, Mutter. Hört mich zu Ende. Nicht genug,

daß uns das weibliche Modell versagt wurde, passirte uns auch mit dem männlichen, das zum Heiligen stehen sollte, heute ein neues Malheur. Es schlug eils, es schlug zwölf, kein Modell ließ sich sehen; wir krikelten Fragen und Carricaturen auf die Leinwand, Jaen und Peter balgten sich im Saale umher, Keiner that etwas Ordentliches, weil wir Alle auf das Modell warteten. Um ein Uhr tritt der Bedell zu uns herein und meldet, es sei unten, aber in einem nichts weniger als heiligen Zustande. Herein mit ihm! hieß es; nein, hinunter zu ihm, meinten Andere. Wir stürzen fort, die Treppen hinab, und richtig: auf der untersten Stufe liegt das Modell, aber betrunken, Mutter, betrunken, sag' ich Euch, wie ein deutscher Student. Ihn aufpacken, Jaen unter einem Arm, ich unter dem andern, ihn hinaufzerren, auf das Postament stellen, war das Werk einer halben Stunde. Der Kerl schlug mit Händen und Füßen aus, fluchte und schnitt die abscheulichsten Gesichter. Keine Minute lang hielt er still: sollt' er sitzen, fiel er der Länge nach auf die Erde, sollt' er stehen, brach er in den Knien zusammen. Mitten in den Lärm — der fehlte jaust noch — trat zu unserem Entsetzen Niemand anders als der Herr Bürgermeister, runzelte die Stirn wie ein Bürgermeister von Michel Angelo und hielt eine Rede, eine Rede, Mutter, so schlecht, daß sie alle Tage könnte gedruckt werden. Erst schalt er auf das Modell, und als dieses mit Grobheiten replicirte, mußte es der Bedell zur Thüre hinaus werfen. Dann kam er an uns, sprach von jugendlichem Leichtsinne, von Entweihung des Kunsttempels, was weiß ich, wovon sonst noch, und zum Schlusse schickte er uns hinter unserm

Modell drein, mit dem Bedeuten, so wir uns nicht bald besserten und ernstlich an's Werk gingen, würde er die Loge schließen lassen."

„Herr Gott im Himmel! und Dein schöner Carton und Dein Reisestipendium! Aber Rafael, das ist ja nicht möglich, da müßt' es ja keine Gerechtigkeit mehr geben im Himmel und auf Erden!“ — „Glaubt an mich, Mutter, und an mein Talent! Sind wir nicht Nachkommen des großen Quintin Messis? Seid nur ruhig und haltet für heute Abend den Rest des Stockfisches bereit; jetzt gehe ich zu Reginen hinüber; behüt' Euch Gott Mutter!“

2.

Aber schön war er, als er den Ryke Hoek entlang und hernach am Plantin Kaei hinunterschritt, so schön, daß die Dienstmägde auf der Gasse stehen blieben und die breiten flämischen Gesichter neugierig nach ihm umkehrten. Von Michel Angelo hatte er die hohe, gewölbte, ernste Stirn, von van Dyk den heitern, hellen Blick des Auges, von Murillo der Wangen dunkeln Schmelz, von Gerard Dowe des Mundes Lächeln; sein Antlitz war eine Zusammenstellung von Studien, nach den Köpfen aller großer Meister gemalt. Und der Bart erst, der Bart, der dunkle Rahmen um das lichtvolle Porträt, eine wahre Vereinigung der sämtlichen Kunstschulen, vom ältesten Italien bis zum jüngsten Frankreich! Es liegt etwas Tiefes und Bedeutsames in diesen wild und wirr durch einander wachsenden Schnurr-, Zwickel-, Wangen-, Hals- und

Kinnbärten, und wie der alte Simson dem tieffinnigen orientalischen Mythos zufolge alle Kraft in den Haaren des Hauptes hatte, so steckt bei unserer jungen Künstlergeneration, bei Dichtern, Malern und Musikern, alles Talent in den Haaren des Gesichts. Schickt nach Rom, nach Paris, nach Brüssel, nach Wien, nach Berlin, nach München, nach Düsseldorf einen absoluten Barbier, und Ihr werdet bald statt große Künstler gewöhnliche Menschenkinder, glatt und zufrieden, unter Euch umherwandeln sehen.

Antwerpen gegenüber, von der Stadt getrennt durch die breit und majestätisch dahinrollende Schelde, liegen ein paar zerstreute Häuser und Gehöfte, dicht an das linke Ufer des Stromes geworfen. Man heißt sie zusammen la Tête de Flandres; der Anfang einer großen und festen Idee, welche gleich so vielen ihrer Schwestern schon in der Wiege starb und nur durch die leere, stehen gebliebene Hülse eine Spur ihres Daseins zurückließ. Napoleon wollte hier, so erzählen die Niederländer, eine eigene Stadt anlegen, der älteren gegenüber eine gefährliche Nebenbuhlerin. Sie ist kaum der Erde entwachsen, allein dessen ungeachtet verfällt und verödet die Stadt da drüben von Tage zu Tage mehr. Zwischen Antwerpen und der Tête de Flandres geht allstündlich zweimal ein kleines Dampfboot, eine bequeme Verbindung für Menschen und Waaren. Dieses Weges zog Rafael gar oft am Tage, einem schönen Ziel entgegen, unzufrieden, es auf so gemeine, unromantische Weise zu erreichen. „Wie viel lieber,“ sagte er oft zu Reginen, „wie viel lieber käme ich zu Dir geschwommen, wie Veander kam zu seiner Hero! Aber

auf diesem Dampfschiffe, unter Lastträgern und Viehtreibern! Es geht mir ja alle Poesie verloren.“

Regine war die Tochter des Hufschmieds, welcher unweit der Schelde nicht nur seine Werkstätte für die des Weges ziehenden Kasse, sondern auch Einkehr für die Fuhrleute selbst, einen frischen Trunk und Heu für den Umspann bereit hielt. Sein Haus führte das Schild: „In het Vliegende Peerd,“ und über der Inschrift war ein Kunstwerk angebracht, das kein Kosselentler ohne Stolz und Vergnügen, der Meister aber niemals ohne schamvolles und peinliches Erröthen betrachtete. Die Liebe hatte das Selbstbewußtsein des Künstlers überwunden, und obwohl Rafael nichts Anderes malte, als Historie, nicht einmal Porträts und Lieblingsjagdhunde, so war er doch schwach genug gewesen, auf Reginens Bitten dem Meister Hufschmied das Schild für seine Herberge anzufertigen, ein aufsteigendes Flügelpferd, von dem Regine behauptete, es gleiche dem Geliebten, und welches der Geliebte Reginen allezeit als das schwerste Opfer seiner Liebe hoch anrechnete.

Meister van der Keerk war ein kurzer, dicker, blämischer Alter, eine von jenen Figuren, dergleichen Jedermann von Teniers Bildern her kennt. Er selbst wußte von diesen Bildern so wenig etwas, als von der Kunst überhaupt; er schlug Werkeltags mit dem Hammer auf sein Eisen, und Sonntags mit der Faust auf den Tisch, wenn ihm nicht als besserer Gegenstand seine Frau oder sein Töchterlein gerade unter die Finger kam. Dafür stand und ging in dem Hause zum fliegenden Pferde auch alles ordentlich und vortrefflich. Zehn Meilen in der

Kunde bekam man nirgends ein festeres Hufeisen, ein frischeres Bier, eine weichere Streu, was man nun eben bedurfte. Mevrout van der Keerk war eine stolze, blämische Schönheit von sechs Fuß im Umfang, welche in Rüstigkeit und Lebendigkeit ihre Fünzig noch wenig verrieth; übrigens eine brave Frau, welche keinem Kinde etwas zu Leide that, auch Niemand in der Welt haßte, als den Maler Rafael. „Der Pinsel,“ sagte sie, „der Farbenflecker, der Malerstock! Dem Mädchel läuft er nach und konterseit die Mutter, daß es eine Schand ist, mit einem Unterkinn, wie ein Kropf und mit tausend Falten, wie ein altes Pergament. Ich frag' Euch, Herr Nachbar, seh' ich so aus?“

Regine wich in ihren Ansichten über Kunst und Künstler bedeutend von der elterlichen ab. Bei den jungen Dirnen von Antwerpen — und sie war der hübschesten eine, auch wohl angesehen als einziges Töchterlein des Meisters van der Keerk — bei den Tänzen der Kirchweih und den Schifferspielen ist nun einmal unter der männlichen Jugend nichts gesuchter und nichts beliebter, als die Maler mit hübschen Bärten, mit ihren dunkeln Augen, mit ihren blassen Gesichtern, mit ihren so ganz besondern und fremdartig anzuschauenden Sammröcken. Es gehört zum guten Ton unter den Bürgermädchen von Antwerpen, einen Maler zum Anbeter zu haben, ein Conterfei des eigenen Gesichts wo möglich auf der großen Ausstellung zu wissen, wenn nicht gar auf einem unsterblichen Kirchenbilde. In diese zarten und weichgestimmten Seelen rettet oder verirrt sich noch der aus dem industriellen Treiben der Zeit eingeschüchtert hinwegflüchtende Kunstfinn.

Wenn Du von Antwerpen hörst, schöne Leserin, nicht wahr, so denkst Du an eine stolze, engstraßige, hoch gegiebelte, mystisch dunkle, romantische Stadt des Mittelalters; auf dem Marktplatz und vor dem Dom luftwandelnde Männlein in Sammtbaret und Spizenkrause neben Fräulein in hochbauschnigen Keifröcken und wehenden Hauptschleiern. Ich bitte Dich, laß diesen Traum für meine wahrhaftige Geschichte fahren und denke Dir als deren Schauplatz Antwerpen, wie es ist, nicht wie es war, das moderne, belgische, französirte Antwerpen, besser Anvers, nicht das alte, freie, vlämische Haupt der Niederlande. Sonach wirst Du mir glauben, daß der Bürgermeister dieser Stadt nicht jenen alten stattlichen Figuren des Paul Peter Rubens gleich, welche, die Linke auf den Schwertknauf gestützt, die Rechte trotzig auf die Hüfte gestemmt, mit ihren rothen, kräftigen, wetterharten Gesichtern nach zwei Jahrhunderten Dich herausfordernd und ehrfurchtgebietend anschauen. Der Bürgermeister von Antwerpen war vielmehr, wie alle großen Männer der neuen Zeit, von Napoleon bis Thiers, ein kleiner Mann, ein feiner Mann, welcher einen schwarzen Frack trug und ein rothes Bändchen an diesem schwarzen Frack, der französisch parlirte und belgisch regierte, trotz Einem. Seines strengen Sinnes für Sittlichkeit ist schon durch Rafael Erwähnung geschehen. Jedoch war die Malerkunst nicht die einzige, darin er denselben bethätigte, vielmehr bestand er auch mit ihrer leichtfertigen Schwester Terpsichore



desfalls einen harten Kampf. Ihm hat es die Stadt Antwerpen zu danken, ihm allein, daß ihr Schauspielhaus nicht, wie gottlose Neuerer wollten, durchaus mit Gas beleuchtet wird. „Denn,“ sagt er, „ist es nicht Anstoß genug, schon bei unsern ehrwürdigen Oellampen die nackten Beine dieser Tänzerinnen und ihre halzbrechenden Stellungen anzuschauen? Was sollte nun aus unserer Jugend beiderlei Geschlechtes werden, wollten wir derlei Scandale bis in das kleinste Detail hinein, so zu sagen an's volle Tageslicht, das heißt Gaslicht stellen? Quod non, bei meinen Lebzeiten nimmermehr! Veto. Dixi.“

Unter dem Consulate dieses Mannes, welcher in Einer Person die Vorzüge des Mäcenas und des Cato zu verbinden wußte, pflegte in Antwerpen alle drei Jahre eine Concurrenz der jungen Maler in der sogenannten Loge veranstaltet zu werden. Der Preis war ein aus den Stiftungen der Stadt zusammengesetztes, nicht unansehnliches Reisestipendium, die Aufgabe eine bestimmte, für alle Bewerber dieselbe. Diese mußten schon früh Morgens in der Loge sich einfinden, zur Verhütung alles Unterschleifs, bei streng verriegelten Thüren arbeiten, ohne weitere Mittel, als die nächst nothwendigen, und so mehrere Wochen lang täglich bis in den Abend hinein nach ihrem goldenen Ziele rennen. Rafael. — so haben wir gesehen — war unter den diesjährigen Bewerbern; Rafael, eine der stolzesten Hoffnungen der jungen flämischen Malerschule; ein Talent, das seinen Freunden und ihm selbst um so zweifelloser schien, als es eigentlich durch nichts sich bewiesen hatte. Sein Pinselstrich war ungleich weniger feck, als seine Zunge, die Zeichnung seiner Ge-

mälde bei Weitem nicht so vortheilhaft, als die seiner eigenen Person. Einer armen Wittwe Kind, hatte er dennoch von Jugend auf jene entschiedene Abneigung vor jedem ernstern Studium und den verachtenden Widerwillen gegen das gemeine Handwerk gezeigt, wodurch sich unverkennbar das Genie der Gegenwart ankündigt. Der schwachen Mutter, welche an dem Einzigen hing mit blinder Liebe, war so leicht jede Erlaubniß und jede Vergünstigung abzutroßen, und somit hatte Rafael unter täglichen Opfern von ihrer Seite seine künstlerische Laufbahn begonnen und fortgesetzt. Auf derselben begegnete er bei zufälliger Veranlassung der schönen Regine, und wie in jeder Künstlernatur — Rafael sagte selbst so — die Liebe einen entscheidenden Wendepunkt abgibt, so war auch für ihn des Mädchens Erscheinung und das bald zwischen Beiden angespannene Verständniß solch' ein entscheidender Wendepunkt. Statt früher wenig, that er nun gar nichts mehr; sein Tagewerk war ein ewiges Schelde-Hinüber, Schelde-Herüber, seine Gemälde alle in einer oder der andern Weise Schatten der Geliebten.

So mißfällig anfangs Vater van der Meer und seine Frau der Tochter Verkehr mit dem jungen Künstler ansahen, ließen sie doch nach solcher Leute Art die Sache nach und nach gehen, wie sie eben wollte und konnte. An Heirath kein Gedanke: das war des Meisters erstes und letztes Wort, dem Mädchen und dem Werber gegenüber. Das Laufen und das Lieben duldeten die Alten vielleicht nur, weil sie einsahen, daß sie es nicht hindern konnten, und daß ihr Verbot nur reizen würde, statt zu heilen. „Kommt Zeit, kommt Rath,“ sagte die Mutter, „und

daß inzwischen dem Mädels nichts Leidens geschieht, dafür steht mir ihre Natur und meine Erziehung. Jugend will austoben.“ Verständige Grundsätze für eine Hufschmiedsgattin, zu denen der Hufschmied lachte, daß ihm das dicke Bäuchlein schwabbelte. „Gelt, Babette,“ so schmunzelte er, „wir zwei haben auch getobt — haben wir nicht? Und was für ein fürtreffliches Ehepaar wir machen!“

4.

Der Liebenden letzte Hoffnung beruhte auf dem Concurs. Darüber, daß Rafael siegen und mit dem Preise die Bedingungen und Anfänge einer neuen Existenz gewinnen würde, darüber kam ihr, kam ihm nicht der leiseste Zweifel. Alle Zeichen standen günstig. „Der Himmel selbst,“ meinte Rafael, „welcher uns bisher verfolgt, kommt nunmehr augenscheinlich uns entgegen.“ Der Vortwurf des Gemäldes war: die Flucht nach Aegypten. „Gerade als hätte ich ihn ausgesucht!“ jubelte Rafael. Eine alte und große Lieblingsidee sollte und konnte in seiner Behandlung dieser Aufgabe zur Reife kommen. Er componirte sein Bild, er erfand sogar für den nothwendigen Fall, daß es Aufsehen in der Welt machen werde, einen eigenen Namen dafür, versteht sich, einen italienischen: Madonna dei Maniscalchi. „Dieses Werk,“ so lautete es in seinen Selbstgesprächen weiter, „wird nicht nur meinen Namen, mein Talent auf ewige Zeiten an den ihnen gebührenden Platz stellen, sondern es wird auch für mich persönlich alle ungünstigen Lebensverhältnisse

ausgleichen, den Hufschmied versöhnen, die Hufschmiedin und selbst Reginen, bedürfte es dessen noch, unauflöslich an mich fetten. Ich werde sie alle in diesem Bilde anbringen und verewigen, so daß es später, in undenklichen Zeiten, vielleicht einmal eine ähnliche Bedeutung gewinnen möchte, wie Rubens große Schöpfung in St. Jacob. Neben dem Namen, welchen ich ihm gab, wird es die Welt vielleicht „die Familie Rafaels van Mf nennen.“

So hieß er nämlich, unser junger Held; und gewiß nicht mit Unrecht fand er in diesem seinem Familien-Namen einen absonderlich verheißungsreichen Fingerzeig des Himmels. Setzt ein D davor, und Ihr habt den größten Maler des Porträts, denjenigen, welcher allein und zuerst es verstand, ein Menschengesicht und eine Menschengestalt in unbegreiflicher Wahrheit und Lebendigkeit auf der todten Leinwand festzuhalten. Setzt ein G, und Ihr habt den Schöpfer der Historienmalerei, habt den großen, einfältigen, erhabenen van Gyl. Bedurfte es für unsern Rafael van Mf einer weitem Zeugenchaft für seine Sendung? Unleugbar, daß er berufen war, das moderne Porträt mit der alten Historie zu vermitteln, und damit in ihm auch der zufällige Unterschied aller Schulen versöhnt und ausgeglichen aufgehe, nahm er anstatt des gewöhnlichen, ihm von der Mutter Unverstand gegebenen Taufnamens Henrich, vielmehr den größten Italiener zum Pathen und nannte sich Rafael van Mf. „Ich werde,“ so schwur er oft, wenn er mit den Freunden zusammen in der Rubensschenke saß und Bötener Bier trank, „ich werde der Nachwelt zeigen, daß unsere Alma Mater, Antwerpen, nicht umsonst so lange aus-

geruht, nachdem sie Quintin Messis uns geboren, und Peter Paul, vor dem wir Alle knien, und Teniers, Segher, Crayer, Floris, Brill, in unserer Kunst die Tüchtigsten und Größten. Anch' io son' pittore!" Um es zu beweisen, that er einen mächtigen Zug aus dem zinnernen Krüge und strich mit der unsterblichen Hand durch die malerisch nachträufelnden Bärte.

5.

Schleichen wir, statt die Liebe unter dem Dache des fliegenden Pferdes zu belauschen, lieber hinter dem Geweihten her in die heilige Werkstätte der Kunst. Einen Blick nur, einen raschen, verstohlenen, über die Schulter des vor seiner Schöpfung brütenden Meisters! Da steht der Carton, fix und fertig, mit Kohle sogar der große Name schon darunter geschrieben: Madonna dei Maniscalchi, und in einer Ecke, auf der Wand des Zeltes, wie bescheiden und doch wie groß, das Malerzeichen des Künstlers, dem Liebenden abgeborgt, ein kleines Flügelpferd.

Fürwahr, eine sinnige Composition! Die Mitte des Bildes nahm jenes in der heiligen Geschichte von jeher eben so privilegirte, als mit Unrecht von der profanen, unverständigen Welt proscribirte Thier ein, der Esel. Während das göttliche Kind aus einem Tragkörblein auf dem Rücken desselben gar anmuthig vorsah und die Arme jauchzend gen Himmel streckte, lehrte sein Saumthier den Kopf nachdenklich um, gegen den Meister Schmied zu, welcher den linken Hinterfuß mit der einen Hand fassend,

mit der andern das Hufeisen daran hielt, womit er den Huf, der das Heil der Welt durch die Wüste tragen sollte, neu beschuhete. Maria saß seitwärts, wie ausruhend von dem mühseligen Wege, unter einem Palmbaume, neben ihr stand Joseph. In der linken Ecke des Bildes erhob sich, unter mächtigen Bäumen ausgespannt, das Zelt, welches des Hufschmieds Werkstätte vorstellte; zwei Gesellen arbeiteten am Feuer, damit, um allen möglichen Ansprüchen zu genügen, auch der moderne Lichteffect dem Bilde nicht abgehe. In der offenen Thüre des Zeltes sah man eine weibliche Figur, augenscheinlich des Hufschmieds Ehehälfte. Rechts hielt das Gleichgewicht zu der Baum- und Zelt-Gruppe ein Wegweiser von colossaler Dimension, dessen einer Arm die Inschrift: „Nach Palästina,“ der zweite: „Nach Aegypten“ führte. Unter diesem Pfosten, dessen naive Aufrichtung inmitten der Wüste ein außerordentlich frisches Künstlerbewußtsein bezeugt, hatte sich ein junger Mann in's fette Oasengras gestreckt, auf seinen Knien ein Blatt Papier, in seiner Hand ein Crayon, unter seinem Haupte ein Reisebündel; die Augen desselben hafteten mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke auf Mariens Gestalt. Des Bildes Ferne theilten Wüstenöde und Wüstenhimmel, welche in fahler, großartiger Eintönigkeit und in unbestimmten Umrissen ineinander schwammen. Perspektivisch etwelche Pyramiden und Kameele, Schönheiten, die sich auf Bildern ebenso vortrefflich ausnehmen als in Gedichten.

Geflissentlich haben wir bei der Schilderung dieses Bildes länger verweilt, nicht sowohl, um einer böswilligen Kritik Stoff und Veranlassung zu geben, ihr Amt zu

pflegen, sondern vielmehr aus wahren Interesse an einer eben so originell, als naiv entworfenen Schöpfung. Gewöhnliche Menschen und gewöhnliche Maler (wenn es letztere anders gibt) finden vielleicht die Idee einer Hufschmiede inmitten der Wüste barock, widertwärtig, unnatürlich; uns erscheint sie wie die glücklichste Natürlichkeit selbst, und einerseits als eine originelle Abweichung von der gewöhnlichen Auffassungsweise desselben Vorwurfses, andererseits als eine geniale Rückkehr zu der kindlichen und einfältigen Conception der Alten. Rafael, seiner Idee und seines Werkes ganz voll, ließ sich auch in der Ausführung durch unverständigen Tadel und böswilligen Spott seiner Mitstrebenen nicht irre machen, weil er nur zu richtig ihre ungünstigen Urtheile und dreisten Neckereien einem schlecht verhehlten Neide zuschrieb. Die Aufgabe seines Lebens dachte er in diesem Bilde zu lösen, alles hineinlegend, alles darin anbringend, alles dadurch erreichend, was ihm auf Erden lieb und theuer. Es braucht kaum erwähnt zu werden, wer als Urbild zu der lieblich beschatteten und lieblich beleuchteten Mutter Gottes dem jungen Meister erschienen war und fortwährend vor-schwebte. Auch der Hufschmied und die Hufschmiedin gaben sich gewissermaßen von selbst, und daß der Reisende unter dem Wegweiser Niemand anders war, als der Künstler, erräth ebenfalls ein Jeder.

Das waren Rafaels schönste und beste Stunden, wenn er, vor dem Carton und vor der bereits halb untermalten Leinwand stehend, seines Werkes Früchte im Geiste schmelzend schon genoß, während die kundige, rasche Hand doch kaum die ersten Blüthen schuf. Eines

Morgens insonderheit — geweihte Seelen wissen, daß zu manchen Stunden mehr, an manchen Tagen weniger der Götter Gunst dem Lieblinge der Grazien oder der Musen lächelt — eines Morgens steigerte sich der Drang der Hervorbringung und die sichere Kunstfertigkeit so merklich, daß der entzückte Künstler mit jedem Pinselstrich seinem Ziele um eine Meile näher zu kommen vermeinte. „Ich bin im Himmel!“ so rief er den Genossen zu, die wie gewöhnlich ihr leichtfertiges Spiel und ihre tollen Späße um ihn trieben, mit einander sich balgten, sich im Saale umherjagten und Turnier hielten, die Malerstöcke als Lanzen und die Palette als Schild benutzend. „Ich bin im Himmel!“ Und so war er: seine Seele schwamm ganz in den leichten und lichten Tönen des morgenländischen Himmels, die er aus dem wolkenlosen Innern heraus vergnügt und glücklich über die geliebte Schöpfung goß. So war es ihm noch nie gelungen; die Hand flog dem Geiste, der Geist flog der Hand voran. Wehe nur, daß, wie so oft im Leben, an diesem heitern Himmel ungesehen Gewitterwolken aufstiegen. Die Leinwand war feucht, wie des Künstlers begeistertes Auge, die Farbe frisch, der Duft ganz und gar köstlich getroffen, da — stößt eine unjanste Faust, oder war es ein ungeschickter Fuß, an die Staffelei, das Gebäude stürzt, der Himmel liegt im Staub, und Ikaros, der arme Ikaros, begraben unter seinen Trümmern.



„Sie haben es aus Neid gethan, aus bloßem, blasphem Neid!“ — „Die Abscheulichen!“ — „Und gerade derselbe war es, welcher immerfort mit seinen Neckereien meine Stimmung störte.“ — „O, ich kenne den langen, hagern, häßlichen Menschen, den Paul; aber er soll mir nur einmal wieder kommen, mich zum Tanz aufzuziehen auf der Kirchweih! Wart, den will ich heimfenden, den Heimtücker, den Reidhardt!“ — „Und ich sage Dir, wie war ich so im Zuge, niemals zuvor, nie werd' ich's sein; solch einen Himmel macht man nicht alle Tage.“ — „Ich glaub's schon, Du Aermster!“

Zwischen wem dieser traurige Zwiesprach statt fand, wir brauchen es dem scharfsichtigen Leser kaum noch ausdrücklich zu bemerken. Die Liebenden hatten sich, wie es oftmals geschah, natürlich immer zufällig, am Quintin Messis-Brünnlein unfern dem Dome gefunden. Es war ein heiterer, lauer Sommerabend, wie zur Liebe gemacht, wie zur Freude geschaffen; in den Zweigen der Bäume auf dem Domplaze hüpfte und zwitscherte die Liebe, und unter den Zweigen wandelte und koste sie. Unter all' den glücklichen Menschen und Thieren, warum mußte denn nur das eine Pärlein so unglücklich und so kummervoll einherschleichen! Rafael hatte den Arm, statt um den Leib seines Mädchens, um die harten, kalten Eisenstäbe des Gitterwerks geschlungen, welches, angeblich ein Meisterstück des in einen Apelles verwandelten Cyklopen, von den Antwerpenern gar hoch in Ehren gehalten wird. Das Auge des jungen Mannes starrte mit einem unheim-

lichen Ausdruck der Verzweiflung über den Rand des verfallenen Gemäuers in die Tiefe des Brunnens hinunter. Zur Beruhigung der mitleidigen Leserin sei es indeß gesagt, die Tiefe war nichts weniger, als eine bodenlose, der Brunnen vielmehr schon seit geraumer Zeit ausgetrocknet und verschüttet.

Gleich traurig, wie die Nachrichten, welche Rafael der gefühlvollen Freundin brachte, war die Botschaft, die ihm aus ihrem Munde zurückkam. Im fliegenden Pferde hatte es seit ein paar Tagen bedrohliche Auftritte gegeben zwischen Eltern und Tochter. Eine Person und ein Ereigniß waren in den kleinen Familienkreis getreten, alle Fäden desselben zu einer gewaltsamen Katastrophe verwickelnd. Eines wohlhabenden Webers Sohn aus Gent, mit Vater van der Keerk weitläufig verwandt, der einst auf seiner Wanderschaft einige Tage im fliegenden Pferde rastete, war inzwischen heimgekehrt und ansässiger Meister geworden. Der meldete sich nun ganz unverhofft mit einem Brieflein wichtigen Inhalts, Reginen eben so unwillkommen, als ihren Eltern erwünscht und erfreulich. Er warb kurz und gut, nach ehrlicher Bürgerfittte, um das holde Bäslein, das, schrieb er sehr galant, in alle seine Zettel und Muster heimlich sich verwebte, von jener Stunde an, als er zum ersten Male ihr Bildniß gesehen an den grünen Ufern der Schelde.

Die Partie stand in jeder Hinsicht gleich: Willem, ein munterer Bursche, von Gestalt nicht übel, dabei im Wesen treuherzig und verläßlig, war guter Leute Kind und hatte sich bescheiden, wie's dem Anfänger ziemt, in seiner schönen Vaterstadt ein Häuslein gegründet, das bald ein

Haus zu werden verhiess. Trat nun ein tüchtiges und braves Weib hinein und brachte in die stattlichen, glänzend gebohten Nußbaumschränke ihr Gezeug und ihr Geschirr, auch wohl für böse Tage einen goldenen Spar- und Mutterpfennig mit, wie denn bei Reginen van der Meer sich Alles das recht hübsch zusammenfand — ein nun, so gab das ja eine Ehe, worüber die Engel im Himmel jubilirten und die Hebammen auf der Erde. So ward dem Mädchen denn auch vorgestellt, in Güte und in Ernst, und sie hatte, statt Gründe, zur Erwiderung nur Thränen; eine schwache Waffe, welche auf die Dauer der Eltern Zorn und deren vernünftigen Plane fern zu halten kaum im Stande war. Sie wehrte sich so gut sie konnte, sie bat, sie flehte, sie schwur, mit Keinem glücklich werden zu können, als mit ihrem Rafael; Dinge, die schon oft geschworen sind unter diesem Himmel, ohne daß er später über dem Meineid zusammengebrochen wäre. Und eben so oft sind jene Mahnungen, Vorwürfe und Scheltworte, vom hochtragischen Fluche herab bis hinauf zu dem nicht minder tragischen Stockprügel, auf dieser Erde schon gebraucht worden, wie sie auf die bekümmerte und bedrängte Erbin des fliegenden Pferdes herabfielen. Lange, so gestand sie ihrem Freunde schluchzend hinter der vorgehaltenen Schürze, lange vermochte sie dem Unwetter nicht mehr Stand zu halten, ihr Muth war gebeugt, ihre Kraft schier gebrochen. Hier kann nur Einer helfen, so lautete das traurige Endresultat eines langen, schmerzenden Discurses; nicht der Zufall, denn die Liebenden waren zu fromm, um an ihn zu glauben, nicht Gott, denn sie waren nicht fromm genug, auf ihn zu hoffen,

sondern — der Bürgermeister als hohes Haupt des Schiedsgerichtes.

Ueber die unglückliche Liebe am Quintin Messis-Brünnlein werfen wir, gleich der Nacht, die still und sternereich über Stadt und Strom heraufdämmerte, des Geheimnisses und der Zurückgezogenheit zarten Schleier.

7.

„Sein oder Nichtsein!“ Schade, daß der fette Dänenprinz dem schlanken Künstler von der Schelbe dieses schöne Selbstgespräch, gleichwie so manchen andern Gedanken, hämischerweise vortweggenommen. Dasselbe paßte so recht in die Situation des einsamen Jünglings, welcher ungefähr vierzehn Tage nach der zuletzt geschilderten Scene hastigen Schrittes, verstörten Blickes aus dem Rhye Hoef hinwegstürzte. Der Rhye Hoef, falls die schöne Leserin nicht vlämisch verstände, le Coin riche — das Französische versteht sie als Deutsche gewiß — wenn sie auch Thusnelde getauft worden — der Rhye Hoef heißt, wie so mancher Mensch und so mancher Ort in der Welt, nur durch eine unbewußte Ironie der „reiche Winkel“. In der That gehört er zu dem ärmsten Viertel der Stadt Antwerpen, und die wenigen niedern, baufälligen Hütten, welche er enthält, vermögen nur Phantasie oder Satyre, zwei näher verwandte Schwestern, als man denkt, in Paläste zu verwandeln. Aus einem derselben stürzte, wie schon gesagt, bleich und verstört, Rafael van Nt, während seine Mutter, im Dachkammerlein droben allein zurück-

geblieben, ihm vergebens ihre Thränen nachschickte und schluchzende Beschwörungen.

Es war ein prächtiger, in glühenden Tönen und Farben zitternder Spätsommerabend. Die lange Zeile der Quais hinab fluthete neben der glänzenden Wasserwoge die glänzende Woge gepukter Menschen. Die Canäle, die Bassins, die Häfen der allmächtigen Handelsstadt, reich genug, der Schiffe wenigstens ein Tausend zu fassen, prunkten mit hundert flatternden Wimpeln und mit dem Gewirr von Tauen, Stangen, Rudern, Masten, das, wie ein Spinnweb anzuschauen, am goldenen Himmel und über dem blauen Wasser der Landschaft hing. Blind für so viel Schönes, taub für der Matrosen lustigen Abendgesang, fühllos für die Blicke aus holden Augen, die ihn nach seinem Kummer fragten, eilte der einsame Wandler an der Schelde hinauf, nicht in gewohnter Richtung seines Weges ziehend, sondern den Rücken gekehrt der Tête de Flandres, wie allem Lieben und allem Leben. Wo die letzten Häuser der Vorstadt, zerstreuten Schafen der Herde gleich, am Ufer sich verlieren, da blieb er stehen, warf sich an die Weiden, dem Strome nah, und blickte hinunter in die Tiefe, die minder tief als seine Qual, kühl und lockend vor ihm dahin rauschte. Schlecht paßte zu der finstern Stimmung das festtägliche Gewand, das noch vom Morgen her den Veränderten schmückte. Fühlte er's oder keimte ein noch entsetzlicherer Gedanke in seinem Hirn? Genug, er warf den Frack ab, beugte sich weit über und —

Die Würfel waren gefallen. Am Morgen hatte das hohe Schiedsgericht in der Loge seine öffentliche solenne

Sitzung gehalten. Obenan im Lehnstuhl der Bürgermeister im vollen Staat, mit Orden, Schärp' und Epau-letten; rings um die Tafel, ernstern Richtern der Unterwelt nicht unähnlich in ihren schwarzen Festkleidern, die Schöppen und Rätthe der Stadt sammt den Professoren der Academie; hinter den Schranken die Harrenden, die Kämpfenden und die Zuschauenden; auf der Galerie umher schmucke Frauen und stattliche Männer. Auf fünf Staffeleien standen, Aller Blicken ausgesetzt, die stummen Helden des Tages, die noch nicht trockenen, Del und Firniß duftenden Gemälde, jedoch ohne den bestechenden Schmuck der Rahmen, auf ihren eigenen Werth nur angewiesen. Um die zwölfte Stunde verkündigte eine zierliche Rede, gehalten durch den Secretarius der Academie, einen wohlbeleibten, brustkräftigen Schöngeist, des hehren Tages Bedeutung in den Annalen vaterländischer Kunst. Sobald der Redner geschlossen, wurden seine aufmerksamen Zuhörer durch einen Trompetenstoß geweckt. Der Bürgermeister bestieg in eigener Person die Tribüne, las zuerst das Protokoll und schritt alsdann zur Verkündigung des sorgfältig ausgearbeiteten Urtheils. O der klopfenden Herzen drunten, der glühenden Augen droben!

Posaunen des Weltgerichts hätten Rafael nicht ärger schrecken können, als der Trompetenstoß, der nach gewohnter Weise des Siegers Namen in alle vier Winde schmetterte. Denn dieser Name — *pereat justitia, et vivat mundus!* — Dieser Name war ja nicht der seinige. Und doppelter Schmerz, doppelte Kränkung: von allen Möglichkeiten, außer der ihm bereits zur Gewißheit gewordenen, trat die unmöglichste gerade in kränkender, in vernichtender

Wirklichkeit vor ihn hin! Der Sieger war, der Sieger hieß Paul Adam Notker, und schöne Lippen nannten feiernd diesen Namen, und schöne Hände klatschten, duftende Tücher wehten dem Gefeierten zu, und der Bürgermeister höchst eigenhändig überreichte ihm das besiegelte Diplom und drückte einen väterlichen Fuß auf die durch solche Berührung der Unsterblichkeit geweihte Stirn. Das Alles nicht ihm, das Alles seinem Feinde, jenem selben leichtsinnigen, langen, hagern Paul, der seine Staffelei im tollen Uebermuth, wohl im heimlichen Neide umgestoßen!

Noch blieb eine Hoffnung: die mention honorable, der zweite Preis, schon eine Unendlichkeit tiefer, aber immer eine Sprosse auf der Leiter zum Glücke. Auch sie brach unter den schwindelnden Füßen des gänzlich und rettungslos aus seinen Himmeln Geworfenen. Auch die mention honorable fiel, statt auf ihn, auf einen Andern. Sein Bild — Vaterliebe sieht scharf — es war sogar die Zielscheibe höhnischer Blicke, zischelnder Bemerkungen, kaum verhaltenen Gelächters. Da zog des Jünglings tiefgekränkte Brust krampfhaft und tödtlich sich zusammen; ein Gefühl unsägliches Bitterkeit, ein Gefühl des Menschenhasses, wenn nicht der Menschenverachtung, nahm seine ganze Seele ein. Zugleich aber hob der innere Stolz und des Künstlers freudiges Bewußtsein mit letzter Kraft die furchtbar zerbrochenen Schwingen groß und aufstrebend wieder empor. „Sie sind dein nicht werth, sie verstehen dich nicht, so können sie dich auch nicht richten!“ so sagte er sich voll erhabenen Trostes. Ein vergleichender Blick auf sein Werk und das der zwei Gekrönten gab diesem

Trost die rechte Kraft, die selige Gewißheit. Gemeine Schöpfungen waren es, ohne Eigenthümlichkeit in der Erfindung: ein paar Gestalten nur, eine hundertmal dagewesene Gruppe, vielleicht richtiger gezeichnet, sorgfältiger ausgeführt, als er zu thun pflegte; allein wann kehrte das Genie sich an Regel, an Form, an Ordnung, an Schule? Wann aber fand das Genie vor der Welt und unter den Menschen jemals seinen Platz?

Alles um sich vergessend, den Bürgermeister, die Loge, die Menschen, nur des Gedankens an sich voll, brach Rafael, bevor die Feier noch geendet war, zum Erstaunen der Versammlung durch die gedrängten Reihen und eilte hinaus in's Freie. Es war hoher, heller Mittag; senkrecht brannte die Sonne in den leeren Straßen auf seinen brennenden Scheitel, und alle Leute, meinte er, welche des Weges gingen, sahen ihn nicht bloß an, sondern durch. Er flüchtete heim. Aber als er nun in die niedere Stube trat, als seine Mutter, freudig, zitternd, hastig ihm entgegen schwankte, als die ganze gewohnte enge Häuslichkeit den aufgerüttelten Riesengeist wieder umfing, als gar bei einem Blicke aus dem Mansardenfensterlein hinaus drüben der Plantin Raeli, die Schelde, die Tête de Flandres mit ihren Mahnungen ihm höhnisch entgegenleuchteten: da knickte die mühselig behauptete Fassung und Schnellkraft seiner Seele mit einem Male um so jäher wieder zusammen. Ohne auf der Mutter Trost und der Mutter Klage zu hören, faßte er, was unter seine Hände fiel von dem Geräthe des verhaßten Berufes, besinnungslos zusammen und schleuderte es auf die Straße hinunter unter die bald versammelte hoffnungsvolle Schuljugend Ant-



werpens. Im Ryke Hoef regnete es, trotz dem heitern Septemberhimmel, Pinjel, Paletten, Farbentöpfe, Delgläser, Leinwand, Gypsmodelle, ein buntes Chaos durcheinander. Und als nun nichts mehr übrig war zu zerstören, als er den Kalk selbst mit den Nägeln von den Wänden gerissen, weil ihn Figuren und Skizzen besleckten, als seine Hände vergebens ein letztes Object des Zorns und der Wuth in allen Winkeln suchten — die Mutter, der Bitten und der Thränen müde, durch des Sohnes Wahnsinn selbst angesteckt, warf sich wie eine Löwin vor ihre bedrohten Schüsseln und Kannen — da suchte der tobende Herkules zum zweiten Male das Weite, eilte wiederum hinaus, den Quai entlang, am Wasser hinauf, in's Wasser hinein — —

Wir wissen das Uebrige.

8.

Der Ertrinkende, so sagt ein altes Sprichwort, hält sich an einem Strohhalm; warum nicht auch der sich Ertränkende? Der Selbstmord will, wie jedes andere Verbrechen, gelernt sein und geübt. Wie mancher Hals zog sich wohl schon zur rechten Zeit aus der gar künstlich geschlungenen Todesschleife künstlich wieder zurück! Wie manche Hand setzte den schon gespannten Hahn bedächtig wieder in Ruhe, ehe er sein Sterbelied ausgeträht!

Als die mitleidige, kühl überlegende Welle den jungen Todescandidaten wieder in die Höhe hob, als er mechanisch die Augen öffnete, die Arme rührte, siehe, da lag

die Welt so hell und so warm vor seinem umflorten Blicke, da kam ihm wie ein Himmelsglöcklein die Glocke des eben nach der Tête de Flandres hinüber fahrenden Dampfers von Weitem so tröstlich entgegen, daß er, ohne es zu wissen beinahe, mit allen Leibes- und Seelenkräften in dasselbe Leben verzweifelnd wieder zurückstrebte, aus dem er eben verzweifelnd hatte entfliehen wollen. Rafael ist ein guter Schwimmer, die Schelde ein gutes Wasser. Ihre Strömung hatte den Sinkenden bereits eine Strecke weit dem Ziele zugetrieben, und er selbst brauchte diesem Winke des Himmels mit Händen und Füßen nur ein Weniges nachzukommen. Ohne Ruck, wie er war, schwamm es sich obendrein ganz bequem und leicht, und das Wasser war sommerlich lau und klar. Einige Minuten der Angst, des Kampfes, des Ringens, und er landete, statt am Ufer des Styr, am Ufer der Schelde, und zwar am linken, eine geringe Strecke oberhalb des wohlbekanntten, vielgeliebten, gastlich herüber strahlenden Gehöftes zum fliegenden Pferde. Triefend von Haar, Bart und Gewand, wie ein dem Meer entstiegener Neptunus, stand er eine Weile, sich schüttelnd und in der Sonnenwärme dehnd da. Alsdann, ohne der ihm begegnenden, verwundert auf den nassen Spaziergänger blickenden Land- und Schiffsleute zu achten, rannte er eilenden Fußes dem Ufer entlang, dem Ziel seiner Wünsche entgegen.

Im fliegenden Pferde spielte eben die letzte Scene des kleinen häuslichen Dramas. Die Familie war beisammen, Vater, Mutter und Tochter, der Rath schon gehalten, der Beschluß schon gefaßt. Auf dem Tische stand ein brennendes Licht, woran Vater van der Keerk eben den ver-

hängnißvollen Brief zu versiegeln im Begriff stand. Regine wagte es nicht mehr, ihm in den gehobenen Arm zu fallen; sie kannte den Vater; einmal entschlossen, ließ er sich durch nichts mehr von seinem Willen abbringen. So blieben der Aermsten nur die Thränen des Kummer und der Entsagung, worein die halb erzürnte, halb mitleidige Mutter ihre milden Trostesworte mischte. Plötzlich öffnet sich die Thüre. Auf der Schwelle, triefend vom Kopf bis zum Fuß, erscheint — in der That die sonderbarste Erscheinungsweise für einen Brautwerber — Rafael van M. „Der fehlte uns noch!“ sprach die Mutter halblaut, während der Vater ihm entgegenrief: „Heut zum letzten Male, daß Ihr es wißt!“ und Regine unter Schluchzen und Seufzen nichts als den Namen Rafael zu stammeln vermochte. „Nicht Rafael,“ erwiderte in dumpfem Tone der nasse Geliebte, „nicht Rafael, sondern Heinrich! Jener liegt im Wasser sammt Pinsel, Palette und Farbe, dieser kommt zu Euch, Meister van der Meer, nicht um Eure Tochter zu bitten, sondern zunächst um trockene Kleider und dann um ein Schurzfell.“

Es bedurfte geraumer Zeit, ehe der Jüngling sich verständlich machen konnte; er begann seine Erzählung von dem traurigen Resultate des heutigen Schiedsgerichtes, und ging über dessen Folgen, insonderheit über den Wasserfall in bescheidener Kürze hinweg. Regine war die einzige, deren zarte Seele ihn errieth und verstand; mit einem Schrei des Entsetzens warf sie sich an die Brust des schon dem Tode geweihten, ihr gewissermaßen zum zweiten Male geborenen Freundes. Auch der Vater schaute verwundert, halb und halb gerührt, den tröpfelnden

Schwiegersohn an und fragte: „Also habt Ihr ernstlich die Schmiererei satt und den Müßiggang und wollet in Fleiß und in Ehren ein tüchtiger Handwerksmann werden?“ — „So mir Gott helfe, das will ich, Meister, und nehmt Ihr mich zu Eurem Lehrling, so weiß ich auch, daß ich es kann. Diese Arme sehen sich freilich schwach an“ (in der That, die nasse Gewandung ließ ihnen nichts weniger als vortheilhaft); „aber noch vermögen sie den Hammer statt des Pinsels zu führen, und in Jahr und Tag will ich aus einem schlechten Maler ein guter Eisen- schmied werden, so wahr als mein großer Ahnherr Quintin Messis binnen Jahr und Tag aus einem schlechten Huf- schmied ein guter Maler ward.“

Während die Alte nach Mutter- und Weibes- Art kopfschüttelnd um trockene Wäsche ging für den aus dem Bade der Wiedergeburt glücklich Erstandenen, schritt der Hufschmied gedankenvoll, die kurzen Arme auf dem Schurzfell gekreuzt, in dem kleinen Gemache auf und nieder. Heftige Zweifel, so sah man, arbeiteten unter der beruhten Stirne. Seine Tochter stand von ferne, und da sie den Vater kannte, winkte sie dem Geliebten, nur stille zu sein, nicht zu stören. Eine lange feierliche Pause lag über der kleinen Gruppe bewegter Menschen, nur unterbrochen durch die ängstlichen, ahnungsvoll fliegenden Athemzüge des Mädchens und durch des Jünglings zärtliche Blicke auf sie. Mit einem Male trat der Hufschmied an den Tisch, ergriff den fix und fertig da liegenden, an Mynheer Willem in Gent adressirten Brief und hielt ihn über das Licht, daß er in einer jähen Flamme rasch aufloderte und eben so rasch in ein Häuflein

Afche verkohlte. Jubelnd klatschte Regine in die kleinen Hände; aber der Vater, den Zeigefinger drohend nach ihr emporgehoben, sagte, durch eine Thräne der Rührung lächelnd: „Dem Einen nehmen, heißt noch nicht dem Andern geben.“ Da stürzten die beiden Liebenden ihm an die Brust, und er, sich ihrer Liebkosungen mit Mühe erwehrend, die allerdings bei Rafael-Henrich bedenklich waren von wegen der Rässe, murmelte: „Nun, nun, wenn er das erste Hufeisen gemacht und aufgelegt hat, so wollen wir sehen, was zu thun ist.“

In demselben Augenblicke trat die Mutter von der Keerk, den runden Arm voll Weißzeug und Kleider wieder ein. Sie errieth mit weiblichem Scharfblick, wie die Sachen hier standen, und weit entfernt, mit der plötzlichen Aenderung zufrieden zu sein, — denn sie schätzte den Weber Willem eben so sehr, als sie dem Maler gram war, nicht bloß wegen des Unterkinnns, sondern, pflegte sie zu sagen, weil er nichts Warmes im Leibe hat und nichts Weißes drauf, — hütete sie sich dessen ungeachtet wohl, gegen den hausherrlichen Willen direct und offen Krieg anzufangen; sie kannte ihren Alten. Als aber der vom Himmel gefallene, richtiger aus dem Wasser gestiegene Lehrling davon ging, um in die trockenen Kleider seines Meisters zu schlüpfen, welche ihm eben so viel zu kurz als zu weit waren, da fing Madame van der Keerk an, ihre Batterien zu demaskiren und stillen Protest einzulegen, so gegen den alten Lehrling, wie gegen den neuen Eidam. Ihr Gatte, den der rasche Entschluß des Jünglings und seine Begeisterung für das Schmiedehandwerk wohl zu schnell bestochen hatten, begann unter den Vor-

stellungen seines Weibes nachdenklich und zweifelnd mit dem dicken Köpflein zu wackeln, und mit diesem wankte trotz Reginens Bitten und Beschwörungen das junge Glück der Liebe auf das Bedenklichste.

Ein Zufall, wie so oft im Leben, trat auch hier versöhnend und begütigend in's Mittel. Dieser Zufall erschien in Gestalt von Rafael's Mutter, welche mit fliegendem Haar todtenblaß und verzweifelt über die Schwelle stürzte: „Mein Sohn, o mein armer Sohn!“ war alles, was die trostlose Wittib hervorbrachte. Dazu hielt sie den entseelten Frack ihres Einzigen händeringend in die Höhe und jammerte, dies sei das Einzige, was ihr von ihm geblieben. Zum Reden gebracht, erzählte sie sodann, wie sie Rafael nach, die Quais hinauf, an die Schelde gerannt sei, seine schreckliche Absicht vermuthend. „Ich kam zu spät!“ schluchzte sie, „denn meine alten Beine vermochten seinen verzweifelten Entschluß nicht einzuholen. Drüben, nicht weit von der Citadelle, fand ich am Ufer, auf einen Weidenstrunk geworfen, diesen Josephsrock. Ach, ich kannte ihn nur zu wohl! Hatte ich doch selbst heute Morgen das Loch am Ärmel geflickt und mein letztes seidenes Halstuch als Futter unter die Schöße genäht, weil er sagte, es ginge nicht anders.“

Der Kummer der alten Frau und der Gedanke, daß ihre Härte einen Menschen in den Tod getrieben, wirkten zu mächtig auf den Hufschmied und seine gestrenge Ehehälfte, als daß sie länger ungerührt und hartherzig hätten bleiben können. Vater van der Meer winkte Frau und Tochter zu, nur einen Augenblick zu schweigen, er selbst

schlich mit einem bedeutsamen Lächeln hinaus. Bald darauf kam er zurück, die Thüre in der Hand behaltend. — „Liebe Nachbarin,“ sagte er, „ich kann Euch Guern Rafael freilich nicht wieder aus der Schelde heraufholen, aber einstweilen nehmt da den Henrich dafür und mein Mädchel dazu, wenn's Euch recht ist.“

Und auf ging die Pforte, und auf der Schwelle stand, ein sauberes Schurzfell vor, den Hammer in der Rechten, der umgekehrte Quintin Messis. Und wie nun die Mutter weinend vor Freude und vor Kummer an seinen Hals flog von der einen Seite, und von der andern das Mädchen, wie Meister van der Keerk sich schmunzelnd die dicken Hände rieb und mit freudestrahlenden Augen auf die Umschlungenen blickte, wie Frau Babette mit dem Schürzenzipfel an die überquellenden Augen heimlich fuhr — darüber, liebe Leserin, lassen wir still und langsam unsern Vorhang niedergehen.

9.

Aber, liebe Leserin, wenn Du einmal auf Deinen Fahrten in die berühmte Kauf- und Handelsstadt Antwerpen kommst, und es ist, was Gott verhüte, an Deinem Reisewagen eine Kleinigkeit zerbrochen, die Achse etwa, oder die Deichsel, oder wenn Du von der Citadelle herab, statt auf des Unteroffiziers beredte Schilderung von des Generals Chasse Heldenthaten zu horchen, vielmehr herniederblickst auf die blühenden Ufer der Schelde

und die rothwangige Tête de Flandres, ei so laß Dich die Viertelstunde Zeit nicht reuen und fahre auf dem Dampfschiffe hinüber, unmittelbar vor die wohlbekannte Thür des fliegenden Pferdes. Unter seinen Schwingen haust jetzt, angesehen im ganzen Lande für einen der ersten Künstler seines Zeitalters, Meister Henrich van Nt mit fünf Gesellen und, was mehr sagen will, mit fünf Kindern. Der alte van der Keerk hat sich vom Geschäft ganz zurückgezogen und sieht, sein Pfeifchen voll Behaglichkeit rauchend, dem wackern Treiben des Eidams stolz und vergnügt zu. Babette vergaß längst ihren Schützling, den Weber von Gent, wie dieser sein Mühmchen; die beiden Frauen, Frau van der Keerk und Frau van Nt, sind froh und zufrieden, nicht nur mit ihrem einzigen Kinde jede, sondern auch beide mit einer Schaar blondlockiger Enkel und Enkelinnen so ungestört zusammen zu leben. Die Glücklichsten aber des kleinen Kreises sind, wie sich von selbst versteht, Regine und Henrich, den sie allein noch immer Kasael nennt. Ihr zu Liebe hat er vom Maler nicht nur den schmucken Bart und für hohe Sonn- und Festtage den genialen Sammtrock beibehalten müssen, sondern auch zu ganz besonderem Zweck Staffelei, Leinwand, Pinsel und Palette neu angekauft, statt der am Tage des furchtbaren Gerichtes vernichteten. Jedes Kind muß er, um den Familienkreis sein vollständig zu erhalten, in Lebensgröße porträtiren. Kasael hat seinen Entschluß, so versichert er wenigstens den oft zu ihm herüber ziehenden alten Gesellen von der Loge, niemals bereut. „Was wollt Ihr?“ pflegt er zu sagen,



„vor dreihundert Jahren mußte man ein großer Künstler sein, um ein tüchtiges Weib zu gewinnen, und heute ein kleiner Handwerker. Die Zeiten ändern sich, und meine Schuld ist's nicht. Dazu, es fragt sich noch, welche Metamorphose die schwierigere ist, diejenige meines großen Ahnherrn Quintin Messis, oder die meinige?“ Bei diesen Worten zeigt er triumphirend auf die ehemals so feinen und zarten, jetzt durch den Ruß geschwärzten, durch den Hammerstiel schwielig gewordenen Hände und lacht, daß die weißen Zähne hell und lustig aus dem dunkeln Barte und dem gebräunten Gesichte hervorleuchten.

Das große Doppelheiligthum der vereinigten Familien van der Keerk und van Yt, welches allen Freunden des Hauses und distinguirten Fremden gewiesen wird, ist ein Bild in stattlichen Dimensionen, umgeben von einem kostbaren Goldrahmen und an der Wand des besten Zimmers droben im ersten Stock aufgehängt. Darunter steht Madonna dei Maniscalchi, und darüber hängt ein massives, blankes, tadelloses Hufeisen, beide Meisterstücke desselben Künstlers. Und wie Natur in seltsamen Spielen oftmals sich gefällt, so muß es just sich fügen, daß in dem ersten Kinderpaar — es waren Zwillinge, zwei muntere Buben — des Vaters doppeltes Talent vereinzelt und gesondert wiederum emporblüht: Andres greift immerdar zu kindischer Kurzweil nach dem Pinsel, wenn Jürgen mit den kleinen Fingern den schweren Schmiedhammer zu heben trachtet. Andres ist des Großvaters Liebling und Pathe. Gibt es noch eine Gerechtigkeit in der Welt und in

Antwerpen, so wird nach Meister van Dts, gefällt es Gott, spätseligem Hintritt, zu dem Hexameter, der als Grabchrift auf seinen großen Ahnherrn an der innern Thüre der Kathedrale steht, noch ein Pentameter kommen, so daß das Distichon vollständig also lautet:

Connubialis amor de mulcibre fecit Apellem;  
Fabrum ab Apelle facit connubialis amor.

---



Ein armer Poet.



„Wie glücklich solche Menschenkinder nicht sein!“ So rief Niklas, der Gärtner, gähmend aus und ruhete die fleißigen, halb-nackten Arme eine Weile auf der Harke. Sein Auge winkte neidisch auf den offenen Gartensaal hinüber, der am Ende der Linden-Allee seine breite, glänzende Fassade mit den hohen Bogenfenstern ausstreckte. Dort drinnen tranken die „glücklichen Menschenkinder,“ ein Duzend vielleicht an der Zahl, Männlein und Fräulein, Kaffee und spielten Billard und aßen Eis. Der unglückliche Niklas dagegen mußte den Sand auf dem stattlichen Hauptwege des Parks glatt rechen, und sein Freund, der Kutscher, an den die Seligsprechung adressirt war, hielt draußen, vor der hohen, eisernen Thüre, zwei ungeduldige Kappen im Zügel. Die Kappen hieben mit den Hufen auf das Pflaster, der Kutscher mit der Peitsche zwischen ihre unruhigen Ohren. Der Welt Lauf! Eins auf das Andere! Und — Gott auf Alle!

Der Kutscher, würdevoll und ernst, wie seines Gleichen sind, wenn sie einen schwarzen Vollbart und zwei schwärzere Gäule besitzen, der Kutscher schwieg eine Minute. Dann lehnte er mit einer eben so unbeschreiblichen

als unnachahmlichen Grazie seitwärts über den hohen Boock und murrte mitleidig zu Niklas herab: „Wie Ihr es versteht, Gärtner!“

Im Gartensaal klang Gelächter weiblicher Stimmen, die Bälle klapperten, der Sakai mit seinen Tassen und Bechern ging ab und zu, und auf einem Seitentwege trug ein Kamerad silberne Schüsseln und leere Champagnerflaschen aus dem Pavillon in's Haus. Vermuthlich hatte die Gesellschaft im Pavillon gespeist.

„Unser Einer,“ fuhr der Kutscher fort, eigentlich aber ohne fortzufahren, „Unser Einer kommt nun doch näher mit der Herrschaft zusammen als Ihr. Man hat denn auch seine Augen und Ohren am richtigen Flecke, und wenn ich den Herrn und die Frau so kutschiren thue, seht Ihr, so gelangt immer ein kleines Wörtchen, ein Seufzerlein aus dem Wagen drin auf den Boock haußen. Hui, Niklas, wie sagt der Kaplan: Es ist nicht Alles Gold, was gleißt.“

Niklas rückte neugierig näher; seine Harke fiel in den Sand. „Wie ist denn das zu verstehen, Kutscher?“ fragte er. Aber der Kutscher zuckte vielsagend mit den Achseln, schlug sich auf's Maul, die Klappen um die Hinterbeine und schwieg. Der unerschrockene Gärtner ließ sich aber nicht so abfertigen, er hub von Neuem an: „Wenn ich nur wüßte, wo der Herr das Heiden-geld hernehmen mag? Hätte mein Lebtag nicht gedacht, daß mit dem bloßen elendiglichen Büchermachen so viel verdient wird! Und das Gelaufe all', das Besuchen, das Hofiren! Alle Stunde ein Fremder. Neulich, stellt Euch vor, war ein Mensch aus Nord-

amerika da, um den Herrn zu sehen, und vergangenen Johannis, als der Fürst droben im Rheingau reiste, kam er nicht herunter und machte Speranzien und Complimente, mehr als wie den Grafen und den Baronen allen, unserem Herrn, dem simplen Mann ohne Titel und ohne Plak! Ist das eine komische Welt heut' zu Tage?"

Der Kutscher schnitt ein Gesicht. „Des Brot ich esse, des Lied ich singe,“ sagte er scharf und ingrimmig. „Ich habe bei Fürsten und Grafen gedient, mit Bierem vom Boocke gefahren zu Wien, in Berlin zu drei hinten aufgestanden; aber ich will ein schlechter Kerl sein, wenn meine zwei Rappen da und diese Kalesche ohne Wappen und Firlesanz mir nicht eben so viel Plaisir machen, als sonst das fürstliche Jägerbandelier und die Livrei mit den Grafenknöpfen. Wenn ich durch die Stadt fahre, da solltet Ihr sehen, wie die Hüte rechts und links fliegen, wie sich das Volk anstößt: da ist er, dort kömmt er, da geht er hin, und wie der Portier am Theater die Flügelthüren aufreißt, wenn der simple Mann, wie Ihr sagt, an der Freitreppe anrasselt!“

Er schnalzte mit der Zunge und mit der Peitsche. Die letztere schlug in der Luft einen kunstvollen „Georg Rex“ in einem Zuge, wie er sonst auf den hannoverschen Dreigroschenstücken stund. Der gereiste Kutscher hatte auch in Hannover gedient.

„Nu, Jeder hat seine eigene Reputation,“ erwiderte Niklas nicht ohne Gift. „Mich wurmt es just, daß ich solchen Leuten gehorchen muß. Man ist doch auch nicht hinter'm Zaune jung 'worden. Ich hätte es gerad' so



weit bringen können, als der Herr, hätte mich mein seliger Vater auf die Schule geschickt statt in den Baumgarten. Und die Frau, daß Gott erbarm'! Alle Welt weiß ja, wes Geistes Kind sie ist, und die Lene hat mir noch jüngst gesagt, ihr Alter, der jekunder so dicke thut und uns auf dem Felle sitzt, sei mit Federmessern haufsiren gegangen, drüben bei den kollerischen Engelländern."

"Daß Du schwarz würdest, alte Weiberzunge," donerte der Kutscher und wandte sich auf dem Phaëton-Throne um.

Gleichzeitig ging im Gartensaale die Gesellschaft auseinander. Es fuhren von der entgegengesetzten Seite, wo das Hauptgebäude lag, drei Wagen vor, welche die Gäste abholten, und kurz darauf kamen die Allee herab der Herr und die Frau geschritten, Arm in Arm, ihnen zur Seite ein kurzer, dicker, alter Mann, hinten drein ein Bedienter mit Tuch und Mantel. Niklas griff geschwind wieder zu seiner Harke, der Kutscher fuhr hart am Thore an.

Die drei Personen standen einen Augenblick still und ließen sich von den Domestiken betrachten, nicht behorchen, denn ihr Gespräch wurde englisch geführt. „Sie gehen nicht mit, Vater?“ fragte die Dame. „Nein, meine Theure, ich habe noch zu thun, meine Orangen müssen begossen werden.“ So sagte der ältliche Mann, drückte alsdann stumm und mit nicht allzugroßer Wärme, dem Schwiegersohne die Hand und verschwand in einem Bosquet, nachdem er dem Gärtner durch einen Wink befohlen hatte, zu folgen. Mittlerweile öffnete der Bediente

Schlag und Tritt der Kalesche, die Dame stieg mit einem Abschiedsgruß an den Vater hinein, der Herr ihr nach, langsam. „Wohin, August?“ fragte sie deutsch, als der Kutscher, an den Hut fassend, umblickte. — „Mir gleich, Liebe.“ — „Nun denn, das Wasser entlang, über die Holz-Brücke, durch's Wäldchen heim.“

Die Kappen zogen an, dorthin flog die Kalesche. Der Bediente machte den Thorweg hinter ihr zu, räkelte sich einen Augenblick und schlich in's Haus.

2.

Der Abend, in welchen das Ehepaar hineinfuhr, war so schön, daß ihn ein Natur-Enthusiast aus der Mark wenigstens „auf Ehre jöttlich!“ genannt haben würde. Ueber der untergehenden Sonne hing groß und ernst ein prachtvolles Gewitter. Durch seine Schatten flogen rosige Lichter bis hoch in den Himmel hinauf, und jede Wolke hatte einen goldenen Saum. Fern an den Gebirgen ging ein Strom hin, der Strom war der Rhein: und in der Ebene rannte ihm ein kleines Wässerlein durch Busch und Wiese freudetrunken entgegen. An diesem Wässerlein hinab rollte, über weiche Wege, fast ohne Laut, die offene Kalesche, und alle Heumäher, an denen sie vorüber flog, grüßten ehrerbietig, und ein singender Handwerksbursche lief mit hingehaltenem Hute eine Weile lang nebenher. Die Dame warf ihm ein Silberstück zu. „August,“ sagte sie, „hörst Du denn nicht? Der Bursche singt ein Wanderlied von Dir!“

August lächelte und horchte eine Sekunde auf, dann versank er wieder in seine Zeitungen. Er las im Wagen. Seine Frau saß neben ihm und sah mit verschwimmenden Augen in die Gegend hinaus, ein feines, bleiches Gesicht unter dem grünen Sonnenschirm, und eine zarte Gestalt, nur lose von einer leichten Sommer-Mantille umflattert.

Bei einer Wendung der Straße legte sie die Hand sanft auf des Mannes Arm. „Wie schön!“ flüsterte sie und wies mit dem kleinen Finger in die Glut des Westens hinein, die unter dem Wolfengebirge und über dem wirklichen wie ein Feuerstrom dahinsfloß. Der Abend läutete an den Feierglocken aller Kirchen und aller Herzen, über die Fluren zitterte es wie ein feuchter Hauch der Andacht, ein langsam ausschwingender Klang der Wehmuth. August richtete sich hoch in seinem Sitze auf. Die Abendsonne und das Gewitter spiegelten sich in seinem Auge, sein Antlitz war wie die Gegend ringsum „still und bewegt“, — eine Weile lang; dann ward es wieder kalt und blaß, eine heimliche Ermüdung rieselte darüber hin, und er nickte bloß, trübe lächelnd, seiner Frau zu.

Im Wäldchen, durch welches der Heimweg führte, war große Gesellschaft. Das Wirthshaus am Saume desselben bildete den Sammelpunkt für die feine Welt aus der Umgebung; Fremde kamen auch viele hinzu. Es wurde saure Kuhmilch genossen und süße, heilige Natur. Auf einer Bank saß eine englische Familie, welche das Thema „wonderful“ geistreich variirte. Die Mama fing an: „how wonderful!“ und tippte ihre Tochter auf die

Schulter. Diese zeichnete einen schlechten Kirchturm noch schlechter in ihr Album: „quite wonderful!“ repetirte sie und stieß den Vater an; „wonderful indeed“ schloß derselbe und gähnte durch sein Fernglas. Daneben Franzosen, welche mit „superbe“ und „délicieux“ abwechselten — —

Mitten unter ihnen hielt die Kalesche still. Die Dame wollte aussteigen. August half ihr und hatte selbst kaum den Fuß zur Erde gesetzt, als er sich von einer Schaar Bekannter umringt sah. Da wurde vorgestellt und verbeugt, verbeugt und vorgestellt.

„Wie unendlich glücklich schätze ich mich, einen so berühmten Mann von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben,“ sagte ein reisender Schullehrer, der vom Philologenverein in sein Pädagogium heimkehrte. Und eine junge Wittwe forschte: „Womit werden Sie uns denn das nächste Mal erfreuen, Roman oder Drama, lieber Doctor?“ Und ein noch jüngerer Lieutenant betheuerte, daß er kein schöneres Talent kenne, als die Dichtkunst, und es müsse ein ganz famoscs Gefühl sein, Verse zu machen.

„O ja,“ entgegnete August, „und niemals empfindet sich der Reiz dieser Gabe tiefer, als wenn sie von geistreichen Männern anerkannt wird.“

„Bitte recht sehr,“ riefen Alle zugleich, der Schullehrer, der Lieutenant, sogar die Wittwe, die auch ein halber Mann war.

August suchte mit den Augen seine Frau. Sie tänzelte, zur Erde gekauert, mit einem blondlockigen Kinde, das mit beiden Armechen ihren Hals umklammerte. Er wandte sich ab von dem Bilde, in seinem Herzen wallte

es siedend-heiß auf und zentner-schwer, — warum? — Sie hatten keine Kinder.

Nach halbstündiger Rast eilten die Beiden wieder von dannen. Ein Gewitterschauer hatte sich schon zer-rissen in lauter Sprühregen und rauschte träufelnd auf die Erde hernieder. Wald und Gras funkelten in zahl-losen Perlen, und unten am Weiher riesen regenfrohe Frösche. Der Kutscher wollte den Wagen zudecken, aber seine Herrschaft verbot es. Ihm wie ihr thaten die kühlen, tröstlichen Tropfen wohl. Es war, als richtete sich sein Haupt, wie das einer Lilie, erstarrt unter ihnen empor, und die Frau ließ sich sogar ihr blondes schönes Haar vom Nachtwind und vom Sprühregen lustig frisiren.

Sie kamen heim, als es schon vollends dunkel war im Park. Zu früher Stunde trennten sie sich. Aber die Frau hörte, wie August in seinem Zimmer noch lange auf- und niederschritt, lange nach Mitternacht. Am an-deren Morgen, als sie ihn im Bade wußte, schlich sie hinüber; auf seinem Nachttisch lag ein Blatt, frisch be-schrieben, daneben der Crayon. Sie durchslog das Ge-dicht mit den Augen; die Hand, in der sie es hielt, zit-zerte heftig, und still weinend schwankte sie aus dem Ge-mache, nachdem sie Blatt und Stift wieder an ihre Stelle gelegt hatte.

---

Was stand auf dem Blatte, in dem Gedichte, daß es Evelinen so erschütterte? Nur ein Bruchstück aus

ihrer eigenen und ihres Mannes Geschichte. Es war die Scherbe eines zerbrochenen Spiegels (— oder Herzens! —), darin sie ihr Bild und seines erblickte. Wer ihr über die Schulter sehen will, lese die folgenden Blätter durch.

3.

Zu Birmingham wohnte ein Messerschmied, der täglich von Morgens sechs bis Abends sechs Uhr in seiner Werkstatt saß, Klingen schliff, Hefte stempelte, Blasbälge trat, Stahl glühte. Ein kleiner, rühriger Mann, Clappole geheißen. Der Messerschmied hatte eine Tochter, Evelina, und viele, viele Fabriken, Commanditen, Expeditionäre und Commissionäre, in England und auf dem Festlande, in der alten, wie in der neuen Welt. Seine Firma war eine Weltfirma, gekrönt auf allen möglichen Ausstellungen daheim und im Auslande.

Dreiundfünfzig Jahre stand sie, fest, unwandelbar, respectirt, wo man Kaufmannsbücher führt und Kaufmannswechsel schreibt. Clappole's Messer waren eben so bekannt und verbreitet, als Liebig's Streichfeuerzeuge, und die Einwohner von Birmingham nahmen den Hut ab, wenn man nur seinen Namen nannte. Da, eines schönen Morgens, trat sein Oberbuchhalter aus dem Comptoir in die Fabrik, worin Mr. Clappole eigenhändig hämmerte, schwarz von Ruß und mit einem runden, vergnügten Bäuchlein, worauf ein fetter Lederschurz glänzte.

„Mr. Clappole,“ sagte er, das Hauptbuch vorlegend, „die Zahl ist voll.“ Und Mr. Clappole band seine Schürze ab, wusch und rieb sich die Hände, rechnete nach, schmunkelnd, strahlend, selig. — Ja, die Zahl war voll: er war ein mehrmaliger Millionär. „Zwanzigtausend Pfund Sterling Revenüen,“ sagte der Kassirer, schlug seinen Folianten zu und ging.

Acht Monate drauf war die Fabrik verkauft, mit allen Handlungshäusern Rechnungsabluß gemacht, und Mr. Clappole saß neben seiner Tochter Evelina im Reisewagen. Er war nun ein Gentleman aus einem Messerschmied geworden, trug auf unauslöschlich-schwarzen, kurzen, dicken Fingern hellgelbe, lange, feine Glacehandschuhe, und gähnte alle Tage, statt daß er früher nur Sonntags gegähnt hatte. Er nannte das: sein Leben genießen, — ein vierundsechzigjähriges nämlich.

Frankreich, Italien und die Schweiz waren durchflogen. In München setzte sich Mr. Clappole zur Ruhe. „Hier ist gut sein,“ sagt er, als er aus Zacherl's Bierkeller heimkam, „hier laffet uns Hütten bauen.“ Und man bauete. Natürlich. Nach England zurück konnte und wollte er nicht; was ist in England ein Mann mit zwanzigtausend Pfund Revenüen, wenn er ihnen nicht einen Herzogstitel oder mindestens eine Lordschaft vorspannen darf? In Deutschland dagegen — o in Deutschland! —

Evelina war damals achtzehn Sommer alt. Welches Aufsehen machte sie nicht, die blonde, vornehm-blasse, interessante Miß, die reichste Erbin im ganzen Lande, die glänzendste Partie! Man soll doch ein wohlhabendes

Mädchen nie beneiden, ein reiches immer bedauern. Dem Ueberflusse im Schooß sitzen ermüdet schon an sich. Dazu nun Bettler aller Art an seiner Thüre versammelt sehen, Glückszitter, Abenteurer, Gauner, sich in sechs Sprachen, und in allen sechs gleich abgeschmackt, den Hof machen lassen müssen, und einen alten, ungebildeten, bauerstolzen Vater über sich erkennen — arme Evelina!

Woran hätte das weiche, liebe-bedürftige Herz der Jungfrau sich anlehnen sollen, als es aus den Träumen seiner Kinderzeit nun aufwachte und andere Seufzer als die um eine zerbrochene Puppe die keimende Brust schwellten? Ihre Mutter hatte sie nie gekannt, ihren Vater kannte sie zu früh. Sie mußte oft für ihn und über ihn erröthen, wenn aus der übergoldeten Scheide des Millionärs die alte, rostige Klinge des Messerfabrikanten verrätherisch hervorlugte; ihr lag es ob, das glänzende Haus, welches der eitle Mann machte, würdig aufrecht zu erhalten, sie repräsentirte nach Außen und regierte im Innern, als die Seele eines starken, unbehilflichen, anspruchsvollen Leibes. Eine nach der andern welkten darum vorzeitig die Blüthen jugendlicher Unbefangenheit und mädchenhafter Hingabe an das Leben ab; Evelina ward stolz, eigensinnig, vor Allem — mißtrauisch. Ein Krebschaden, der verborgen in allen reichen Mädchen sitzt, wie der Wurm in den vollsten und lockendsten Äpfeln.

Ihr Leben in München ist leicht beschrieben: Morgens eine Stunde am Frühstück, zwei Stunden neben langweiligen Lehrern am Klavier, an der Harfe, an der Staffelei, zwei Stunden Toilette, dann wieder ein Früh-



stück, und wieder ein Lehrer, und Besuche, und Diner, und Theater, und Konzert, und Soiréen . . . . In der glänzenden Schale klemmte sich das Gemüth des Mädchens täglich schmerzlicher, am Ende krampfhaft zusammen, wie eine Perle in der Muschel. Je krankender, desto köstlicher. Die Taucher blieben denn auch nicht aus. Da wollte ein junger Fabrikant eine Pottaschesiederei anlegen — ei, dachte er, die Clappole wäre keine üble Partie. Dort bedurfte ein altes, altes Haus einer neuen Stütze, massiv und solid — nun, sagte die Frau Gräfin zu ihrem Herrn Sohne, dem jungen Herrn Grafen, die Clappole wäre keine üble Partie. Ein Maler porträtirte sie, um das Original sammt der Kopie zu behalten, ein Bierbrauer brachte ihr Ständchen mit der Liedertafel, ein italienischer Marchese las Petrarca's Sonette. O Gott, o Gott! Wie zog sich vor den häßlichen Polypenarmen die bange, einsame Perle schauernd und schamhaft in sich zurück!

Evelina war klug, wie die meisten Weiber ihres Volkes. Sie verstand es, eine heitere und lebhafte Hülle um die Verstimmungen ihres Lebens zu werfen. In Spott und in Scherz kleidete sie die Männer-Verachtung, die mälig in ihr reifte, in Gleichgiltigkeit und allzeit-frohe Laune das unbeschäftigte, leere, sehnsüchtig-wunde Heimweh einer dem Himmel entsprossenen, gen Himmel strebenden Seele. Wit und Satire sind viel, sind gut in einem Theedansant, vortrefflich in einer Theaterloge; aber wenn nun Nachts das Kammermädchen ihr den goldenen und den steinernen Schmuck vom Haupte, vom Halse, vom Herzen nahm, — eine Last, die dennoch auf-

recht hält! — ach, wie knickte da das Haupt hernieder, wie öde, wie heiß, wie schwer klopfte da das entfesselte, das erwachte Herz gegen das treue, schweigsame Schlafgewand!

Alle Freitag empfing Mr. Clappole, der Messerschmied aus Birmingham, die Notabilitäten der deutschen Königsstadt. Seine Salons öffneten sich jedem Namen von Klang, dem ehernen der Geburtsprivilegien, dem silbernen des Reichthums, dem goldenen des Talents. Dort sahen August und Evelina sich zum ersten Male.

August — — der andere Name des Dichters bleibe ungenannt. Er war seiner Zeit ein großer und gefeierter; jetzt ist er vergessen.

Könnte ich statt der einfachen Erzählung einen Roman schreiben, wollte ich es: ich würde in dem Begegnen dieser zwei Herzen ein schönes Stück Menschengeschichte enthüllen. August liebte Evelinen. Des Geldes wegen? — O nein! Wenn ein Poet Geld machen will, er hat es um billigeren Preis, als um seine Liebe; er darf ja seine Gabe nur — vermietthen, nur wuchern mit seinem Pfunde, wie jeder Jude. Aber ihn zog das tiefe Räthsel dieser weiblichen Natur an, in welcher er etwas ganz Anderes ahnte, als seine — Nebenbuhler. Evelina zeichnete ihn vor keinem aus; das Mißtrauen gegen Alle berührte auch den Einzelnen, vielleicht um so schärfer, als eine geheime Stimme gegen dasselbe ankämpfte. Suchen und Verstecken, Entgegeneilen und Ausweichen, Verstehen und Mißdeuten, Lachen und Weinen: — wer nennt sie, die ewigen, stets alten, stets neuen Kontraste, durch welche Liebe ihre Kinder an das Ziel führt, — oder in die Irre? August

verlor zu bald die Fassung und den Faden; denn er liebte zum ersten Male, und er liebte als Dichter. Es war ein grauer, verdrießlicher Novembermorgen, als er über die Schwelle von Evelina's Zimmer trat mit dem Gelübde auf der blassen, bebenden Lippe: „Zum letzten Male!“ Er hatte ein warmes Wort gewagt, die keusche und edle Flamme seines jungfräulichen Mannes-Herzens war auf Stirn und Wange und aus dem freien, offenen Dichter-Auge ihr hell entgegen geschlagen, aber Evelina warf sich lächelnd in ihr Fauteuil zurück und fragte nach der nächsten Oper. August schwieg, trat an das Fenster, ging. Erst als die Thüre hinter ihm zufiel, fand Evelina die Thränen, nach welchen sein Schmerz vergeblich gerungen hatte.

Innen zerrissen und zerstört, blieb das Verhältniß Beider auf der Oberfläche klar, friedlich und freundlich; im Gegentheile, je tiefer sein Herz sich ausblutete, desto beredter wurde sein Mund. Evelina schauerte vor seinem Scherze, wie sie einst seinen Ernst hinweggelacht.

Drei Wochen nach der Scheidung vereinigte sie ein Ball bei dem russischen Gesandten. Es war ein Sonntag. Evelina wurde zum Tanze aufgefordert von einem jungen Edelmann, den sie unlängst mit einem sehr energisch geflochtenen Körblein in das baufällige Schloß seiner unschätzbaren Ahnen heimgeschickt hatte. Gerade um dieses stattkundige Geheimniß öffentlich zu widerlegen, bat sie der Baron um einen Walzer. Sie dankte, ohne viele Worte, wie sie es gewohnt war und wie man sie verwöhnt hatte. Eine Stunde darauf flog August mit ihr über den funkelnden Parquetboden dahin.

Der Baron bemühte sich, zornig zu werden, um in der geringen Beleidigung Rache zu nehmen für die große, untergeßliche. Es gab eine ärgerliche Scene. Evelina konnte mit einer Silbe dieselbe beendigen, wenn sie den wahren Grund ihrer Weigerung ausgesprochen hätte. Ihrer englischen Sabbathstrengte getreu, nahm sie vor Mitternacht keinen Tanz an; so wie aber die Uhr auf Zwölfe wies, war ihr ein jeder willkommen. So befriedigend für ihn, so rechtfertigend für sie diese Auskunft gewesen wäre, beliebte es ihr doch nicht, sie zu geben. Sie zog die schmale, englische Lippe scharf in die Höhe, schleuderte dem Baron eine Antwort zu, die außerordentlich deutsch war, und wandte ihm den Rücken. Natürlich, daß eine solche Behandlung das Aergerniß erst recht vervollständigte; der Baron schalt, so laut und so derb es der gute Ton eben zuließ, über eine schlechte Erziehung und meinte, in Deutschland hießen solche Manieren — bäurische. Vielleicht weil er nicht Unrecht hatte, oder weil die Chevalerie des neunzehnten Jahrhunderts am liebsten Ballhandschuhe als Fehdezeichen benutzte, genug, August nahm sich seiner Partnerin an, und die Sache endigte, wie es sich von selbst versteht,

Verzeihung, daß ein Pistolenschuß in eine stille Novelle hineinknallt! Es ist der erste und der letzte, obendrein ein harmloser. Ein Blutegel hätte dieselben Dienste gethan.

Ein Dichter hat eine andere Courage, wie die Uebrigen. Seine Ehre besteht nicht darin, Pulver riechen zu können — im Manoeuvre, oder sich stoisch die Epidermis schlißen zu lassen auf der burschikosen Mensur. August

hatte in seinem Leben noch keine Pistole abgedrückt, doch stellte er sich fest und ernst der Waffe des Barons gegenüber. Diese traf, nachdem die seinige gefehlt. Er fühlte sein Blut warm und feucht aus der rechten Seite tropfen, seine Weste färbte sich, er sank um.

4.

Als der Verwundete, unter den Händen des Arztes sich aufrichtend, den rothen Quell seines Lebens in den stillen, kalten Schnee rieseln sah, ging in seinem Herzen ein Mystorium, eine Verwandlung, ein Wunder vor. Es war ihm, als ob die Liebe zu Evelinen leise, leise aus den durch die Kugel des Gegners geöffneten Pforten seine Brust hinausströme. Nicht weil er eine große Gefahr — eigentlich doch ihretwegen! — überstanden hatte und einem kleinen Schmerz entgegen ging; liebt doch ein edles Herz immer nur inniger das, wofür es leidet. Aber, dachte er, mit welcher Seligkeit hätte ich den letzten Tropfen für sie dahingegeben, wenn sie mich liebte, wenn überhaupt — oder wenn einen Anderen. Sie liebt nicht, sie kann nicht lieben. Ermüdet und besinnungslos schloß er die Augen, während des Doktors Werkzeuge in seiner Wunde wühlten. Er empfand eine tiefere, als die im Fleische. Ach, und eine, die nicht ausbluten konnte, die keine verbindende und heilende Hand fand.

Das Duell hatte keine ernsthaften Folgen. August war leicht verwundet; eine minder reizbare Constitution als die seinige würde den Streifschuß kaum geachtet

haben. Unangenehmer war, daß das Gerücht und die Gerechtigkeit — welches das strengste von beiden? — Kunde von dem Vorfall nahm. Beide Duellanten wurden auf sechs Wochen — beseitigt.

Evelina erfuhr begreiflicher Weise zuerst, was sie auch zuerst anging. Ein Mädchen von deutschem Schlage würde ihrem Ritter unendlich dankbar gewesen sein, um so mehr, als er ja sein Blut um sie geopfert hatte, nicht bloß sein Pulver. Auf sie machte der Zweikampf nur einen ungünstigen Eindruck: man denkt in diesem Punkte jenseits des Kanals anders als diesseits. Sich im Mittelpunkt des Tagesgesprächs wissen und ihren Namen auf den Lippen aller Bierbrüder und Kaffeeschwestern, war ihr ein widriger Gedanke, den sie dadurch überpochte, daß sie geflissentlich auch nicht einen Tag lang demselben Einfluß auf ihr Benehmen gestattete. Sie erschien wie früher im Theater, in der Gesellschaft, auf der Gasse.

Nirgends August . . . Diese Empfindung war es hauptsächlich, die unbewußt und unwillkürlich in ihr durchdrang. Sonst begegnete sie ihm täglich. Seine Nähe hatte in mancher Soirée tröstlich und freundlich auf sie gewirkt, und in der Theaterloge glaubte sie in jedem Zwischenakte das Thürlein knarren zu hören, ihn eintreten zu sehen. Sie wagte es sich nicht zu gestehen, daß seine Entfernung eine Lede um sie und in ihr zurückgelassen, welche sie in manchem Augenblicke frostig durchschauerte. Sie wehrte sich noch gegen eine Neigung, wie gegen ein Neues und Fremdes, welchem die jungfräuliche Natur in heimlicher Ahnung widerstrebt, um es hernach desto tiefer und voller in sich aufzunehmen.

Mit den Nachtigallen des Frühjahres kehrte denn der Verwundete, der Gefangene zurück. „Wie interessant muß er aussehen,“ riefen die Judentweiber, die ihn blaß, mit ungeschorenem Barte, noch ein wenig nach der rechten Seite gebückt oder gar mit dem Arm in der Schlinge sich dachten. Statt dessen strich ein unveränderter Mensch, rasirt und gleichgiltig, in den Arkaden an ihnen vorbei, sich weder gewaltsam der allgemeinen Aufmerksamkeit aufdrängend, noch kokett hinter den Rouleaux seiner Dichterkabine versteckt. August hatte auf dem Lande gelebt und ein Schauspiel vollendet, dessen Aufführung vorbereitet wurde. Seine Kunst nahm ihn, schien es, entschieden hin. Von einer Probe weg eilte er eines Mittags, kurz nach seiner Ankunft, zu Clappole. Das Wiedersehen war gezwungen und frostig. Die einzige laute und dankbare Person war der Messerschmied. Ihn kitzelte der Gedanke, daß seiner Tochter zu Liebe ein berühmter Dichter sein kostbares Leben gewagt hatte.

Das Stück ging wirklich bald über die Bühne, es gefiel über die Maßen. Der Verfasser wurde gerufen und erschien mit einer kurzen, stummen Verbeugung. Als man eine wohlgesetzte Rede von ihm erwartete, fiel auf seinen Wink die Gardine, und das Publikum ging aus einander. Sein Auge hatte keinen Blick für Clappole's Bogen gehabt. Und doch stand da, an allen Gliedern heimlich zitternd, die weißen Handschuhe fest in einander gefaltet, ein Mädchen, das an seinem heutigen Triumph theilnehmenden Antheil nahm, — Evelina. Sie that sich Unrecht, wenn sie es nur für Eitelkeit der Freundin hielt, was in diesem reichen und großen Moment in ihrer

linken Brust so ungestüm klopfte. Ein Herz vergißt und verräth sich am ehesten in der Freude oder in der Trauer mit dem Geliebten, weil das ihm ein fremdes Element ist, worin es sich vor sich selbst noch verbergen und täuschen kann.

Am folgenden Morgen erhielt August einen schönen, vollen Lorbeerkranz aus Evelina's Händen, die ihn selbst gewunden hatten. Er betrachtete ihn einen Augenblick mit tiefer Bewegung, die aber nicht der Geberin galt, sondern dem Symbol. Dann setzte er ihn auf eine Büste Goethe's, die auf seinem Schreibtische stand.

6.

Der Baron, welcher August zur Ader gelassen hatte, besaß eine Schwester, ein kleines, gutmüthiges, empfindsames Mädchen, die sich Evelinens Freundin nannte, weil sie bei den Bemühungen ihres Bruders um dieselbe ihr näher gekommen war, als viele übrige. Schwester Marianne schwärmte erklärt für August, seit er durch ihren Bruder so „gelitten“ hatte. Sie meinte ihm das durch verdoppelte Holdseligkeit vergüten zu müssen, und wo immer die zwei sich begegneten, hing sie sich mit Begierde und mit kindlicher Offenheit an den Dichter. Dieser duldete sie zuerst bloß, hernach gefiel sie ihm; er ließ sie gewähren, er plauderte gern mit ihr. Jedes Wort von seinen Lippen war der Kleinen ein Fund und ein Schatz, den sie in mittheilsamem Drange Evelinen wieder zutrug. Evelina wollte nur aus Artigkeit zuhören, um dem Kinde



nicht weh zu thun; daß der Gegenstand ihrer Unterhaltungen sie dieselben zuerst zulassen, dann auffuchen hieß, hielt sie für eine inwendige Unmöglichkeit. Eines Abends kam Marianne athemlos zu ihr. „Evelina,“ stammelte sie, „ich muß Ihnen etwas gestehen. Schon lange drückt es mir das Herz ab . . . . Ich zweifelte, ich kämpfte, nun vermag ich es nicht länger — wissen Sie denn, ich liebe ihn — ihn —!“

Es war ein Glück, daß der Sichtschirm so stand, daß Marianne das Gesicht ihrer Freundin nicht sehen konnte. Eine tiefe Blässe goß sich über dasselbe, eine ganze Fluth bitterer und süßer Empfindungen wallte in ihr empor, als würde mit dem fremden Geständniß auch das ihre mit ausgesprochen und eine alte, sorgsam gehegte Schranke nun mit einem Male niedergeworfen. „So sieht also ein Mädchen aus, welches liebt und ihre Liebe eingesteht,“ sagte Evelina für sich und betrachtete, in Mitleid und Eifersucht getheilt, das arme, glühende, verwirrte, stammelnde Kind. Allein Herrin ihrer Bewegungen, faßte sie mit Güte die brennende Hand Mariannens und schloß sie in die ihrigen — die letzteren waren eiskalt. Die vereinigten zuckten heftig auseinander, als hätte der schnell empfundene Kontrast sie zerrissen.

Evelina suchte, ehe sie rieth oder beschwichtigte, egoistisch erst mehr zu erfahren. Sie forschte, ob August — — aber hier versagte ihr die Lippe den Dienst. Sie verstummte. Marianne errieth, was sie fragen wollte. „Ach,“ fuhr sie in ihrer Beichte fort, „oft ist mir wohl, als ob auch er tiefer für mich empfände, als bloße Freundschaft pflegt.“ Jedes Wort war ein neuer Dolchstoß in

Evelina's Wunde. Ihr eigener Schmerz, den sie jetzt zum ersten Male als wirklich empfand und sich eingestand, machte sie grausam gegen den fremden. „Prüfen Sie ihn und sich genau,“ stammelte sie heftig, „ehe Sie eine so unsichere und zweifelhafte Annahme aussprechen.“ Mari-  
anne erschrak. Es klang ein Etwas in der Stimme der Engländerin, das sie niemals vernommen hatte, als sei eine neue Quelle ihrer Sprache geöffnet. Aber das Miß-  
trauen und die Vorsicht, welche ihr anempfohlen wurden, unterdrückten das einmal flüchtig gewordene Geständniß nicht. „Neulich,“ fuhr sie, von Minute zu Minute be-  
redter werdend, fort, „als ich bei dem Regierungspräsi-  
denten die Arie gesungen hatte, sah er mich mit einem so seltsamen Blicke an, daß ich nicht wußte, wohin ich mit den Augen vor seinen großen Dichterflammen flüchten sollte. Aus Ihrer letzten Soirée geleitete er mich heim und küßte mir, an meiner Thüre, zum ersten Male, seit wir uns kennen, die Hand. Ach Gott, Ihnen darf ich es sagen, Sie sind ja auch ein Mädchen: um's Leben gern hätte ich ihm die Wangen beide und den Mund gereicht, seine Lippen zu küssen, die die Grazien geweiht haben!“

Evelina schalt sich in einen moralischen Zorn hinein, welcher die kleine Enthusiastin abkühlen sollte und nur den entgegengesetzten Erfolg hatte. „Nein,“ rief sie begeistert aus, „seien Sie streng und zurückhaltend und kalt, so viel Sie wollen! Ein deutsches Mädchen fühlt anders, als Ihr spröden Insulanerinnen. O, und kennten Sie nur das berauschte Gefühl, von einem Dichter geliebt zu werden, einen Dichter über Alles zu lieben!“

Marianne wollte sich im Affekt an den Hals der Freundin werfen, diese aber stand rasch auf und eilte an's Fenster. Die Stirne drückte sie hastig an die kalten Scheiben, ihre Finger griffen krampfhaft in die Frangen des Vorhangs, kaum vermochte sie sich aufrecht zu halten; die kleine Sünderin eilte ihr nach. „Nicht böse sein,“ bat sie schmeichelnd und lieblosend, „nicht böse sein, meine gute, liebe Evelina, meine Schwester! Sehen Sie, Sie sollen Alles wissen: Hier auf dem Herzen trage ich ein Blatt, das seine Hand geschrieben, worauf sein Auge geruht, das sein Athem gestreift hat. Da ist es!“ Und sie reichte Evelinen ein zusammengefaltetes Papier hin, das Manuscript eines Liedes, von August gedichtet, von August hingeworfen. Als seine Schriftzüge das Auge Evelina's trafen, glaubte sie ihn selbst zu sehen; das Gefühl seiner Nähe, das Andenken an so manche stille Stunde mit ihm, an seine Liebe und an ihre Verblendung, überwältigte sie allmächtig, das Eis brach, laut schluchzend stürzte sie nun der verwunderten Freundin in die Arme und drückte das seine, in Thränen schwimmende, fiebrisch zuckende Antlitz fest auf ihre Schulter.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre. Mr. Clappole trat ein, an seiner Hand — August. Die beiden Männer fuhren vor der unerwarteten Scene überrascht zurück. August faßte sich zuerst wieder und zog mit den Worten: „Wir stören die Damen,“ Evelina's Vater hinaus.

Ob er das kleine, entfaltete Blättchen bemerkt und erkannt hatte, das Evelina's Hand entfallen war, und,

sehr merklich beleuchtet, auf dem Teppich zu ihren Füßen lag? Dichter haben ein gutes Auge, namentlich für ihre Manuscripte.

7.

In jeder männlichen Liebe gibt es zwei Stadien, zwei Phasen, welche gleichzeitig oft, häufiger noch nach einander durchlebt werden: Lieben — und Sich-lieben-lassen. Es fragt sich, worin der Mann am Liebenswerthesten erscheine; am glücklichsten ist er jedenfalls im Sich-lieben-lassen.

Bei gewöhnlichen Seelen bildet die Hochzeit die Grenze dieser beiden Stadien. Diesseits des Traualtars liebt der Mann und — gehorcht, jenseits läßt er sich lieben und agirt den Hausherrn. Der Rentereischreiber, welcher acht Tage vor der Hochzeit seine Frau Schwiegermama in spe noch ganz höflich fragt, ob es auch erlaubt sei, eine Cigarre zum Nachmittagskaffee „vor den Damen“ zu rauchen, derselbe muthet acht Tage nach der Hochzeit seiner Frau zu, daß sie ihm selbst die Pfeife stopft und herbeiholt, streckt sich wie ein Pascha mit einem Roßschweif auf dem ledernen Sopha aus und sieht seine „Gattin“ vor sich ruhig Strümpfe stopfen und Syrup in die Tassen tröpfeln.

Anders bei poetischen Gemüthern. Sie sind viel weicher und hingebender im Lieben-lassen als in der eigentlichen, so zu sagen aktiven Liebe. Was ihnen

entgegengebracht wird, berührt sie inniger, als was sie aus sich selbst erzeugen. Die Dankbarkeit ist die zarte Grundlage, worauf ihr ganzes Wesen eine andere Gestalt und Richtung nimmt.

Als August mit Evelinen verlobt war — dies geschah wenige Wochen nach der zuletzt geschilderten Scene, in Folge einer langen und geheimen Unterredung zwischen ihm und Mr. Clappole — trat er in die zweite Phase entschieden hinüber: er ließ sich lieben. Und wie glücklich war er dabei! Wie überraschte ihn die zärtliche Bräutlichkeit, der Schmelz der Scham und der Freude, das Morgenroth eines neuen, ungeahnten Tages auf Evelina's Stirn und Wangen! Wie trunken starrte er in den reich und weit vor ihm aufgeschlossenen Schatz von Liebe hinab, den die Brust des Mädchens geborgen hatte, wie ein Meer seine Perlen und seine Steine! Dabei vergaß er eine Kleinigkeit: daß er selbst Evelinen nicht mehr liebte. Er vergaß oder er wußte es noch nicht. Denn als Vater Clappole hart und plump genug ihm mit dem Anerbieten entgegenpolterte: „Das Mädchen liebt Sie, wollen Sie mein Eidam werden?“ da verschlang sich in August's Seele der gewaltige Eindruck dieser Neuigkeit so mit den Erinnerungen an ehemals, an seine stille Liebe und seine Entsagung, da wachten die zu Grabe getragenen Hoffnungen und Wünsche so tumultuarisch in ihm auf, daß er über seinen augenblicklichen Zustand sich selbst keine Rechenschaft zu geben vermochte. Er flog zu Evelina's Füßen, an ihr Herz, an ihre Lippen. Der Bräutigamsjubel stieg ihm zu Kopf wie Champagnerrausch, und in die neue, wonnevolle Perspective, die ihm das Leben

öffnete, versank sein träumendes Auge so gänzlich, daß es für die Gegenwart oder die nächste Vergangenheit keinen Blick übrig behielt.

Ist es doch immer so: jeder neue Zustand, jeder Gewinn, jeder Verlust, Glück und Unglück, Alles nimmt die weiche, weibliche Seele des Dichters auf einmal und ganz hin, und der Reiz, in ein Unbekanntes hineinzuleben, bisher ungeahnte Eindrücke auf sich wirken zu lassen, verschleiert bei ihm die Ueberlegung, ob das Neue denn besser als das Alte?

August hatte noch nie mit einem Weibe in einem ernstern Verhältniß gestanden. Einsam war er aufgewachsen, einsam unter den Menschen fortgegangen. Nun ließ ihn plötzlich ein gebildetes, reiches und feines Mädchen an ihrem Leben theilnehmen und theilte das seinige: er fühlte seine Existenz, sein Talent, sein Glück, so zu sagen, doppelt. Jeden Gedanke, jede Empfindung, jede Freude, jede Klage: er wußte, wohin er sie tragen sollte, um ein Echo dafür zu finden, und in den, einem Dichterleben so eigenthümlichen Dämmerstunden einer wehmüthigen, ziel- und grundlosen Verstimmung brauchte er nur zu seiner Geliebten zu flüchten, um an sich selbst auf's Neue glauben zu können. Oft wenn er Morgens erwachte, däuchte ihm Alles ein Traum, eine dichterische Erfindung, ein Roman, den er schrieb, nicht lebte, und in Uberschwänglichkeit rief er wohl, das Auge auf Evelina's Portrait über seinem Bette gerichtet, aus: „O Gott, ist es denn möglich, noch glücklicher zu sein? Und wenn nicht, so gib mir den Muth, jetzt zu sterben!“

Er starb nicht. Vielmehr reisten die drei, Clatpole

und das Brautpaar, noch im Sommer nach der Schweiz und nach Italien ab. Die Münchner meinten, sie wollten dem Aufsehen, welches die rasche Verlobung machte, ausweichen. Um eine solche Rücksicht zu nehmen, hätten sie nicht eine Engländerin, ein Messerschmied und ein Dichter sein müssen!

Gleichzeitig ging Marianne, die Ärmste, welche sich viel damit wußte, daß ihr Friseur jeden Morgen auf Ehre betheuerte, wie mager und blaß die gnädige Baronesse würde, sie ging nach Ingolstadt zu einer alten Tante. Ein Vierteljahr drauf zirkulirte die offizielle Nachricht ihrer Verlobung mit einem Genie-Offizier. O, die weibliche Rache ist schrecklich, — aber süß! Und hier besaß sie die, sonst heftigen Affecten nicht nachzurühmende Kraft, stark und blühend zu machen. Marianne wurde rund und frisch, wie nie zuvor. Jetzt hat sie drei wackere Kinder und ist „Majorsgattin“ laut einer Kurliste aus Kissingen, wo ihr Gemahl gegen Embonpoint und Magenbeschwerden badet. Indeß August —

Ein verlobtes Paar sollte immer drei Monate mitfamem auf Reisen gehen. Der Wagen ist eine Vorschule für das Haus, wie sie nicht besser gedacht werden kann, und ein Mensch, mit dem man täglich zwölf Stunden lang und länger in dem engen Raum weniger Quadratschuhe, auf schlechten Wegen, in ärmlichen Wirthshäusern auskommt, dem darf man getrost auch für das Ehebett und auf dem Lebenswege die Hand reichen. Unsere Sitte kehrt das freilich gebieterisch um. Bei uns zu Lande reisen junge Eheleute, um sich eine neue Häuslichkeit zu

verleiden und die Flittermonate zu Flitterwochen zu beschneiden.

Am glücklichsten unter dem fahrenden Menschen-Kleeblatt war Evelina. Sie lernte jetzt erst Mariannens Worte recht verstehen und beherzigen: „Kennten Sie nur das berauschte Gefühl, von einem Dichter geliebt zu werden, einen Dichter über Alles zu lieben!“ Sie hatte den doppelten Vorzug, durch die Augen ihres Freundes zu sehen und in der morgenröthlichen Beleuchtung einer späten, ersten, glücklichen Liebe. Natur, Kunst und Leben gewannen eine andere Bedeutung für sie, und mit Verwunderung über sich selbst saß sie jetzt an August's Hand oft stundenlang in einer Ruine, vor einer Alpenhütte, bei einem Gemälde, wo sie vor wenigen Jahren mit Vater Clappole und dem beredten Cicerone gleichgiltig vorüber gegangen war.

O, eine erste Liebe ist so schön, so unendlich schön! Zumal wenn, wie hier, an ihre Flügel nicht gleich die bleiernen Gewichte der Zukunft gehängt werden, welche den über aller Sorge und Erdennoth schwebenden Paradiesvogel vor der Zeit in den Staub zurückziehen. Diese zwei Menschen waren reich und jung und schön; die Entzückungen ihrer Herzen empfingen durch Geist und Poesie ihre letzte und höchste Weihe, und über ihrem Glücke hing noch der weiche Duft zarter Illusionen. Für sie gab es keinen Himmel mehr, denn die Erde war mehr als er. Und als sie Abends im Golf von Neapel, geschaukelt von einem leichten Fischernachen, die Abendröthe vor sich, über sich und in den Wellen unter sich, so langsam dahin trieben vor dem Winde, Gitarren-



Klang und Liebesgeflüster hinter dem kleinen Segel verhallend, Meer und Vulkan und Stadt und Hafen, die sonst so lärmenden, sabbathlich still und leise dunkelnd, — —

Ach, warum erfülltest du damals seinen Wunsch nicht und ließest das Schiff der Glücklichen zum Charons-Nachen werden und die langen Wellen-Schwingungen zu kurzen Sturmes-Wogen, welche zwei Leichen, noch umschlungen im seligen Tode und das Lächeln der Engel auf der blassen, im Russe erstarrten Lippe, im weichen Sande begruben? Warum nicht? Nicht wahr, weil dein Blick, aus heiterem Himmel dräuend, schon über ihren schuldlosen Häuptern hing, weil deine Hand aus der leuchtenden Furche, welche der Rahn im Wasser riß, über den Rand hinübergrieff zwischen ihre verschmolzenen Herzen, kalt und tödtlich und zermalmend?!

8.

Im September war die Hochzeit. Mr. Clappole hatte sich bis dahin musterhaft-schwiegerväterlich betragen und mit messerschmiedlicher Munifizenz den Heerd der Neuvermählten eingerichtet. Nun, meinte er im Stillen, müsse August sich auch mit Ernst daran geben und was Ordentliches vor sich bringen. Der Alte schätzte, wie alle durch ihrer Hände Arbeit reich gewordenen Menschen, mehr den Verdienst als das Verdienst. Er wollte nicht fünfzig Jahre lang im Schweiß seines fetten Angesichts, in Ruß und Feuer gehämmert haben, um nun die Früchte

seiner Thätigkeit einem jungen Faulenzen verchwenderisch in den Schooß zu schütten. „Ein Mann muß arbeiten,“ das war sein Lieblings-Grundsatz, dessen Werth er erst dann recht zu begreifen anfang, als er ihn nicht mehr auf sich selbst angewandte.

Zu allererst behielt er seine Gedanken weislich für sich, der gute Mr. Clappole. Denn bei allem Uebergewichte, das er in materieller Hinsicht über seinen Eidam sich beimesseu durfte, konnte er einer gewissen Scheu vor ihm nicht Herr werden. Dies erbitterte ihn selbst, und er nahm sich lange vor, bei Gelegenheit sein Herz einmal zu erleichtern. „Er lebt von meinem Gelde,“ murrte er bei sich, „und macht ein Gesicht dazu, als ob ich es ihm noch danken müßte, daß er es mir um Gotteswillen abnimmt und unter die Leute bringt.“

Evelina und August hatten gesonderten Haushalt angefangen; die junge Frau verlangte es so, und ihr Mann wußte es ihr herzlichst Dank. Mr. Clappole kam aber begreiflicher Weise täglich, zuzusehen, wie es ging, wo es fehlte, mit Rath und That zu helfen. So oft er kam, fand er seine Kinder entweder beisammen, Hand in Hand, oder jedes allein, die Hände im Schooß. August las nicht und schrieb nicht, — das Glück des Far-niente, welches nur Poeten verstehen, ließ er in vollem Gusse über sich herabströmen. Als ihn sein Schwiegervater wieder einmal so gefunden hatte, behaglich auf dem Divan ausgestreckt, das Hündchen seiner Frau neben sich, dem er sanftmüthig hinter den Ohren kraute, da machte sich des Messerschmieds Unzufriedenheit zum ersten Male Luft. Gegen August? — Gott bewahre, wo nähme ein Messer-

schmied die Stirne her, um einem Dichter den Text zu lesen? — Nein, er ließ ein Wörtlein bei Evelinen fallen, welches das Zartgefühl derselben auch ungesäumt auffaßte. Es gab eine Erörterung zwischen Vater und Tochter, wobei kein Theil gewann. Letztere vertheidigte natürlich ihren Mann; waren sie doch erst vier Wochen verheirathet. Aber sie konnte nicht hindern, daß Claypole's Vorstellungen in einem versteckten Winkel ihres Herzens heimlichen Anklang fanden. „Ein Mann, der nicht arbeitet,“ so hatte er höchst verständig räsonnirt, „der sich nicht an eine regelmäßige Thätigkeit gewöhnt, wird ein launiger, übelnehmischer, kränklicher Mann. Denk' an mich, meine Theure! — Und erinnere Dich doch nur an unsere Autoren! Wo haben denn diese die Zeit zu so deutschen Schwärmereien und deutschen Träumereien?! Sir Walter Scott schrieb jedes Jahr seine sechs Bände, so sicher, wie meine Fabrik ihre zwanzig Millionen Messer fertigte; das wird übersetzt, in den RevIEWS angezeigt, gelesen, und der Verfasser streicht sein Geld ein, während er schon auf ein neues Fabrikat sinnt. Byrons „complete works“ haben ihm gewiß eine hübsche Summe eingetragen, meinst Du nicht? Tennyson ist poet laureate, und zieht dafür sein Fixum, wie ein Invalide sein half-pay. Sogar unsere Romanfabrikantinnen verdienen sich ein Heidengeld und legen zurück, an die Zukunft denkend. Wo ist bei Deinem Manne eine Spur davon? Nein, er soll sich auch etwas versuchen in der Welt, soll nach einer Stellung im Staate trachten, wozu ich ihm ja gern die Mittel biete, und sich nicht so bequem

in das Bett legen, das fremde Hände für ihn gemacht haben.“

Claypole's Philosophie wird Freunde finden; der Alte hat vollkommen Recht, nicht wahr, meine Herren Angestellten, nach Stand und Würden Hochzuehrende, Hochachtbare, Hochgeschätzte? . . . Nur ein Wort, Mr. Claypole! Meinen Sie, ein Dichter arbeite wie ein Messerschmied, tagtäglich und immer, mit dem Hammer, das heißt, der Feder in der Hand? Ihre Ärmel waren aufgeträmpelt, Ihre Hände schwarz, Ihr Bäuchlein mit einer Vulkanschürze angethan, Ihre Zunge aufgeblähet wie ein neuer Blasebalg, damit Jeder männiglich sagen konnte: „Nun sehe mir Eines den fleißigen Mr. Claypole, den ersten Messerschmied aus Birmingham und in aller Umgegend!“ Aber ein Dichter arbeitet oft und gerade dann am besten, wann er am trügsten scheint.

Und Mr. Claypole! Sie hatten drei und fünfzig Jahre lang Messer gemacht, Klingen und Stiele, auf jedem das Fabrikzeichen Ihres werthen und geachteten Namens, ohne daß Sie anders müde wurden, als Abends auf Ihren kurzen dicken Beinchen oder an Ihren langen dünnen Ärmlein. Meinen Sie, Verse schweißten sich so flink wie Stahl, und der Geist stemple seine Gedanken allzeit fest und leicht, wie Sie Ihre Eisenplatten?

O Gott! Ich rathe doch einem Jeden, Mr. Claypole zu werden und nicht August. Das Messerschmieden ist eine harte Profession, aber das Dichten eine noch härtere. Nun, dafür bringt diese auch weniger ein.

Es war bei einem dreiköpfigen Familien-Diner, wo Mr. Clappole, weil er August bei vortrefflicher Laune wußte, es wagte, seine Ansichten so unter dem Tranchiren sehr spaßhaft, schlau und versteckt transpiriren zu lassen. August würde ihn in seiner Arglosigkeit nicht einmal verstanden haben, wenn er nicht einen erschrockenen, zornigen, vorwurfsvollen Blick erhascht hätte, welchen Evelina dem verlegen werdenden Vater zuwarf. Mehr bedurfte es bei der zart organisirten Dichter-Seele nicht, um auf ein Mal zu begreifen, um was es sich hier handelte. Der Bissen quoll ihm im Munde, alles Blut trat von dem entsetzten Herzen zurück in Stirn und Wangen, und indem er die Serviette hastig weglegte, stürzte er, eine halbe Entschuldigung stammelnd, zur Thür hinaus.

Acht Tage später war all' der kostbare Hausrath, womit der Messerschmied das junge Ehepaar umgeben hatte, verkauft, und dieses auf einer Umsiedelung begriffen. Vergebens alle reumüthigen Bethenerungen und Gegenpredigten Clappole's, August zog von München fort. Seine Frau liebte ihn zu unumschränkt, ihr Stolz spiegelte sich zu befriedigt in dem seinen, der bei dieser Gelegenheit so hell und herrisch emporloderte, als daß sie seinem Entschlusse sich ernstlich hätte widersetzen sollen. Das Ehepaar reiste ab.

Nun fing August seine Messerfabrik an. Bis in die späten Mitternächte stand er am Pult, der erste Morgenstrahl fand ihn an derselben Stelle. Seine Frau war verwöhnt, er vielleicht nicht minder. Ach, und es ist manche Zeile, mancher Reim nöthig, ehe ein Menschenpaar seine ganze, breite, behagliche Existenz auf so lustige

Stützen gründen kann. Evelina erstarrte vor solcher Härte im Charakter des weichen, träumenden Poeten. „Für Deinen Luxus,“ sagte er ihr kalt und fest, „mag der Vater sorgen, für Dein Bedürfniß muß ich es. Für meine Person nicht ein Shilling mehr von ihm, nicht ein Penny, nicht ein Farthing.“

Daß der Strahl seines Auges in den grauen Schatten der Studirlampe erlosch, daß die Gluth und der Kampf des innern Schaffens seine Brust aushöhlte und sein Mark verdorren machte: er merkte es nicht, oder er wollte es nicht merken. Aber er nahm die eigene Veränderung auf dem Antlitz Evelinen's wahr, wenn sie, verweint und blaß, ihm entgegentrat und, selbst zu stolz, um zu klagen und zu bitten, lieber sich mit als Opfer in den Abgrund seines gereizten Stolzes stürzte.

Jahre gingen und kamen. Sie sind nicht geschwinder, wenn das Glück sie beflügelt, nicht langsamer, wenn das Unglück auf ihnen lastet. Bald hier, bald dort schlug August sein leicht bewegliches Dichterzelt auf, von unstäter Hast getrieben. Er mußte im Wechsel der Umgebung Reiz und Auffrischung suchen, wollte er nicht dem inneren Sturm und der äußeren Nothwendigkeit überwinden erliegen. Aber immer höher und belohnender schoß aus der dunkeln Scholle, welche seine Arbeit unablässig durchfurchte, der Lorbeer seines Dichterruhmes empor. Schade, daß es keine Palme war.

Die literarische Laufbahn ist das Gegentheil von einem Berge, obwohl sie oft unter dem Barnaß versinnlicht wird. Je höher sie steigt, desto reicher und fruchtbarer die Vegetation. Buchhändler drängen sich um den

fertig gewordenen Ruhm, während sie dem werdenden scheu und ängstlich aus dem Wege gingen. Eine Saat, für die sonst mit Mühe nur ein Feld gefunden wurde, trägt nun, überraschend und wiederholt, ihre goldene Frucht. Es geht eben, wie es der Alte so schön und so treffend ausgeführt hat: „Was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter die Fülle.“ Ach, ein schweres Wort, wer es recht durchkosten und hinunterschlucken muß!

August war dreiunddreißig Jahre alt, als er die Feder müde und seufzend aus der Hand legte. Zehn Jahre Arbeit hatten ihm ein freundliches Haus und ein Gärtlein daran gebaut; nun konnte er ruhen. Seine nächste Aufgabe hielt er für erfüllt: zu zeigen, daß der Arm, welcher sich nicht nach einem reichen Mädchen ausgestreckt hatte, sondern der es nur aufnahm, als es sich hineinflüchtete, auch stark genug war, sie ohne fremde Hilfe weich und sicher durch das Leben zu geleiten. Nun sträubte er sich nicht mehr gegen eine oft versuchte, niemals durchgeführte Ausöhnung mit dem Schwiegervater. Evelina führte die beiden Männer einander zu. Und wie der Messerschmied nun erschrocken vor dem früh-alternden, gebückten Mann zurückfuhr, wie er in den Trümmern des blassen Gesichts mühselig die Erinnerungen an die schöne Brautfahrt zusammensuchte, die bewegliche Heiterkeit der Jugend und den gebrochenen Stolz des Dichters, wie der harte, alte Engländer — wohl zum ersten Male seit seiner Geburt in Thränen aufgelöst — über die welke Hand seines Sidams sich hinbeugte, um seine bekümmerte Stirn darauf zu verbergen: da hielt es die Frau nicht

länger aus, ihr Herz brach mitten durch zwischen Vater und Mann, die sie beide geopfert hatten, und beide in Liebe; sie schwankte aus dem Gemache langsam hinaus, fiel in ihrem Schlafzimmer auf dem Betschemel nieder und schrie mit wundgerungenen Händen zu dem Herr-Gott droben: „Nun Du das gethan hast an mir und an ihnen, thue auch mehr! Lasse mich den Jammer nicht länger mit ansehen! Gib mir den Tod und — ein Kind! Aber beides zugleich! Und bald! Damit ich mir Eins nicht selber nehme!“

Der Herr-Gott droben hörte sie nicht.

9.

Es wurde von Mr. Clappole hierauf ein prächtiges Landgut gekauft und prächtig eingerichtet. In einem Seitenthale des Rheins gelegen, einer großen Stadt nicht allzufern, versehen mit allen Bequemlichkeiten, die ein englischer Messerschmied ausdenken und ein deutscher Poet genießen mag, nahm es nicht nur die kleine Familie wie ein wahres Eden auf, sondern es wurde auch für größere Kreise ein erwünschter Mittelpunkt und ein Ziel vielen, vielen Gästen, die entweder gern einen berühmten Dichter oder eine berühmte Küche, vielleicht beides gleich gern kennen lernen wollten. August's Ruf wuchs in's Erstaunliche. Eine leise Ironie, wie sie das Schicksal oft durch ein Menschenleben zieht als einen Faden, woran es den spielenden Schmetterling allzeit gebunden und wund erhält.



Alles wahr, was Niklas, der Gärtner, und sein Freund, der Kutscher, sich erzählt hatten: es kamen Fürsten und Grafen, den Dichter zu grüßen, er fuhr mit seiner schönen Frau in einem schönen Wagen, er trank Champagner, so viel er beliebte, und von den Terrassen seines Hauses blickte er auf Wiesen und Wipfel, die alle fein waren, — fein — fein!

Desungeachtet nicht glücklich? Warum bluteten denn seine Scherze alle, wenn man sie genau betrachtete? Alle Bücher, die er schrieb, warum waren sie nichts als Herbstblätter, roth und gelb, die der ermattete und strebensmüde Baum wehmüthig und doch in fröhlicher Verschwendung von sich schüttelte, damit er nur recht bald fahl und fahl dastünde, und der Winter seine weiche, weiße Leichendecke schonend über die erstarrten Zweige breitete?

Jeder Mann ist ein Egoist. So sagen alle diejenigen Weiber, — die keinen bekommen haben. Ein Dichter ist aber ein doppelter Egoist, wie auch von Männern bereitwillig eingeräumt wird, und er liebt Niemanden, als sich selbst, sich dafür auch bis zur Selbstvergötterung.

So wußten es scharfsichtige Hausfreunde schon längst, daß August Evelinen niemals geliebt hatte, gewiß wenigstens jezo nicht mehr liebte. Wie kalt, wie gemessen, wie matt er neben ihr stand! „Die nimmt ein Ende, wie Charlotte Stieglitz,“ sagten die Leute kopfschüttelnd. War dem so? Wie sah es hinter den Coulissen des glänzenden Hauses aus?

Ach, ich weiß es nicht, und vielleicht, daß diejenigen, welche drinnen waren, es noch weniger wußten.

Es gibt in der Welt keine eifersüchtigeren Geliebten als die — Musen. Eine Stunde in dem Arm einer Fremden lassen sie ihre Freunde durch wochenlanges Schmolzen und Grollen büßen. Wer ihnen angehört, sollte sich nicht anders fesseln. Denn in ihrem Dienste verschwendet sich ein so warmes und reiches Gefühl, daß für Braut und Frau oft nur ein Abhub, ein Nachhall übrig bleiben.

Das sagt die Welt, die kühle, splitterrichtende, oberflächliche, und sie fügt hinzu, daß Dichter flatterhaft sind und indiskret. Sie lügt. Ein Dichterherz — das Bild ist alt — gleicht einer zartbesaiteten Harfe. Der leiseste Windstoß schüttelt die Saiten, oft klingen sie sogar, ohne daß eine merkliche äußere Gewalt sie angerührt hätte, wenigstens keine solche, die für Jedermann wahrnehmbar. Wenn ein Mädchen meint, es könne auf der Harfe spielen, wie auf der Drehorgel, wenn ein Weib sie stündlich schlägt und trommelt, wie ihr Fortepiano, wenn Eifersucht und verlangsamte Eitelkeit auf sie einstürmen, wenn das Mißtrauen und die unedle Gleichgiltigkeit an ihrem Metall zupft, — ach ja! dann verstimmt sich die Harfe leicht für immerdar. Ihr wäre dann besser, sie würde zerbrochen. —

Aber Evelina hatte ja Harfe gelernt . . . Eben deswegen verstand sie diese am wenigsten.

Wir sind am Ziele. Nur eine kleine Strecke habe ich meine freundlichen Leser und Leserinnen noch zu führen, — es ist ja nicht weit bis an ein Grab.

Dieses lag unten am Fuße der Terrasse, wo August am liebsten und am längsten zu weilen pflegte, versteckt von säuselnden Birken und Weiden. Es trägt weiter nichts als einen weißen Marmorstein, darauf seinen Namen und die von Evelina gegebene Aufschrift: „Eines deutschen Dichters erste und letzte Ruhestätte.“ Da schläft er, Gute Nacht!

Es hatten also die weisen Psychologen doch unrecht gehabt, wenn sie Evelinen einen tragischen Tod prophezeigten. Die weibliche Kraft hielt Stand; denn sie ist größer als die dichterische. Evelina hat sich nicht wieder vermählt. Statt eines steinernen Trauergenies bewacht sie das Mal eines Mannes, der zehn Jahre lang der ihrige hieß, der es vielleicht nur eben so viele Monden war.

Ueber August's Tod ging eine laute Klage und eine leise Verläumdung durch alles Land. Des Morgens, hieß es, als der Bediente kam, seinen Herrn zu wecken und anzukleiden, fand er ihn nicht in seinem Schlafgemache. Er ruft . . . . Keine Antwort. Böses ahnend, betritt er das nächste Zimmer, die Bibliothek. Auch dort Niemand. Er geht weiter, — und an der Thüre seiner Dichterkammer, lang ausgestreckt, starr, blaß, liegt der, welchen er suchte. In seiner Hand hielt er einen ver-

welkten Lorbeerkranz, den die blauen Todtenfinger fest umklammerten. Kanntest Du ihn, Evelina? — Herbeigeholte Aerzte bemerkten mit Hippokrates-Blicken die kleinen Splitter einer gläsernen Phiole auf dem Teppich zerstreut. Sie winkten sich bedeutsam zu; der Älteste sagte: „Hm, Hm!“ der Jüngste: „So, so!“ und nach einer stundenlangen Konsultation nannten beide mit rührender Einigkeit den Tod einen Nerven-schlag.

Das Geheimniß schlummert mit ihm unter dem weißen Marmor.

---



# Ein reicher Poet.



1.

Kein dankbareres Publikum in der ganzen Welt für deutsche Schriftsteller, als deutsche Näherinnen! Welcher Abstich von der revolutionären und malcontenten Pariser Grisette bis zu der conservativen, idyllischen Natur einer Nadel-Künstlerin in unseren Residenz-, Haupt- und Provinzial-Städten! Wir reden nicht von der vornehmen Marchande de Modes, die mit dem französischen Ladenschilde schon eine Tinte französischen Charakters angenommen hat; weil sie vom Baume der Erkenntniß, „Bildung“ geheißten, kostete, macht sie nun einen Unterschied und spricht von Hackländer, Marlitt, Galen nur mit Nasenrumpfen. Sie liest nicht mehr, sie blättert, hauptsächlich in Journalen, weniger in Büchern; sie spricht mit von der Weiber-Emancipation und empfindet Sympathien für George Sand, welchen sie in der miserabelsten Uebersetzung mühsam durchschwärmte; bei ihr wird der Genuß von der Kritik schon paralytirt. Ebenso schämt sie sich im Parterre jeder Thräne und jedes Lächelns. Gewiß sagt sie dem Postsecretär, dessen Galanterie sie hinein- und herausbegleitete, zum Schlusse ziemlich mißvergnügt: „Auch wieder eine alte Piece!“ Ihr können es



die Dichter und die Schauspieler eben so wenig recht machen, als die Liebhaber. Sie hat ihren Lohn dahin.

Jungfer Josephine Blüthgen gehörte nicht zu der anspruchsvollen und vornehmen Modistinnen-Klasse, von deren literarischem Geschmack wir eben eine Skizze lieferten. Sie war bürgerliche Damenkleider-Macherin, nähte in und außer dem Hause, auf Bestellung und nach Tagelohnung, bügelte auch feines Weißzeug, welches die verseiften Hände ihrer Mutter — ohne Pottasche! — redlich ausgewaschen hatten, und wohnte sammt dieser, wie eine bescheidene Parterre-Affiche meldete, im dritten Stock, Vorstadt St. Ursula, No. 229, vorn heraus.

Die großen christlichen Festtage sind bekanntlich für Schneider, Schuhmacher und Traiteurs wahre Höllentage. Wie läuft es, noch unter dem ersten Läuten, auf allen Gassen! Hier ein Lehrjunge mit einem Paar lackirter Stiefeln, die dem Herrn doch auf jeden Fall zu klein sind; dort ein Meister, den sauber in Steifleinen eingeschlagenen Paletot unter dem Arm; hier ein Friseur, der heißer ist als sein heißestes Eisen; dort eine Büglerin, aus deren Henkelkorbe eine viel weißere Halskrause hervorragt, denn aus dem in sichtlicher Hast umgeworfenen Busentuche. Arme Gequälte! Ihr tragt auf Euren müden Schultern die Last des Sabbathvergnügens der Uebrigen, und diese zanken obendrein, wenn Ihr an einer Ecke einen Augenblick anhaltet, um den Komödientettel zu lesen oder mit der vorbeirennenden Kollegenschaft ein flüchtiges Gespräch anzuknüpfen. Freilich ist es wahr, die Nachmittage

entschädigen Euch reichlich, ein Jegliches nach seinem Sinne.

Ihrer Seits saß Jungfer Blüthgen am zweiten Ostertage seelenvergnügt an dem einzigen Fensterlein ihrer Stube. Der Arbeits-Morgen war glücklich überstanden, Nadel und Bügeleisen feierten, und die trotz dem stähler-  
nen Fingerhut baß zerstochnen Hände gingen nicht mehr auf Leinwand oder Seide spazieren, sondern viel weicher, — auf Lumpen. Zubereitete Lumpen natürlich, oder Druckpapier. Zwischen ihr und der Mutter stand das Kaffeetischchen, das zu seiner gewöhnlichen Bürde heute noch vier stattliche Streifen Festkuchen tragen mußte, und während die Brille der Alten sammt dem nickenden Haupte alle Minuten lang tiefer in das Gesangbuch herabsank, flogen die unbewaffneten und doch gefährlicheren Augen der Tochter stets eifriger durch die Zeilen des Octavbandes, den sie neben ihre noch halb gefüllte Tasse gelegt hatte.

Das war eine Leserin comme il faut; man sah es auf den ersten Blick. Ungeachtet ihres ängstlich klopfenden Herzens und fiebernder Neugier gestattete sie sich niemals, im Lesen erst auf das letzte Blatt zu schielen, ob sie sich kriegen oder nicht. Auch überschlug sie keine Zeile, ausgenommen höchstens die Betrachtungen und die Moral, und wenn zwei Seiten von der Buchbinder-Presse her noch heimtückisch an einander klebten, machte sie jedesmal den Finger ordentlich unwillig naß, um sie rascher von einander zu reißen. Es war ihr sogar passiert, daß sie bei dieser Operation ein Blatt halb geopfert, welches Unglück der Bibliothekar bei Rückgabe des Werks zum

Glück übersah. Heil dem Romanschreiber, der unter ihre Hände gerieth! Dreimal Heil dem Bühnendichter, dessen Stück, — gewöhnlich waren es Familien-Dramen, — diese milden, leicht übersfließenden Augen zu Mitrichtern hatte! Wie zornig blickte sie um sich, die seltene Theatergängerin, wenn ein roher Gesell auf der Galerie durch Geschwätz oder Gespött sie störte! Solche Andacht fand man vor Jahren nur in den Kirchen, jetzt höchstens noch in einem dunklen Logen- oder Parterre-Winkel. Der Zeitgeist ändert sich.

Wer es nicht glaubt, betrachte die beiden Leserinnen, Frau Blüthgen und ihre Tochter. Während Jene mit den schmalen, wellen Lippen langsam vor sich hinflüsternd das schöne, alte Ofter- und Auferstehungs-Lied: „Jesus lebt, mit ihm auch ich,“ durchbuchstabirte und zwischen jeder Strophe ein Schlüßlein Zichorien hinunterschlürfte, ward in der Tasse der Jungfer Josephine das letzte, also süßeste Tröpfchen schier kalt und vergessen vor dem süßeren Honig — oder Gift —, den sie mit den Augen aus den Blättern und Blüthen des Octavbandes zog. Sie hatte das Glück gehabt, das Neueste ihres Lieblings-Schriftstellers nach vielfältiger Anfrage am Festsonnabend endlich wirklich zu erhaschen: „Sonntags-Novellen, von Carlo Farniente. Erster Band.“ An dem zergriffenen Leder-Rücken konnte man schon deutlich abnehmen, wie gesucht dieser Schatz war, und daß nicht alle Leser die gedruckte, innen aufgeklebte Warnungstafel gehörig respectirten, welche der Leihbibliothekar am Eingange seiner Paradiesgärtlein ausstellte: „Wer mir Bücher beschmutzt oder Blätter herausreißt, ersetzt sie. Uebrigens ist meine

Anstalt täglich geöffnet, von sieben Uhr Morgens bis sieben Uhr Abends, und kostet der Band 1 Kr. pro Tag. Abonnements-Bedingungen für in- und auswärtige Leser im Geschäfts-Local. Unbekannte hinterlegen ein Pfand gegen Schein. Christian Seufferlein, Buch- und Kunsthändler, am Taubenschlage No. 211. A."

Der Nachmittags-Gottesdienst hatte schon lange ausgeläutet, als Mutter Blüthgen, welcher die, technisch „Nasenflemmer“ genannte, Brille längst gänzlich entglitten war, aus ihrer unbequemen Siesta auffuhr. Sie rieb sich die Augen und sah ihr kindliches Gegenüber verwundert unter einem nachzügeln den Gähnen an. „Dacht' ich's doch,“ eiferte sie dann laut, „daß die einfältige Dirne noch immer über ihrer Schartefe sitzen würde, statt das Kaffeegeschirr abzuräumen und für ihren Anzug zu sorgen. Und, wahrhaftig! da hat sie einen ganzen Rest des theuren Trankes stehen lassen, als ob es Waschwasser wäre!“ — Sepherl, so nannte sie die Mutter zu größerer häuslicher Bequemlichkeit, wandte die blauen Augen von ihrem Freunde ab und entgegnete mit einem begütigenden Lächeln: „Ich hab' ihn nur kalt werden lassen wollen, Mutter; Ihr wißt ja, kalter Kaffee macht schön, und Euch wär' es doch gewiß recht, wenn Ihr auf Euere alten Tage noch eine schöne Tochter kriegtet.“ — „Bete zu Gott, daß er Dich gesund und gut erhält, das ist die Hauptsache. Mit der Schönheit langt man jezunder nimmer aus; sie vergeht, wie die Blumen des Feldes, jagt der Prediger.“ Mit diesen Worten hatte die Alte sich erhoben und, wahrscheinlich um ihr Kind vor den gefährlichen Wirkungen

des verführten Mokka-Mohrrüben-Extractes zu bewahren, selbst den Rest ausgetrunken. Während sie nun eigenhändig — denn sonst, meinte sie, geschähe es doch nicht — Kanne und Tassen spülte und letztere als Vasen, jene als Karpatide auf das untere Gesimms eines offenen Wandschrankes stellte, war Josephine bereits wieder zu ihrem Buche zurückgekehrt, weil sie nur das Ende der einen rührenden Geschichte noch auslesen wollte. „Ihr glaubt nicht, Mutter, wie hübsch das ist, ein blinder Vater und eine Tochter, die ihn mit ihrer Harfe ernährt, kommen drin vor, und ein junger Liebhaber, und ein arger Kammerath, welcher der Unschuld der Sängerin nachstellt.“ — „Das ist,“ warf die herbe Kritik der Mutter dazwischen, „sicherlich wieder eine von den Verführer-Geschichten, die der Kerl mit dem wälischen Namen schreibt. Wie nur solches Zeug gedruckt werden mag, und wie es die Obrigkeit unter ehrliche Leute kommen läßt! Wenn ich noch an den Gräuel denke, den Du mir vorlasest, als ich vergangenen Winter die Gicht in den Beinen hatte, schaudert mir die Haut. Ging doch, Gott verzeih mir die Sünde, daß ich so was vor meinem Kinde wiederholen muß, ein leibhaftiger Ehebruch in dem Dings da vor sich und ein Christen-Mord obendrein.“ — „Aber alles,“ vertheidigte die Tochter, „so zart und so lieblich.“ — „Ein Mord lieblich, ein Ehebruch zart! Nun höre mir Eins die verlorene Creatur! Haben es Dir denn die Bücher des wälischen Hexenmeisters in ganzem Ernste angethan?“ — „Mutter, er ist ja ein Deutscher, er schreibt deutsche Bücher.“ — „Hat aber einen fremdländischen Namen, und so schreibt sich kein honetter Mann bei uns nicht. Wie

heißt er doch?" — „Carlo Farniente.“ — Sopherl erröthete, als sie die zwei Worte aussprach, und obwohl sie den, wer weiß wie viele Male gelesenen, gehörten, genannten Namen auswendig kannte, ruhete ihr Auge mit einem halb verlegenen, halb zärtlichen Ausdrucke auf dem Titel, welcher seine Züge in gothischen Lettern groß und geschmackvoll aufwies. Die Mutter bemerkte Sopherls Erröthen nicht; sie stand gerade abgewandt am Schranke und sagte, indem sie den Milchgießer abtrocknete: „Carlo! Das ist auch nichts Anderes als Karl; soll nur vornehmer klingen und nach was aussehen. Karl ist ein guter christlicher Taufname; meiner seligen Schwester ihr Ältestes heißt auch Karl. Warum pfuscht der Mann an so einem alten guten Namen herum und macht ihm ein heidnisches Schwänzchen?" — „Vielleicht heißt er wirklich so, Mutter.“ — „Thorheit, Du närrisches Mädel! Wie kann hier ordentlicher Leute Kind auf Karlos getauft werden? Das Zeug schreibt ja kein gewissenhafter Prediger in kein Kirchenbuch nicht. Alsdann weißt Du und hast es mir neulich aus dem Tageblättchen selbst vorgelesen, daß man dem wahren ehrlichen Namen des Bücher-schreibers nachspürt.“ — Josephine warf der Mutter einen unwilligen Blick zu. Einmal so unsanft in ihrer Beschäftigung gestört, mochte sie zweifeln, den rechten Weg in das entweihete und gelästerte Heiligthum so bald wieder zu finden. Deshalb legte sie als Zeichen ihr seidenes Lappchen in ihr Buch und schloß es mit einem milden Drucke. Sie wollte gleichsam, die schmale, weiche Hand, durch eine unempfundene Liebkosung dem stummen Freund das Leid vergelten, das ihm unverdient wider-

fuhr. „Ihr drückt Euch wieder einmal recht seltsam aus, Mutter,“ so sagte sie aufstehend mit verletztem Tone, „als ob er ein Räuber und Mörder wäre, dem die Polizei nachspürte.“ — „Nun,“ meinte die hartnäckige Literatur-Verächterin, „wer von solchen Abscheulichkeiten denken, dichten und schreiben kann, der ist auch im Stande, sie ehestens zu begehen. Dein Herr Karlos oder Karl, der über einen Ehebruch und eine Entführungshistorie so hübsche Worte machen kann, daß leichtgläubige Dirnen, wie Du, noch über das Buch heulen können, anstatt es in's Feuer zu schmeißen, der dürfte mir einmal nicht über die Schwelle. Dazu wäre mir Deine Ehre und meine Ruhe noch viel zu lieb.“

Jungfer Blüthgen sah verstört und erschrocken nach der Thüre. Wenn er nun, dachte sie, der beschworene Schatten des hart beleidigten Dichters, auf einmal daftünde! Ihr Herz klopfte unter dem Batist-Luche so heftig bei dieser träumerischen Vorstellung, daß sie sich mit der einen Hand am Fenster halten mußte. Gezwungen lächelnd sagte sie nach einer Pause: „Damit, Mutter, braucht Ihr keine Noth und Eile zu haben. Er, und diese arme niedere Hütte! Und daß eher ein Freund nach ihm sucht als ein feindlicher Späher, geht ja aus den Worten der Aufforderung ganz deutlich hervor.“ Sie griff in ihren Nähkorb und langte unter Lappchen von allen Farben und allen Stoffen, unter Band, Zwirn, Wachs und Nadelbüchse ein schmales, zerknittertes Stück Papier heraus, das sie entfaltete und der Zweiflerin, wenigstens zum zehnten Male, vorlas. Dasselbe lautete:

„Der Verfasser des in No. 121 dieser Blätter veröffentlichten Gedichtes, Dießseits und Jenßseits betitelt, und pseudonym mit Carlo Farniente unterzeichnet, wird hierdurch aufgefordert, seinen Namen und seine Adresse auf hiesigem Polizeibureau baldgefälligst abzugeben. Auch wer sonst über seine Person oder seine Verhältnisse eine genügende und beglaubigte Auskunft ertheilen kann, hat auf den Dank und im Falle des Verlangens auf eine Belohnung von dem Anfragenden zu rechnen.“

Josephine schlug ihr Fragment des Tageblättchens sorgsam wieder zusammen und barg es in dem alten Schlupfwinkel, der bei Schneidern die Hölle heißt, bei Nähterinnen aber galanter wohl Fegefeuer getauft werden könnte. „Es ist mir doch gerade,“ so sprach sie mehr in sich gefehrt, als zu der Mutter, „als ob ich ihn kennen müßte.“ — „Und Du hättest nicht übel Lust, ihn anzugeben und Dir die Belohnung zu verdienen?“ So spötelte Frau Blüthgen. — „Pfui, wie könnt Ihr so etwas aussprechen oder nur meinen? Nein, ist sein Name ein Geheimniß, und wüßst' ich's, o, ich wollt' es heiliger bewahren, als mein liebstes Kleinod, und nur mich selber sollte der Gedanke freuen, daß ich wüßte, welche Gestalt als Schöpfer hinter dem Vorhang jener lieblichen Dichtungen walte und schwebe.“ — „Ich bitt' mir's aus,“ so brach auf diese sanften Reden die Mutter los, „ich bitt' mir's aus, Jungfer Superflug. Nun hab' ich just genug von Ihrem Romanfram und Ihrer Gelehrthuererei. Den Augenblick legst Du das Buch weg und ziehst Dich an. Es ist gewiß schon drei vorüber und alle Welt längst im



englischen Garten. Am Ende wärest Du im Stande, den ganzen lieben Festtag hier auf Deinem Stuhle zu verfaseln, Deinen Romanmacher im Kopfe und sein Geschreibsel auf dem Schooße.“

Sepherl seufzte tief auf. Die Mutter hatte ihren Geschmack und den verstohlenen, aber vergeblichen Wunsch des jungfräulichen Herzens errathen. Ja, daheimbleiben, wo möglich mit ihm allein! Oder auch hinaus, aber wieder mit ihm, sein Buch im Arbeitsbeutel, und dann in einen still-grünen Winkel des Parks, wohin nur Finkenschlag, Wellengeriesel und Baumliispeln drang, nicht Musik und Geschrei und Gestampfe der festtäglichen Luft, die ihr profan vorkam, ihrem geträumten Genusse gegenüber.

Aber Sepherl war eine gehorsame Tochter. Als sie sah, daß es der Alten Ernst war, und daß sie bereits die Haube mit den ellenlangen Bändern schmunzelnd aus der Schachtel nahm, fügte sie sich in das Unvermeidliche und trat entschlagend vor den Spiegel, um die Morgens wegen vieler Arbeit aufgeschobene Toilette zu vollenden. Sie hatte das Halstuch schon abgeworfen, da schien ihr etwas einzufallen; tief erglühend bis über den Nacken und Busen hin, eilte sie an's Fenster zurück, um die kleinen Vorhänge rasch niederzulassen. Und als die züchtige Verhüllung geschehen war, schlich ein furchtsamer Blick, geschwind und zuckend wie ein Blitz aus Wolken, hinter demselben hervor, hinaus, hinüber — Jungfer Blüthgen, wohin dieser Blick?

In einer Idylle muß es bekanntlich lauter ehrliche Menschen geben. Wir lassen also, Leser und Verfasser der gegenwärtigen, den Blick unangetastet an seine Adresse gelangen. Schnurstracks den Fenstern der Blüthgenschen Familie gegenüber war ein anderes, dem ihrigen sehr nahe verwandtes Mansarden-Zimmerlein, das „ein einzelner junger Herr“ bewohnte. Für mehr war es auch in der That kaum bestimmt, und es fügte sich wohl, daß selbst dieser eine Injasse nicht immer den rechten Raum in demselben fand. Mutter Blüthgen hatte den stillen Nachbar anfangs gewaltig belobt und herausgestrichen, aber bei längerem Beisammensein — denn die Vorstadt St. Ursula war an dieser Stelle so eng, daß man sich über die Straße hin die Hand hätte reichen können — entwickelte derselbe eine Eigenschaft, welche der guten Wittve im höchsten Grade zuwider war. Allnächtlich, wenn der Wächter unten die zwölfte Stunde gerufen hatte, erhob sich nämlich in der Mansarde des „stillen“ Nachbars ein räthselhafter Rumor: Gesang, lautes und heftiges Reden durch einander, jedoch nur einer einzigen Stimme, starke Schritte, wie die eines hastig Auf- und Abwandelnden, zu Zeiten sogar wilde Läufe auf einer mit geringem Geschick behandelten Violine weckten die Frau aus ihrem besten und frühesten Schlafe. Wittwen haben obendrein einen sehr leisen; wenigstens sagt man es. Zuerst hielt es Frau Blüthgen für Fieberphantasien und bedauerte den armen verlassenen Kranken; hernach,

als die regelmäßige Wiederkehr des Spektakels sie ebenso-  
wohl wie die gesunde Farbe des Störenfrieds von dem  
Ungrund ihrer Besorgniß überzeugete, wünschte sie den  
tollen Musikanten ungenirt zum Teufel. Endlich nach  
einem halb schlaflosen Vierteljahre gewöhnte sie sich  
an sein Treiben, wie sich der Mensch an alles gewöhnt,  
an Mühlengeklapper und Ghemanns-Schnarchen sogar.  
Sie schlief nun wie ehemals, und das einzige Resultat  
war, daß sie den Nachbar einen tollen Kerl nannte  
mit eben so viel oder eben so wenig Recht, wie sie ihn  
sonst einen stillen Menschen heißen und beifällig beaugen-  
scheinigt hatte.

Umgekehrt Jungfer Josephine. Erst als die Sere-  
naden Nachts ihren Anfang und Fortgang nahmen,  
beachtete sie den neuen Nachbar. Sein Aeußeres mißfiel  
ihr nicht, weil es in keiner Weise blendend und heraus-  
fordernd war. Ein kleines, blasses Gesicht mit blöden  
Augen, die kaum einen Blick an ihr Fensterlein zu richten  
wagten, und eine entsprechend zarte Gestalt; die Kleidung  
nachlässig bis zum Aermlichen und nur in einem Punkte,  
den sie mit Kennerurtheil zu würdigen wußte, musterhaft,  
in der Leibwäsche nämlich. So stellte sich der junge  
Mann dar. Ein armes Studentchen, dachte Josephine,  
oder ein Kopist. Im ersten Monat avancirte er zum  
Maler, weil sie eine Staffelei im Zimmer bemerkte, im  
zweiten, wo die Nachtmusiken anhuben, zum Musiker, im  
dritten hatte sie heraus, daß er Dichter sein müsse, ja  
Dichter und Schriftsteller.

Warum? Erstens weil er des Morgens bis gegen  
zehn Uhr schlief, zweitens weil seine Wirthin gegen Wittwe

Blüthgen Klage geführt über unsalbdirt gebliebene Rechnungen und einen großen Tintenfleck auf der Diele, drittens weil Josephine eines schönen Mondabends Zeugin gewesen war, wie der Nachbar einem prächtig schlagenden Sprosser, den er erst gekauft, geätzt und gehegt hatte, die Freiheit schenkte.

Wie nichts in der Welt ohne Wechselwirkung bleibt, so auch nicht die treue und geheime Beobachtung, mit welcher Josephine ihr Gegenüber studirte. In dem Jahre, welches er nun da drüben saß, von ihr nur durch einige Spannen Luftraumes getrennt, hatte sich ohne ein Wort der Einleitung ein stillschweigendes Verhältniß unter Beiden gebildet. Oft begegneten sie einander auf ihren seltenen Gängen. Wenn Josephine Abends spät noch ein Ballkleid in die Stadt tragen mußte, war es ihr ein Trost und eine Freude, den Schatten des Nachbars hinter ihr hergleiten zu sehen an den Häuser- und Garten-Mauern. Und ihm färbte eine verrätherische Blut die blasse, feine Wange, so oft er Sonntags im englischen Garten, in der Au, auf dem Kirchwege die wohlbekannte Gestalt an sich vorübergehen ließ. Er grüßte nicht, sie schlug die Augen nieder, und dennoch war es Beiden, als hätten sie einander die Hände geschüttelt. Sein erster Blick, wenn er um elf Uhr Mittags die Rouleaux seines Fensters aufzog, flog hinüber, wo seit vier Stunden wenigstens auf dem gewohnten Platze die Nähterin saß, und wenn sie Abends ihre Blumen begossen — sechs bescheidene Töpfchen mit jammervollen Geraniums-Strünken und einem verkümmerten Heliotrop, — wenn sie endlich die schildpattene Uhr unter dem Spiegel vorsichtig auf-

gezogen hatte, schielte sie, ehe sie sich entkleidete, noch einmal nach dem milden, freundlichen Schein seiner Studirlampe hinüber. Weckten sie dann Nachts seine Geigenstriche, so fühlte sie sich gar nicht erzürnt und aufgebracht deswegen, und es ärgerte sie nur, daß trotz der Stille der Nacht das geschlossene Fenster keines seiner überlaut rezitirten Worte an ihr Kopfkissen dringen ließ. Aufstehen, öffnen, hinüberlauschen — wie gern hätte sie es gethan; allein neben ihr schlief die Mutter, über die sie hinsteigen mußte, und Mütter haben, so sagt man ebenfalls, einen leisen Schlaf, zumal wenn sie eine ausgewachsene Tochter an ihrer Seite träumen und glühen lassen.

Wittwe Blüthgen war an dem bewußten Festtage mit Josephine kaum aus ihrer Hausthüre getreten, so erschien auf der Schwelle der seinigen auch der Nachbar. Die beiden Frauen waren sonntäglich gepuht, obgleich die Nähterin, der Sitte ihres Standes treuer als viele Schwestern, noch immer die kleine Haube trug, wodurch die Bürgermädchen von den Honoratioren-Töchtern sich unterscheiden. Der Nachbar ging einen Tag wie alle in seinem bescheidenen Röcklein einher, und Kleiderkundige hätten können darüber uneinig werden, ob sein Filz mehr von den Handschuhen abgegriffen, oder diese mehr durch jenen beschmutzt wären. Auch sein Gesicht zeigte keine auffallende Sabbathsfarbe; auf dem war alle Tage Sonntag, eine gemüthliche Ruhe nämlich und ein träumendes Behagen zu lesen, und wenn jetzt die Augen nicht wie gewöhnlich am Boden hafteten, nicht mit dem Ausdrucke der Scham, sondern nur in tiefer Gleichgiltigkeit gegen alles Aeußere,

so kam das lediglich daher, daß sie dem Wege der vor-  
auswandelnden Frauen folgen mußten, um den ihrigen  
zu finden.

Er schlenderte langsam hinter ihnen drein. Sein  
Bergnügen war, die schlanke Taille der Nähterin zu be-  
wundern, und wie in natürlicher Anmuth ihr Gang in  
den Hüften sich wiegte und harmonisch forttrug. Ein  
Stußer würde, hätte er sie so gesehen, hastig hinterher  
geeilt sein, um sich eine Täuschung zu holen. Denn —  
gestehen wir es nur, so leid es uns auch thut, nicht ein  
Urbild weiblicher Schönheit in unserer Heldin aufstellen  
zu können, — Jungfer Blüthgen passirte, von vorn  
angesehen, vor dem Richterstuhle einer strengen Kritik kaum  
noch für hübsch. Ihr Mai mußte längst vorüber sein,  
und wenn schon die reinen und einfachen Züge des Ge-  
sichts, wenn namentlich das ausdrucksvolle Auge von  
mehr Geist und von feinerem Gefühl zeugten, als man  
dem Kleide nach ihr zutrauen durfte, so hatten doch Sorge  
und Arbeit ihre Spuren auf demselben zurückgelassen.  
Die Ränder des Augenlides waren leise geröthet, ob vom  
Nähen oder vom Besen bei Licht, stand dahin, und dies  
trug, namentlich wenn eine gefällige Phantasie Thränen  
und Liebestummer aus dieser Röthe herauslas, viel dazu  
bei, den elegischen Charakter der ganzen Erscheinung zu  
vollenden. Auch hielt sie in Wahrheit den Kopf ein  
wenig gebeugt, sei es, daß ihr Handwerk so schwer auf  
sie drückte, oder daß körperliche Schwäche die Stirn mit  
dem braunen, schlichten Haar und die fast schon abwel-  
kenden Wangen der Erde entgegen neigte.

Ob der Nachbar diese scharfsichtigen Bemerkungen

hervorbrachte, als er, wie bemeldet worden, hinter den beiden Frauen drein ging? Wir glauben es kaum. Sein Auge wenigstens verrieth nichts von ihnen. Er hatte beide Hände vergnügt und behaglich in die Rocktaschen geborgen und zog in Frieden seines Weges oder vielmehr des der Vorauswandelnden. An der Ecke der Kaltmantelstraße ereignete sich aber eine merkwürdige Begebenheit, über welche wir eben so wenig hinauskönnen, als der stille Nachbar. Mutter Blüthgen blieb nämlich bei einer guten Freundin — Niemand hat deren mehr, als eine arme, alte Frau, um doch etwas haben zu können! — gefällig stehen und erkundigte sich bei ihr nach den Fleisch- und Wecke-Preisen der letzten Polizeisektion; der Mann der Freundin war nämlich Marktmeistergehülfe. Josephine mußte als gute Tochter mitstehen bleiben, und wie sehr sich auch Schritt und Tritt des Nachbarn mit jeder Minute verlangsamten, so war es doch am Ende nicht mehr zu vermeiden, daß er an ihnen vorüber ging. Er that es. Daß Josephine erröthete, eher noch, als er an ihnen war, daß er erröthete, nachdem er vorüber, nun das sind Dinge, welche sich von selber verstehen. Allein wohin nun? Sein Reitstern war verschwunden; ungewiß irrte er auf dem Trottoir umher, zurückschielend, vorwärtschleichend. Wenn einer Ameise ein Stücklein Holz in den Weg gelegt wird, kann sie sich nicht verlegener und ungeschickter geberden, als der Nachbar. Wäre er ein gelernter flaneur gewesen, — wir groben Deutschen nennen das Pflastertreter, — er hätte ja nur an dem freilich verschlossenen Kramladen sich aufpflanzen können, mit dem Stockknopf am Munde, die Lorgnette kunstgerecht zwischen

Stirn- und Backen-Knochen eingeklemmt, eine Melodie aus Offenbach murmelnd. Aber leider verstand er diese Kunst so wenig als manche andere. Seine Unschlüssigkeit steigerte sich bis zur Verzweiflung, diese zum Muth, — Uebergänge, die auf der psychologischen Stufenleiter nicht allzuweit auseinander liegen. Um mehr Courage und Fassung auszudrücken, knöpfte er sein Röcklein bis an den Hals zu, drehte sich stumpf um und war mit drei Riesenschritten — mehr und kleinere hätte er auch vor eitel Befangenheit nicht machen können, bei der noch plaudernden Gruppe an der Ecke der Kaltmantelstraße. Sopherl sah ihn umkehren und auf sie zukommen; sie erschrak so heftig über dies Unternehmen, daß ihr Arbeitsbeutel ihren Händen entglitt und auf das Steinpflaster fiel. Der Stubenschlüssel, der darin war, klapperte vernehmlich. Für einen Weltmann die schönste Gelegenheit von der Welt, für eine Weltfrau sogar ein gesuchtes Ohngefähr, ein mit den Haaren herbeigerissener Zufall! Aber die Nähterin kannte die Kofetterie nur aus den Kleidermustern ihrer Kunden und aus den geheimen Vorschriften, welche diese ihr beim Maßnehmen noch nachträglich in's Ohr flüsternten. Und der Nachbar seinerseits kannte die Galanterie nur in Büchern, obendrein in solchen, die er ausdachte. Statt den Arbeitsbeutel aufzuheben, mit einer graziösen Verbeugung zurückzugeben, und eine rasche Bekanntschaft aus seinen Seidenquästlein einzufädeln, trat er vielmehr noch in blinder Hast derb und zutäppisch darauf und pulverisirte den inwendig verborgenen Festkuchen in seine ursprünglichen Hauptbestandtheile, Roggenmehl und Waizenkleie.



Nun stand er da, wie angenagelt, den rechten Fuß noch immer auf dem Schlachtopfer seiner Ungeschicklichkeit. Josephine machte eine Bewegung, ihn aufzuheben, und faßte dabei an seinen Stiefel, er bückte sich, — wieder eine Gelegenheit, die Hand der Hand begegnen zu lassen, und wieder nichts. Erglühend schnellten Beide wieder in die Höhe, sie den geretteten Arbeitsbeutel am Bündel aufzerrend. Ihre Mutter sah ihn verwundert an, und erst jetzt schien er sich zu besinnen, was er eigentlich doch gewollt. „Sie entschuldigen gütigst,“ stammelte er, „aber könnten Sie mir nicht sagen, wo hier der Weg in den englischen Garten geht?“ Wittwe Blüthgen maß ihn mit einem verblüfften, nach und nach in Unwillen übergehenden Gesichte. „Nur der Nase nach,“ so entgegnete sie kurz und schnippisch, „und wenn sie an einen großen Kastanienbaum stößt, den lassen Sie links liegen und gehen in den grün angestrichenen Thortweg rechts, da können Sie nicht fehlen.“ Sie machte einen höhnischen Anix und sah ihre Freundin triumphirend von der Seite an, während sich Josephine beschämt abkehrte. Der Nachbar zog sein Hütlein tief ab, schwenkte es bis zur Erde und schlich mit den Worten davon: „O, ich bitte recht sehr, o, ich danke recht sehr!“ — „Weiß nicht, was dem tollen Kerl einfällt,“ so sagte die Wittwe hinter ihm her, „als ob er den Weg nicht allein finden könnte; bin ihm doch selber schon manchmal in den Anlagen begegnet.“ Ihre Tochter schwieg; sie revidirte im Arbeitsbeutel insgeheim den angerichteten Schaden.

Dort flog er hin, wie leicht, wie fröhlich, wie unabhängig, der sein Beschiedene! Raam daß er in seiner

Freude dem dicken Pelzhändler aus dem Wege ging, welcher mit Frau und Kindern daherstolzirt kam, kenntlich daran, daß letztere, trotz der Pfingstwärme, alle was Haariges an sich trugen, auf der Mütze, am Kragen und an den Schuhen. Der Nachbar war außer sich und ungemein zufrieden mit seiner Kühnheit und ihren Erfolgen. „Nun kenne ich sie doch wenigstens,“ so jubelte er in sich hinein, „und das Schwierigste ist glücklich überstanden!“

3.

Desselbigen Abends — denn leider können wir nicht alle Erlebnisse des reichen Pfingstfestes aufzählen — erhob sich in der Wohnung des Nachbarn wieder der mitternächtige Skandal, nur stärker und räthselhafter noch als zuvor. Natürlich. Er mußte ja neben seinem dichterischen Enthusiasmus noch den des glücklichen, zum ersten Male glücklichen Liebhabers austoben. Sein angefangenes Trauerspiel und die Geige, also Dicht- und Tonkunst, genügten ihm daher zur Entäußerung solcher Fülle und solches Dranges nicht mehr, er nahm zu einer dritten Kunst seine Zuflucht, walzte in der Dachstube umher, daß Fenster und Dielen zitterten, und daß ein Stuhl nach dem andern ächzend in einen Winkel flog. Wie mochte der Jungfer Blüthgen drüben im Düstern das Herz klopfen, als sie des Hexensabbaths gewahr wurde! Erwachte doch selbst die Mutter und gelobte mit einem theuren Eide, mit frühestem Morgen den argen Trun-

tenbold bei dem Polizeiamte zu belangen. „Das wollen wir doch sehen,“ eiferte sie, „ob es erlaubt ist, ehrliche Leute bei nachtschlafender Zeit in ihrem sauer verdienten bischen Schlaf so zu verinjuriiren.“ Und sie legte sich auf die andere Seite, um ruhig wieder fortzuschmarcken.

Indeß sollte es drüben nicht lange dauern mit der Herrlichkeit. Es wurde stark an die Thüre des Poeten-Zimmerchens gepocht, und als der Poltergeist in seinem Treiben dies nicht gewahr ward, öffnete sich jene plötzlich, und auf der Schwelle erschien ein Phantom, das selbst einen ruhigeren Beobachter hätte in Furcht setzen mögen. Eine lange weiße Gestalt, auf dem Kopfe eine spitze Zipfelmütze, einen dicken wollenen Shawl um den Hals geknotet, in weißer Piquéjacke und dito Inexpressibles, dazu in einer Hand eine fürchterliche Hexpeitsche, in der anderen eine Wachskerze, die auf die furchtbare Gestalt ein furchtbares Licht fallen ließ — —

— Hier bekommt die Idylle einen schauerlichen Charakter, und ich rathe nervenschwachen Leserinnen, näher an einen vielleicht eben zur Hand befindlichen männlichen Trost, sei er nun Gatte, Bruder oder Freund, anzurücken . . . .

Der Nachbar und das Gespenst standen einander einen Augenblick lang mit Erstaunen und Schreck gegenüber. Jener saßte sich zuerst wieder, und wem das bei seiner sonstigen Blödigkeit unglaublich scheinen dürfte, der besinne sich, daß manche Menschen, namentlich Dichter, sofern sie auch Menschen sind, nur Abends oder Nachts

Muth äußern, wie das Raubgeschlecht unter den Thieren zu dieser Zeit vorzugsweise scharf sieht.

„Ist es Ihnen vielleicht gefällig, näher zu treten?“ So sagte fest und vernehmlich der Nachbar.

„Sie sind also der Gentleman, der in diesem Zimmer wohnen thut?“ fragte, in gebrochenem Deutsch, das Gespenst zurück.

„Zu dienen, mein Herr.“

„Und Sie allein, ganz allein vollführen den entsetzlichen Lärm, vor dem das ganze Haus nicht ein Auge schließen kann?“

„Zu dienen, mein Herr.“

„Mein Herr, ich habe die verwünschte Ehre, Ihr Hausgenosse zu sein. Ein Stockwerk unter Ihnen wohne ich. Wissen Sie, was das heißt, mein Herr, unter Ihnen? Unter Ihnen?“

„Dann sind Sie also der Wohlthäter, der mich jeden Morgen mit Hundegeheul und Hörnerklang aus meinen Träumen weckt? Wissen Sie, was das heißt, mein Herr, über Ihnen wohnen? Wissen Sie es?“

„Sir, mein Hund heult, nicht ich. Und wenn er heult, so geschieht es, weil ich ihn prügle. Und wenn ich ihn prügle, so geschieht es, damit er sich an das Waldhorn gewöhnt und die ersten Anfangsgründe der Jagddressur spielend lernt. Aber Sie, mein Herr“ —

„Gemach,“ unterbrach der Poet den entrüsteten Hausgenossen. „Gemach, wenn ich bitten darf. Es ist mir sehr erfreulich, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen, und ich bin beschämt darüber, daß Sie an Höflichkeit über

mir find, obgleich Sie doch unter mir wohnen. Aber beliebt es Ihnen nicht, näher zu treten? Sie werden mir nicht zumuthen, einen so ehrentwerthen Besuch auf der Schwelle zu lassen. Mit Erlaubniß, Sir!"

Höflich nahm er ihm die Wachskerze und die Peitsche aus der Hand, blies jene aus, setzte beide weg und lud den Fremden mit einer feinen Handbewegung auf das sechs Spannen lange Roßhaar-Sopha ein, das sich vor seinem nächtlichen Lanze in einen fernen Winkel des Dachzimmerleins verkrochen zu haben schien. Der Fremde ließ sich, überrascht von der ungewöhnlichen und sehr entschiedenen Weise, womit er sich empfangen sah, auf die verschabten Kissen geleiten und blickte immer noch ganz erstaunt in den neuen und engen Räumen umher.

„Und hier in dieser kleinen Kajüte machen Sie den unendlichen Lärm? Sie, Sir, Sie ganz allein?“ Das waren die ersten Worte, die er nach einer Pause gegenseitiger Betrachtung wieder an den still neben ihm sitzenden Hausgenossen richtete.

„Sind Sie vielleicht gekommen, mir zu helfen, so soll es mir desto angenehmer sein,“ erwiderte lachend der Gefragte. „Sehen Sie, mein Herr, die Stühle sind zum Lärmen doch nur eine erbärmliche Gesellschaft, die Bücher obendrein und die Flaschen noch mehr. Das wehrt sich nicht, das fliegt gleich in eine Ecke und kracht und zerbricht. Ein handfester Mann wäre mir lieber. Hätten Sie nicht Lust, werther Herr?“ Er stellte sich lustig dem erstaunt Dasitzenden gegenüber.

„Hören Sie mich,“ sagte dieser, „und lassen Sie

einmal Ihre tollen Geschichten sein. Ich heiße Mattison, Edward Mattison, gebürtig aus Cork in Irland, Capitän außer Dienst, seit drei Tagen in diesem Hause, seit einigen Jahren in Deutschland mit Halspay, Sir."

"Erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen. Und was verschafft mir die späte Ehre, Mister Mattison?"

"Sir, ich bin ein alter, mürber Knabe, habe was mitgemacht in der alten und neuen Welt, verlange nun auch meine Ruhe. London war mir zu geräuschvoll, das ganze Land sammt den Provinzen und Inseln desgleichen. Auch hat das alte England keine gute Forelle aufzuweisen, und Sie sollen wissen, mein Herr, daß ich ein leidenschaftlicher Liebhaber der Forelle bin, nicht des Essens wegen, sondern des Angelns. Von England wandte ich mich nach Frankreich, Sir; das Volk aber schwakte mir zu viel, in drei Wochen hatt' ich Ohrenzwang. Daß ich's kurz mache, aus Spanien vertrieben mich die Mönche, aus Italien die Flöhe, aus Griechenland die bairischen Bierbrauereien. Zuletzt kam ich nach Deutschland, ganz zuletzt, schon beinah verzweifelt." —

— „Deutschland dankt Ihnen, Mister Mattison." —

— „Nicht Ursache, Sir. Ich blieb nur, weil ich nirgends mehr anzukommen wußte. Lang hab' ich in allen achtunddreißig Haupt- und Residenzstädten umhergesucht, ohne eine Stätte zu finden, wo ich mein Haupt niederlegen konnte. Hier waren mir zu viel, dort zu wenig Engländer, aus Frankfurt jagten mich die Juden fort, aus Berlin die Pietisten."

„Entschuldigen Sie, aber Ihrem Schicksale nach hätte

ich Sie selbst für einen Juden gehalten, den ewigen nämlich.“ — „Verzeihen Sie, Sir, ich bin nur Katholik. Well, von allen deutschen Städten konnte ich nur in dieser wohnen, von allen Straßen dieser Stadt nur in der Vorstadt St. Ursula, und — lachen Sie nicht, Sir, — von allen Häusern nur in diesem. Jedermann hat seine kleinen Eigenheiten, ich auch.“

„Indeed, Sir?“

„Nur hier fand ich ein Schlafzimmer nach Osten gelegen, ein Kamin, das nicht raucht, Parkettboden ohne Astlöcher, Fenster ohne Zug, Tapeten, die meinen armen angegriffenen Augen gut thun, kurz alles. Mit zwanzig Schritten bin ich an einem Wasser, das köstliche Forellen führt, mit dreißig in einem Lese-Cabinet, wo nicht geraucht wird, mit fünfzig auf dem Markte, um mir meine jungen Gemüse selbst einzukaufen, o, Sir, ich war zum ersten und einzigen Male glücklich in der Welt, in diesem ersten und einzigen Hause!“

Mrister Mattison heulte, daß ihn der Bock stieß. Immer noch verwundert, aber nicht ohne einen Ausdruck bereitwilliger Theilnahme sah ihn der Hausgenosse an, welcher nun erst zu errathen anfing, wohin der nächtliche Besuch zielte. Nach minutenlangem Schluchzen hub der Letztere wiederum an:

„Zwei Tage lang im Himmel, es war zu viel für mich armen alten Mann. Zwar weckte mich Nachts um zwölf Uhr Ihr vermaledeiter Lärm, allein ich denke, das geht vorüber, es werden, mit Ihrer Erlaubniß, Sir, junge Drunkards sein. Heute erzählt mir das Hausmädchen, daß solches Treiben nicht Ausnahme sei, son-

dern Regel, und daß Sie der Urheber. Ich staune, zweifle, warte. — Richtig, Sie fangen von Neuem an, und da bin ich nun!"

„Mein Herr,“ erwiderte der Poet, indem er zutraulich seine Hand auf die weiße Piquejacke legte, „ich habe Sie pflichtschuldigst ausreden lassen, vergönnen Sie mir nun ein Gleiches. Ich bin Poet, mein Herr, ein deutscher Poet. Als solcher habe ich kein Recht, keine Freude, kein Glück in der Welt, als thun und lassen zu können, was mir eben behagt. Mein Geschmack ist es nun, Nachts zu lärmern, Tags zu schlafen, wie es der Ihrige ist, Hunde zu dressiren und Forellen zu angeln. Ich gehe nicht auf die Straße, nicht in Ihr Zimmer, nicht einmal auf den Gang, ich bleibe in diesen elenden vier Wänden, allein als Britte kennen Sie das Sprichwort gewiß, mein Herr: my house is my castle, darnach handle ich. Und somit Basta!“

Er stand entschlossen und mit einer Art von Stolz auf, wurde aber von seinem Gaste ängstlichst in das enge Canapee zurückgezogen. „Machen wir,“ so bat Capitän Mattison eindringend, „die Sache in Güte und Frieden unter uns aus, mein guter Sir. Sie sehen, ich könnte die Gerichte zu meinem Schutze aufrufen.“

— „Halt, mein Herr, wenn ich bitten darf. Verklage ich denn Sie, daß Ihr Hund von Morgens sieben Uhr an heult, Ihr Waldhorn zwei Glockenstunden lang mich quält? Verklage ich den Kupferschmied hier neben an, weil er auf seine Kessel und auf mein Trommelfell alltäglich unbarmherzigst loshämmert? Nein, mit den Gerichten kommen Sie bei uns nicht weit, da sparen Sie



alle Versuche. Auch bin ich ja nicht ohne Absicht hieher gezogen in ein abgelegenes Viertel, wo nur arme, tolerante Leute wohnen. Ja, wären Sie ein Minister, mein Herr, oder eine Kupplerin, oder ein Hofbankier, o, ich würde mich wohl hüten, alsdann Ihren heiligen Schlaf zu gefährden, aber so — — Gestehen Sie, was würden Sie, ein Fremder, ohne Kenntniß unserer Gesetze und Formen, ohne Empfehlung und Verbindung, auf dem Schneckenwege des Rechts gegen mich erreichen?"

Der Engländer nickte ingrimmig und sah seinen Feind mit starren Zornblicken an. „Und wenn ich nun,“ murmelte er endlich, „einen näheren und kürzeren einschläge, den der Gewalt?"

Ein ruhiges Gelächter war die ganze Entgegnung. „Mein theurer Mister Mattison,“ sagte der Poet in seliger Gemüthsverfassung, indem er langsam die Hände rieb. „Sie waren ein brittischer Capitän, ich nur ein deutscher Student, Ihre ansehnliche Körperlänge sticht vortheilhaft gegen mich ab, zudem haben Sie Werkzeuge mitgebracht,“ — er deutete auf die weggeworfene Ferkelsche — „deren Sinn ich leider zu spät errathe. Wollen Sie es nicht auf einen Versuch ankommen lassen?"

Mister Mattison stand heftig auf und machte einen Gang durch das Dachkammerlein, allerdings eine Unternehmung, die leicht und schwer zu bewerkstelligen, wie man es nimmt; leicht, weil man mit vier Schritten an der Welt Ende war; schwer, weil auf dem Erdboden eine liebe Menge Bücher, Papiere, Stuhlbeine, Westen, Weingläser, Kleiderbürsten und Blumenscherben umhergestreut waren. Der Zerstörer dieser friedlichen Welt saß

unschuldig und in sich gekehrt, wie Marius auf den Trümmern von Karthago, mitten in dem Chaos drin, und seine Gutmüthigkeit ging so gar soweit, daß er den nächtlichen Ueberfaller freundschaftlichst warnte, sich an den schief herabdräuenden Balken und Sparren des Dachstuhles eine Beule zu stoßen. Zwischen Aerger und Gelächter schwankend, trat der Spaziergänger wieder auf ihn zu und fragte: „Herr, ist denn mit Ihnen kein vernünftiges Wort, kein acceptabler Vorschlag möglich?“

„Lassen Sie hören!“

„Haben Sie keine Bedürfnisse, keine Wünsche, keine Mängel, denen ich abhelfen könnte, versteht sich unter der Bedingung, daß Sie dagegen die nächtlichen Tumulte einstellen?“

„Bedürfnisse? — Nein. Wünsche? — O ja. Ich möchte mein Trauerspiel auf allen deutschen Theatern auspfeifen hören, um von seinem Werthe desto fester überzeugt zu sein.“

„Ich pfeife mit, Sir, ich pfeife entsetzlich mit.“

„Ferner, ich möchte,“ — aber der zweite Wunsch des Poeten fiel von den lächelnden Lippen zurück auf das Herz, und jene schlossen sich, in Scherz und Ausgelassenheit auf einmal wehmuthsvoll und still, über einem seligen Geheimniß.

„Ich bin,“ sagte der Engländer weiter, „nicht reich. Aber ich wäre im Stande, eine namhafte Summe zu opfern, um Sie aus dem Hause zu schaffen. Ich gebe Ihnen eine jährige Miethe, und Sie lärmen an einem

andern Ende der Stadt. Ihnen kann es ja gleich sein, wo Sie die Leute toll machen.“

„Meinen Sie?“ fragte der Nachbar zurück, und noch voll von den naheliegenden Gedanken des zweiten Wunsches, mit einem dolmetschenden Blick auf die Fenster der Nachbarin, fügte er hinzu: „Sie, Mister Mattison, sind nicht reich, ich bin sogar arm, blutarm. Allein Sie könnten mir Ihren Halsparc bieten, ganz und gar, ich änderte meine Wohnung nicht. Nicht gegen St. James-Palast, nicht gegen die Tuilerien diese Dachstube!“ Er legte die Hand wie bethuernd oder begeistert auf's Herz. Plötzlich schien ihm eine neue Wendung des Verhältnisses, eine Möglichkeit, eine Hoffnung aufzutauchen, und rasch wandte er sich zu dem Capitän, der schon verzweifelnd an Aufbruch und abermalige Flucht dachte. „Mein Herr,“ stammelte er mit tieferer Bewegung, als die barocke Situation rechtfertigen mochte, „mein Herr, wie viel geben Sie? Ja, ich verkaufe meine Freiheit, meine poetische Kaserei, mein potenzirtes und besseres Selbst, ich verkaufe es an Sie. O wenn Sie wüßten, warum! Gleichviel das, bieten Sie!“

„Eine Jahresmieth, wie gesagt.“

„Lächerlich.“

„Fünfzig Pfund.“

„Nicht um das Doppelte.“

„Herr, sind Sie toll?“

„Nein, Herr, aber es handelt sich hier um eine zwiefache Existenz, um die Ihrige und die meinige.“

„Verdammt, daß er Recht hat,“ knirschte der Käufer, während der Verkäufer in hoher Aufregung vor ihm auf-

und niederlief, gleichsam als wolle er, um jenen zu steigern, sein altes Spiel von Neuem beginnen. Fluchend hielt sich Mattison die Ohren zu, als die Geige von der Wand gerissen und kläglichst behandelt wurde, als hier ein Stuhl krachte, dort eine Flasche klirrte. „Noch ist es mein Eigenthum,“ schrie der wie wahnsinnig umhertobende Poet dazwischen, „noch ist es. Bieten Sie, Sir, oder ich zertrümmere Alles, Sie und mich mit.“

Wohl eine Stunde lang hatte der seltsamste aller Sklavenmärkte gewährt, als beide Parteien endlich Handels einig wurden. Top — top, so klang es hüben und drüben, und ein dröhnendes Doppelgelächter bestätigte den unerhörten Vertrag. „Tausend Pfund,“ schrie Mister Mattison, „tausend Pfund! Ich bin ein ruinirter Mann, aber es schadet nichts, ich habe doch meine Ruhe. Nun will ich ein Jahr lang keine Forelle fangen, keinen Jagdhund kaufen, keine Schnepfe schießen; dann ist alles eingebracht. Eine Minute, Sir, und ich hole das Geld, indessen setzen Sie den Contract auf. Alles schriftlich, alles fest, alles auf den Buchstaben!“ Und hinaus und hinunter stürzte er, während sein Hausgenosse nachdenklich allein zurückblieb und sich an den Schreibtisch warf, um wohl zum ersten Male im Leben an derselben Stelle einen Kaufpact zu entwerfen, wo er sonst nur Verse an die Nachbarin und Träume und Reime niedergeschrieben. Seine Finger zitterten, wie sie über den großen, weißen Foliobogen liefen, und als er geendet, lehnte er ermattet sich zurück: „Ich habe meine Seele dem Bösen verschrieben!“ stammelte sein Mund,

und er begrub das beschämte Antlitz kummervoll in den Händen.

---

Eine schlechtere Nacht, und zwar aus solchen Gründen, hat noch niemals ein Poet durchfiebert, als der so plötzlich und so wunderbar reich gewordene. Reich! — Ihm däuchte es wenigstens, dem mit der Welt und ihrem goldenen Kalbe unbekanntem, ein unerschöpflicher Reichthum: eintausend Pfund Sterling, und ein so schlechter Rechenmeister er auch war, reducirte er doch die schöne Zahl mehr denn einmal in alle ihm geläufigen deutschen Münzsorten, wo möglich und am liebsten in die allerkleinsten, damit die Ziffer desto mächtiger klänge. Spät und mit Mühe schlief er ein, er, den sonst nach dem lauten und fröhlichen Besuche der Muse der Gott mit den Mohnkörnern so leicht überwältigt hatte; früh und mit wüster Stirn erwachte er, um zum ersten Male die Wahrheit: „Morgenstunde hat Gold im Munde“ an sich zu erproben. Im ersten Augenblick, da er in dem niedrigen und dunkeln Verschlage sich unsicher umsah, welcher ihm als Schlafgemach diene, war er nicht abgeneigt, die Begebenheit des gestrigen Abends für einen neckischen Traum zu halten, und, sonderbar genug, es schlug sein Herz ordentlich erleichtert und wohlgemuth bei dem Gedanken: Du bist jetzt noch gerade so ein armer Teufel, als vor vier und zwanzig Stunden, nur dichterische Phantasie hat Dir einen Streich gespielt. Ein Griff unter das zer-

knitterte Kopfkissen überführte ihn eines Anderen. Da lagen die gewichtigen Papiere, wo sonst nur ein mit Bleifeder gekritzeltcs Liedchen, ein flüchtiger Einfall vor dem Einschlafen geborgen gewesen waren. Mit habgieriger Freude zählte er seinen Schatz auf's Neue durch, und bei jedem Gulden-Hundert flog ein glühender, zuversichtlicher Blick in die Nachbarschaft. Und dennoch, er mußte sich das gestehen, als er beim Ankleiden vor Zerstreung und Kopfschmerz kaum den Weg in die engen Unausprechlichen finden konnte, dennoch hatte er auf keinem Mahnbrief, keinem Wechsel jemals schlechter geruht, als auf seinem „Capital“. — Capital! — Was für ein Ausdruck für einen Poeten!

Seine Verstimmung zu vollenden, mußte das freundliche Gegenüber, dem schon so mancher einladende Gruß hinüber gestrahlt hatte, unsichtbar sein, wahrscheinlich frühzeitig zur Arbeit außer Haus gegangen. Nur Mutter Blüthgen saß, mit der Brille auf der Nase, am Eckfensterlein und fortirte Linsen. „Das kann sie auch in Zukunft bleiben lassen,“ murmelte geringschätzig der reiche Poet in sich hinein; „Hülsenfrüchte sollen nicht auf meinen Tisch kommen; für Leute von sitzender Lebensart ist das ein gefährliches Gericht.“

Ein Gang durch den englischen Garten sollte seinen Schläfen Kühlung und Frische, seiner Seele die schmerzlich vermißte Elasticität und Heiterkeit zurückgeben. Es schlug erst neun Uhr, als er den Hut aufsetzte; zu dem entscheidenden Besuche drüben war es ohnehin noch zu früh, und er wollte, um ihn abzustatten, erst Jungfer Josephine daheim wissen. Auf dem Gange hörte er Mister

Nattisons Horn- und Hunde-Geheul. Wie ein Blutvergießer eilte er an des Seelenverkäufers Thüre vorüber, getrieben von der heimlichen Besorgniß, dieser könne ihm seinen Besitz wieder abjagen wollen. Die Brieftasche, worin die Scheine steckten, kam nicht aus seiner Hand, diese nicht aus der Rocktasche; denn Niemand ist ängstlicher in der Aufbewahrung des Geldes, zumal des papierenen, als derjenige, zu dem sich dasselbe am seltensten verirrt.

Draußen sah dem Poeten der Morgen so klar und so muthig entgegen, daß er sich seiner unbehaglichen und aufgeregten Seele beinahe schämte. Aber vergebens beschwor er an seine Schultern die alten Schwingen, worauf er sonst so lustig und jubelnd, mit den Lerchen um die Wette, sich der Sonne und dem lächelnden Blau des Himmels entgegengestürzt hatte; ein fremdes, störsames Gewicht hing ihm wie Blei an, und wie er sich auch mühetete, in Liebes- und Lebenshoffnungen allen Zwang und alles Mißfällige zu ersticken, es gelang ihm nicht. Der weite, schöne Garten, in dessen Gebüsch der Thau der Nacht funkelte, aus dessen Blumen-Beeten und Baum-Gruppen ein würziger Duft aufathmete, kam ihm öde und todt vor. Der Reichthum hatte seine Phantasie vergiftet, daß er in den Thautropfen nur Edelsteine blitzen sah; besitzen hätte er Alles mögen, den Garten, die Pavillons, das fürstliche Lustschloß, den Park; er, für dessen Genügsamkeit sonst das Anschauen schon ein ausgesuchtes, nicht oft gegönntes Vergnügen war.

Zerfallen mit sich selber und verdrießlich wandelte er in seine Vorstadt zurück. Gegen elf Uhr Mittags

präsentirte er sich bei Mutter Blüthgen, die er hustend und blasend am Herde fand. Klopsenden Herzens hatte er die schmale Stiege, seine Himmelsleiter, erklimmt, aber nicht bloß die süße Bangigkeit der Liebe umflorte ihm das helle Auge, nein, wie durch einen Zauberspruch war der dunkle, blöde Nachtfalter in einen Schmetterling umgewandelt, der sich im Bewußtsein seiner Vorzüge ganz wohlgefällig an das Tageslicht wagte, und nur das Neue seiner Situation hinderte ihn einigermaßen. Es braucht nicht gemeldet zu werden, mit welcher Ueberraschung die Wittwe den unerklärlichen Besuch aufnahm. Zuerst entschlossen, ihn an der Treppe abzufertigen, besann sie sich eines Besseren, als sie die langen Einleitungsworte des Poeten für die Bestellung irgend einer Arbeit hielt; sie öffnete ihm die Thüre, hieß ihn niedersitzen, nicht ohne den Stuhl mit ihrer Schürze vorher sorgfältig abzuwischen, wie die Frauen ihres Standes immer thun, und wußte nicht, wie sie ihr Erstaunen manierlich genug einzukleiden und äußern sollte, als statt des gehofften Kunden ein unversehener Schwiegersohn sich aus dem fremden Heimsucher entwickelte. Der reiche Poet hatte so viel Lebensklugheit besessen, von seinen beiden Qualitäten erst jene, die reale, geltend zu machen, und diese, die ideale, nur so gelegentlich als Fragment nachzuliefern. Als Document seiner Versicherungen langte er Hand und Brieftasche, zum ersten Male, seit er seine Schwelle überschritten, aus der Tasche und schüttete vor der entsetzten Schwiegermama in spe sein papierenes Kröfusthum mit vielem Anstande aus. Diese wußte in den ganzen Fall sich noch immer nicht recht zu finden, es fehlte ihr an Welt, und



jede nur einigermaßen vornehmere Mutter würde alsbald sich anders benommen haben, als unsere gute Waschfrau. Sie stammelte von Ehre und Vergnügen, stöhnte dazwischen, daß man sich ja aber noch gar nicht kenne, daß gut Ding Weile haben müsse, und lief vom Fenster nach der Thüre und von der Thüre nach dem Fenster, immerfort scheltend auf das unschuldige Ausbleiben ihrer Sopherl. „Hätten Sie sich doch wenigstens mit ihr erst verständigt,“ so lamentirte sie, „damit man nur ein Bißchen wüßte, wie man daran ist.“ — „Darüber darf ich Sie beruhigen,“ lächelte der reiche Poet, „sie weiß es, daß ich sie liebe, sie weiß es gewiß.“ Die Wittve stuzte und sah den fecken Behaupter mißtrauisch an, und als dieser sich nicht irre machen ließ, ging es in ihren Schmähungen hart über die ungerathene Dirne her, welche hinter dem Rücken ihrer alten Mutter Liebeshändel anzettelte.

Mit dem Glockenschlag zwölf trat Josephine endlich, das Nähkörbchen am Arm, in die Stube. Ei, wie fuhr sie zusammen, als sie den ungeahnten Dritten auf ihrem alten Plätzchen installiert sah, wie stürzte ihr die Mutter, hochroth im Gesicht, mit lauten Vorwürfen und leisen Winken entgegen, wie lächelnd und wie selig stand der reiche Poet inmitten der zwei Weiber, eine Hand vergnüglich auf seinen Mammon gestützt. Es währte lange, bis man sich verständigte, . . . . .

. . . . .  
. . . . .

— — Leider! leider! hat hier ein gewissenloser Sezer vier Blätter Manuscript vom Tenakel herunter verloren.

Und böshaft genug, er behauptete noch, als die Störniß gemeldet ward, es habe gar nichts auf sich, weil auf den acht Seiten doch nichts Anderes gestanden, als was auf schon tausend anderen zu lesen sei, und von Lesern seinen Tones ohnehin immer überschlagen werde, nämlich Liebeserklärungen und zärtliches Gesalbader. Der Schreiber kann nichts für die Lücke und muß es seinen schönen Leserinnen in Demuth überlassen, ob sie dieselbe mündlich von ihm ergänzt wünschen, oder ob sie am Ende dem bösen Seher noch Dank wissen für seine Nachlässigkeit. — —

„Und nun sehen Sie doch,“ so lächelte der Nachbar, „nun sehen Sie doch, Frau Nachbarin, daß ich Recht hatte mit meiner Behauptung: Sie wußte es, sie wußte es schon längst, daß ich sie liebte.“ Josephine erröthete und ließ dem unternehmenden Manne mit abgewandtem Gesicht die feinen Finger, welche er an Brust und Lippen drückte. Wittwe Blüthgen schüttelte mit dem Kopfe und seufzte: „Wie Gott will,“ während in Josephinens Augen selige Thränen perlten.

4.

Der reiche Poet hatte sich von der Frau Nachbarin nicht zu Tische halten lassen. Vielleicht trieb ihn die Furcht vor den Linsen fort, die er lesen gesehen, vielleicht wollte er den überraschten Frauen, was er selbst bedurfte, auch gönnen, Raft und Einsamkeit zur Aufnahme der letzten gewaltigen Eindrücke. Außerdem hatte Josephine, gewissenhaft, wie sie war, darauf bestanden, um zwei noch

einmal an ihr Tagewerk zurückzukehren und eine übernommene Verpflichtung lösen zu dürfen. Von Morgen früh an, das mußte sie dem ungestüm fordernden Liebhaber versprechen, sollte ihre fleißige und kunstfertige Rechte nur ihm gehören und, statt in fremdem Dienste sich zu ermüden, nur ihm sein Leben mit reichen Freude- und Friedens-Arabesken aussticken. „Deine nächste Arbeit sei Dein Brautkleid,“ so flüsterte er ihr noch an der Treppe in's Ohr und küßte in zärtlichem Taumel die Wange, die sich bei seinen Worten erbleichend und erglühend an seiner Brust verstecken wollte.

Ueberschwänglich glücklich, auf das Süßeste berauscht, ging er seines Weges dahin. Um welchen Preis er sein Glück und seinen Kausch erkaufte, das hatte er ebensowohl vergessen, als den Preis selbst; im Augenblick war er wieder ganz Poet, ganz Liebe. Braut und Schwiegermutter — wie schwoh ihm das Herz bei den neuen Namen und Titeln, die ja auch auf ihn eine neue Lebenswürde zurückfallen ließen. Sie hatten nicht einmal danach gefragt, woher denn der plötzliche Ueberfluß gekommen sei, wie sollte er noch an die dunkle Quelle eines so reichen Stromes denken?

Liebe zehrt bekanntlich. Der Poet empfand es, als er gegen zwei Uhr fast mechanisch an der Thüre seines gewohnten Speisehauses stand. Erst drin bei der Suppe fiel es ihm ein, daß er außer seiner Briestafche kein Geld bei sich trüge; er wühlte in allen Taschen, da — in der Weste fand sich noch ein Silbergrofchen. Wie nun? Sollte er sich eine Güte thun, heute, an seinem Glücks- und Ehrentage? Eine Flasche alten, auf Josephinens

Gesundheit? Aber dann hätte er ja wechseln, hätte sein Capital angreifen müssen . . . . Nein, um die Welt nicht, lieber hungern. Er zahlte seine Suppe mit dem Silbergrofchen, benutzte die Erlaubniß des „pain à discretion“ zum großen Mißbehagen der Garfköchin auf eine unverantwortlich ausschweifende Art und stand nach zehn Minuten hungrig vom Tische auf, er, der sonst seine letzten Pfennige mit leichtsinnigem Vergnügen an eine Lieblings-Omelette verschwendet hatte, er, der heute eine Summe von siebentausend Thalern in der unscheinbaren und verschwiegenen Rocktasche gefangen hielt. So wahr, so fürchterlich wahr ist es, daß der Reichthum ein Zwillingbruder des Geizes.

Rasch und in wechselnder Gemüthsstimmung verging den Menschen, welche der gestrige Abend noch so friedlich und einander so fern gehalten hatte, der heutige Nachmittag. Der Poet baute Lustschlösser, und wenn schon jede Maurerarbeit die Zeit unvergleichlich geschwind verzehrt, so thut es diese lustige und träumende doch vergleichsweise bei Weitem am meisten. Capitän Mattison angelte, halb vergnügt, daß er einer ruhigen Nacht schon jetzt entgegen gähnen konnte, halb ärgerlich über die Entbehrungen, wie er es nannte, die er sich nun auferlegen sollte, um die ausgefallene Summe seiner Jahres-Revenuen möglichst bald wieder zu ersetzen. Wittwe Blüthgen saß daheim und weinte und rechnete und zählte der Tochter Strümpfe und Hemden nach und dachte an ihren seligen Mann und an ihre ungeborenen Enkelin; sie war unter Allen die geschäftigste, beschickte auch deshalb am wenigsten. Josephine hatte das beste Theil erwählt. Gebannt

an eine fremde, gleichgültige Beschäftigung, konnte sie den inneren Stimmen freundlich Gehör geben, ohne sich äußerlich von ihnen reizen und irren zu lassen. Der Hohl- oder Platt-Saum, den sie an jenem Nachmittage nähete, verrieth in seiner tadellosen Correctheit und Sauberkeit auch nicht durch einen Stich, daß die Hand, welche ihn ausgeführt, eine gefesselte sei, noch dazu eine erst seit wenig Minuten und wie fest gefesselte. Erst als es Feierabend schlug und die nimmerfette Hausfrau als Opus supererogativum, als Zugabe zum Arbeits-Pensum, auch noch ein Ballkleid für die älteste Tochter gebügelt haben wollte, riß der geduldigen Nähterin schier die Ruhe, und sie eilte mit heißen und flüchtigen Strichen über den kostbaren Stoff unvorsichtig hin, mit peinlicher Sehnsucht des Geliebten gedenkend, den sie daheim ihrer harrend wußte.

Und welch' ein Abend folgte dem getrennten, in Traum und Wahn hingehaltenen Nachmittage! Wie staunten die armen Nachbarn, ganz St. Ursula hin, als der reichgewordene Poet mit dem gewonnenen Mädchen am Arme sicher und siegesfroh dahinschritt! Auf Beider Wangen glühete eine neue Rose, die des Stolzes, neben der alten der Verschämtheit, und Mutter Blüthgen, die hütend und leitend vorauswandelte, verfehlte nicht, rechts hinauf- und hinabzuschauen, links hinauf- und hinabzugrüßen, damit sie ihres Triumphes vor Fremden auch recht inne würde. Die Armuth thut so gerne stolz und groß als der Reichthum, noch lieber sogar.

Der Dichter gelangte erst heim, als der Nachtwächter

zehn Uhr abrief. Sein Haus lag schon in Dunkel und Schlaf da. Nachdem er, wie viele Male, dürfte schwer gewesen sein zu zählen, von den beiden Frauen sich verabschiedet, zuletzt noch oben zum Fenster hinaus, streckte er sich in unsäglichem Vergnügen in dem alten Lehnstuhle aus, der sein pythischer Dreifuß war. „Es ist recht gut,“ flüsterte er für sich, die Hände reibend, „daß ich den alten Spektakel habe abschwören und einstellen müssen; wie viel sinniger und inniger wird sich's in aller Ruhe dichten und trachten lassen?“ Erst aber schloß er seinen Schatz behutsam in die unterste Lade der haufälligen Commode, wo er ihn unter Strümpfen und Hemden unscheinbar bettete.

Während er, die Feder in der einen Hand und in der anderen die Stirn, vor einem großen weißen Blatt in Wehen dasitzt, wagen wir einen Blick, natürlich nur einen idyllischen, in das verhüllte Gegenüber des Blüthgenschen Familientempels. Die Wittve schlummerte bereits, wie fest und wie süß, das begreifen nur die Mütter, welche eine schon aufgegebene Tochter auf einmal an den Mann gebracht wissen. Sopherl lag desto schlafloser neben ihr; mit jedem Athemzuge wartete sie auf den vertrauten und lieb gewordenen Lärm des Nachbarn, welchen ihr dieser auf ihre Frage ausweichend und verwirrt erklärt hatte. Es kam aber nichts. Der Nachbar war und blieb still; nichts zu hören, als der einförmige Schlag der großen Taschenuhr, die in ihrem schildkrötenen Kerker, dicht über dem Bette, unermüdlich auf- und abging. „Warum musicirt, warum declamirt, warum jubilirt er nicht? Kann er einschlafen, wo mir vor Aufregung und

Glück und Freude alle Pulse schlagen? Bin ich ihm keine Stunde poetischen Taumels werth?" So fragte sich, im Innersten unzufrieden und unangenehm überrascht, die Braut. Gute Sopherl, Du würdest gerechter gewesen sein, hätte Dein blaues Auge den blassen, stillen Mann sitzen sehen, wie er, sichtlich zwangvoll und unbehaglich, über dem noch immer weißen Bogen brütete, der Henne ähnlich auf einem harten, nicht zu erwärmenden Windei. Die Feder war der Rechten entsunken, beide Hände hatten sich krampfhaft geballt, und die Finger begannen jenes mechanische, unstäte Spiel, wodurch sich ein innerer Drang bei äußerer Ohnmacht verständlich zu machen trachtet. In ihm ein ganzer Vulkan von Leidenschaften, Gefühlen, Gedanken, ein Meer von Versen, Reimen, Strophen — und das alles gebannt und gefeit, als dürfe es nicht herausbrechen oder könnte es nicht! Zehnmal angefeßt, zehnmal wieder aufgehört!

Unmuthig sprang er nach einer Stunde des Kampfes auf und besann sich erst im Springen, daß er ja nicht springen dürfte. Artikel drei des verhängnißvollen Seelenverkaufes verpönte mit dürrer und unerbittlichen Worten jede dem Ohr irgendwie auffällige oder wahrnehmbare Bewegung, werde sie nun mit den Gliedmaßen auf natürlichem oder durch künstliche Werkzeuge auf mittelbarem und künstlichem Wege hervorgebracht. Todt, geistig und körperlich todt von zehn Uhr an! Und das hatte er mit seiner Unterschrift geloben und besiegeln müssen! Die bessere und eigentlich einzig wahre Seite seines Lebens, die Nachtseite, er hatte sie verkauft, wie Schlemihl seinen Schatten, Faust seine Seele!

Niedergeschlagen suchte er das einsame, harte, dunkle Lager. Aber kaum war das Licht erloschen, so ging die Marter von Neuem und verdoppelt an. Sonst — wie leicht und wie süß war er eingeschlafen, einen letzten Reim auf lächelnden Lippen, seiner poetischen Bürde los und ledig, von einem Traum in den andern eingewiegt! Heut lag es ihm zentnerschwer auf der Brust, nicht die unschuldige Steppdecke, die er mit einem heftigen, aber leisen Fußtritt von sich stieß, nicht die dumpfe Gefängnißluft seines engen Kämmerleins, nein, die unerschöpfte poetische Stimmung, der ungestillte Drang, der verhöhnzte Beruf.

Nach und nach, als immer kein Schlaf seine heißen Augenlider erlösen wollte, vielmehr die Fluth der inneren Bewegung stets untwiderstehlicher über ihm zusammen- schlug, fing er an, jesuitische Auslegungen des Vertrags mit Mister Mattison zu versuchen. „Ich störe ihn ja nicht,“ murmelte er, „wenn ich leise und nur zu meinem Vergnügen auf der weichen, verschwiegenen Bettdecke trommele.“ Es geschah, ach! und mit welchem Behagen! Die Arme schlugen vortreffliche Wirbel, die Lippe mischte sich unwillkürlich mit in das verlockende Spiel, indem sie allerlei Liebes- und Hasses-Gedanken im Takte von sich gab. Als dieser Ausweg so vollständig glückte, stand der reiche Poet selig lächelnd vom Lager auf, machte sich Licht, fuhr in die leisesten Filzsocken, die er besaß, und schwebte in der Stube umher, zum Fenster hinüber winkend, zum Stockwerk hinunter drohend. Zufällig, aber wahrhaftig nur zufällig, kam er mit dem Ellenbogen an die Geige, welche verlassen und vergessen an der Wand hing; sie



gab bei der unsanftesten Berührung einen klagenden und vortourfsvollen Seufzer von sich. „Armes Ding,“ sagte er mitleidig und nahm sie vom Nagel herab und streichelte ihr den schlanken Hals und fiedelte mit dem alten treuen Bogen über die Saiten, erst einen halben Fuß von ihnen entfernt, dann näher, immer näher. — —

Mit einem Male fuhr ein geller Fortissimo-Strich über alle vier Saiten zugleich. Das Meer hatte die Dämme zerbrochen, der Vulkan den Krater gesprengt. Und nun alle Fenster auf, im Walzer über Tische und Stühle, gelacht, geredet, gesungen, allerlei tolle Variationen auf das tolle Thema:

„Liebchen drüben, Teufel drunter,  
Der Poet ist wieder munter!“

Lauter und entsetzlicher war seit Menschengedenken in der Vorstadt St. Ursula nicht gelärmt worden. Nicht nur Mutter Blüthgen erwachte, sondern auch die sämtliche Nachbarschaft, aus allen Löchern, Fenstern und Läden streckten sich Nachtmühen, männliche und weibliche, schalten und droheten Stimmen, weibliche und männliche. Nur zwei Personen weckte der „stille“ Nachbar nicht. Mister Mattison und Sepherl, sie schliefen nämlich noch gar nicht, und zwar aus ganz entgegengesetztem Grunde, Jener vor Freude, daß der alte Lärm aufgehört habe, diese vor Kummer und Unruhe, daß er nicht wieder anfangen wolle.

Der reiche Poet stand am Fenster und lachte, daß ihm die Augen übergingen, eine malerische Figur, wie ihm der eine Filzpantoffel im Tanze entfallen war, und

wie der Nachtwind klassische Faltenwürfe in seinem unaussprechlichen Negligée versuchte, und wie er mit den bloßen Beinen so lustige und lustige Sprünge machte. Aber überlaut wurde sein Gelächter, gewagt sein Freuden sprung, als sich, wie gestern, fast um dieselbe Stunde, seine Stubenthür öffnete und Mister Mattisons weiße Geistererscheinung, dräuend und schäumend, auf der Schwelle aufstieg. Eine lange Weile hielten die beiden Männer einander gegenüber aus, griechischen Ringern nicht ungeschickt zu vergleichen, die vor dem Faustkampfe einander mit herausfordernden und höhnischen Blicken messen. „Sir!“ So stammelte mehrere Male hinter einander der Capitän, ehe er zusammenhängender Rede mächtig wurde, „Sir . . . . Sir . . . . Sie haben Ihr Wort nicht gehalten, Sie sind ein miserabler Mensch, Sir, den ich todt schlagen werde, Sir!“ Der Poet sprang in wahnwitzigem Vergnügen bis an die Decke: „Engländer!“ rief er, „Engländer, Du bist ein Prachtkerl, ich muß Dich umarmen. Nun so komm' doch, so tanz' doch, so sing' doch, Du steifer, alter, mürrischer, englischer Bock!“

Er hatte ihn mit Gewalt an beiden Armen ergriffen, einige Male im Wirbel mit sich umhergezogen und warf ihn nun in die Sopha-Ecke, daß es bedenklich krachte, ob in des Sopha's oder in des Englishmans Rippen, bleibt unentschieden. Aber gutmüthig und in kindischer Laune stürzte er sich neben ihn, hielt ihm den scheltenden Mund zu und bat: „Nicht böse sein, Engländerchen, nicht räsonniren. Siehst Du, ich bin ja so froh, daß ich Dein verdammtes Geld nun wieder loswerde und

Dein steifkleinnes Gesicht obendrein, ich habe gejubelt wie ein Kind am heiligen Christabend; Engländer, habt Ihr jemals einen köstlicheren Lärm über Eurem kahlen Kopfe gehört?" Er mußte sich die Seiten halten, um nicht zu bersten, und schnappte athemlos nach Luft und Ruhe.

Capitän Mattison ward es in seiner Nähe eng und unheimlich; ihm schien es ganz außer Zweifel, daß der junge Mann über Nacht den Verstand verloren habe, doch wohl über den plötzlich erlangten Reichthum, und der Zorn, worin er gekommen, ging über in eine sehr gerechtfertigte Besorgniß für seine eigene Person in der Gewalt eines Tollen und in ein frommes Mitleid mit dem armen Burschen, den er scheu von der Seite anblinzte. Je mehr aber der reiche Poet zu sich selber kam und zu allerlei wenigstens halb-vernünftigen Exclamationen, desto gröber und zorniger wurde seiner Seits der Britte. Er pochte auf das gewichtige Blatt, welches er vorsichtig aus der Nachtjacke langte: „Herr, Sie müssen ruhig sein, Sie sollen es und Sie werden es!“ Dem Poeten schwoll der Kamm bei solchen Insolenzen; heftig riß er seine Wade auf, wühlte in den Strümpfen und Hemden, fand die Briestafche und schleuderte den Mamon mit einem derben Fluche vor die Füße des erstaunten Nachbarn. „Da haben Sie Ihr verfluchtes Sünden- und Lumpengeld,“ schrie er, „womit Sie mir die Ruhe meiner Nächte und das Glück meines Lebens abschachern wollten. Ich will die Judas-Silberlinge nicht, die obendrein nicht einmal schweres, ächtes, klingendes Metall sind, sondern Teufels-Erfindung, armseliges Papier,

Scheinmünze eines unpoetischen Zeitalters. Gehen Sie mit Ihrem Bettel zum Fenster, oder wohin es Ihnen sonst beliebt, ich habe meine Geige, meine Lieder, meine Freiheit, mein nächtliches Ich wieder. Adieu, mein Herr, Adieu, wenn ich bitten darf. Oder tanzen wir noch eins mitsammen?“

Der Capitän sprang heftig auf und nahm die Papiere an sich. „Gut,“ entgegnete er, vor Wuth lallend, „gut, Sir, recht gut. Ja, ich nehme dies Geld, Ihr Eigenthum, nicht um es zu behalten, sondern nur, um es nicht in den Händen eines Unsinigen zu lassen, der im Stande wäre, es auf die Gasse zu schleudern. Aber morgen mit dem Frühesten deponire ich's bei hiesigen Gerichten und bringe auf Vollziehung dieses Contrakts. Mit Wort und Unterschrift, mein Herr, spielt man eben so wenig, als mit Capitän Mattison!“

Damit stampfte er hinaus, und der Poet — der exreiche, der wieder arme, wieder freie, wieder glückliche, der wieder-Poet rief ihm noch mit schallendem Gelächter nach: „Wohlgesprochen, Capitän, und wohlgethan! Sehen Sie doch zu, wer Ihnen diese Unterschrift vor Gericht erkennt und honorirt! Gute Nacht, Mister Mattison, gute Nacht!“

5.

Ohne zu ahnen, welche Veränderung über Nacht mit dem „stillen“ Nachbar vorgegangen war, und wie dieselbe auch auf ihr Schicksal rückwirken müsse, erwachten Mutter und Tochter am anderen Morgen später als ge-

wöhnlich und fast verdrießlich. Sonst hatte Jene mit gutmüthiger Emsigkeit den Kaffee gekocht und servirt, während diese zu ihren frühen Geschäfts-Ausgängen Toilette machte. Um sechs Uhr schieden sie von einander: „Adieu, Mutter“ — „Gott behüt' Dich, Sopherl,“ in aller Einigkeit und Liebe. Anders heute. Erst um sieben Uhr schlug Josephine, welche lange nach Mitternacht noch auf den Lärm von drüben gewartet hatte, und nur dann beruhigt entschlummerte, als dieser wie ein alter Freund sie lustig begrüßte, erst um sieben Uhr also schlug Josephine die blauen Augen auf. Die Mutter war von ihrer Seite schon verschwunden, sie saß, die Hände lässig im Schooße, in der Stube und ließ das erste und liebste Morgenschälchen unerhörter, unverantwortlicher Weise vor sich kalt werden. Schon das gab eine Verstimmung und Unbehaglichkeit zwischen Beiden, daß sie nicht wie bisher gleichzeitig erwacht, aufgestanden, angekleidet waren; und als nun Josephine, statt auszugehen an ihr Tagewerk, sich der Mutter gegenüber setzte, auch nicht eben mit dem holdseligsten Lächeln, überraschte das Neue und Ungeübte dieses Zustandes die beiden einfachen Seelen dergestalt, daß sie fast im selben Augenblicke anfangen — zu weinen. Frauen weinen immer, wenn sie nichts zu thun haben; eine Thräne ist bei ihnen in der Regel nur ein Ersatz für eine Strickmaschine.

„Ich weiß nicht,“ schluchzte die Mutter nach einer Weile hinter der gedruckten Schürze heraus, „ich weiß nicht, ob allen reichen Leuten so miserabel zu Sinne ist, als uns, aber dann möge sie doch Gott in Gnaden trösten!“ — „Ach, Mutter, das Geld kümmert mich am

wenigsten, aber was meint Ihr denn, ob wir auch glücklich mit einander sein werden, er ein so gescheidter und studirter Mann, und ich ein einfältiges Mädchen?" — „Nun das fehlte auch noch, daß Du Einem mit so albernen Fragen in die Quere kämest! Ihr werdet schon mit einander fertig werden, in der lieben Ehe gewöhnt man sich an einander, wie — Gott verzeih mir die schwere Sünde! — zwei Ochsenlein, die unter demselben Joche ackern und ziehen müssen. Aber das Einzige möcht' ich nur wissen, wo der junge Firlifanz auf einmal zu dem vielen Gelde gekommen ist.“ — „Nun, Ihr denkt doch nicht etwa, er hätt' es gestohlen?“

Die Wittwe schalt ihr Mädchen tapfer aus über so gotteslästerliche Redensarten, sie machte ihrer Beklemmung Luft durch derbe Strafpredigten, Josephine durch immer neue Thränengüsse. Brautthränen sind Regenschauer, auf die hundert Male im Leben der Winter im heiligen Ehestande folgt, und zehn Male nur der Sonnenschein und des Friedens siebenfarbiger Triumphbogen.

Daneben ärgerte und ängstigte sich Jungfer Blüthgen auch darüber, daß noch immer — und es ging doch schon tapfer auf neun — die Rouleaux und die Fenster drüben hart geschlossen blieben. Am ersten Morgen nach solch' einer Begebenheit, dachte sie, brauchte er auch just nicht zu schlafen, wie ein Murmelthier, während ich armes, weichherziges Ding, ihm zu Gefallen, Nachts kein Auge schließe und Morgens mir beide mit Thränen verderbe. Daß sie bis sieben Uhr in den lieben Tag hineingeschlafen hatte, berechnete sie in der Aufwallung nicht. Wenn ein Mädchen einmal seine sechs Stunden honetter Nachtruhe

nicht gehabt hat, heißt es gleich: Ach, die üble Nacht! Nicht eine Minute Ruhe! Kein Wunder, daß man vor Kopfschmerz und Migräne kaum die Augen aufschlagen kann!

Aber am entschiedensten und grellsten gingen die Ansichten der beiden Frauen aus einander, als es sich nun unter ihnen um einen festen Zukunfts- und Lebensplan handelte. Mutter Blüthgen entfaltete hier einen ganz epischen Gang und Charakter, sie wollte in's Hohe und Breite hinaus, während Josephine der idyllischen Natur ihres Wesens treu anhänglich blieb. Wenn es nach ihr gegangen wäre, so zog das Kleeblatt auf ein Dörflein, wo möglich am Rheine gelegen, kaufte mit einem Theile des „vielen“ Geldes Haus, Hof und Garten, so niedlich das alles eben zu haben war, und wirthschaftete in aller Genügsamkeit und Beschränktheit unter sich. Die Mutter wollte im Gegentheil in eine noch größere Stadt ziehen und irgend ein Geschäft anfangen. „Was meinst Du denn, unerfahrene Trine,“ schmälte sie, „wie weit wir mit den Paar tausend Gulden langem, wenn wir nur zehren und nicht vermehren? Nein, ein kleiner Kramladen oder eine Gartentwirthschaft mit Regelpflanzung und Schießstand; ich besorge Küche und Keller, Du die Gäste, Dein Mann kann sich in einem stillen Hinterstübchen mit seinen Büchern abgeben, so viel er mag.“

Dein Mann! . . . wie trieb das Wort alles Blut in Sopherls feine Wangen! Und ordentlich entrüstet war sie bei der unartigen Vorstellung, daß er, der Dichter, in einem untwürdigen Winkel seines Hauses das Zelt mit

der Stiftshütte seiner heiligen Kunst aufschlagen sollte, während rohe Gefellen unter ihm Regel schöben, und daß sie, eines Dichters Liebe und Frau, Handwerksburschen ein Seidel Bier oder Dienstmägden ein Bund Schwefelhölzer verabreichen werden. „Nein, Mutter,“ rief sie, hastig aufspringend, „dazu gebe ich meine Einstimmung nicht; nun und nimmermehr nicht.“ — „Um die wird man sich auch groß kümmern; wenn ich es mit Deinem Manne ausmache, wirst Du schon klein begeben.“ — „Aber ist es nicht grundfalsch von Euch, daß Ihr Eurem einzigen Kinde nicht einmal im Leben zu Willen sein wollt? Und am Ende, wem anders habt Ihr das „viele“ Geld zu danken, als mir? Wäre der „stille“ Nachbar wohl zu Euch herübergekommen, wenn ich ihn nicht angezogen hätte?“

Wer weiß, wie lange der Streit noch gedauert und wie tief er zwei sonst so einige und friedsame Herzen von einander gerissen haben würde, wenn ihn nicht ein Klopfen an der Thür unterbrochen? Josephine fuhr zusammen und zitterte wie ein Espenlaub. „Da ist er,“ lispelte sie, während die Mutter ihr hastig zuwinkte, stille zu sein, die Augen zu trocknen und die Nachthaube abzusehen. Der reiche Poet mußte ungeduldig noch einmal pochen, ehe ein Herein von den Lippen der Mutter ihm seinen Himmel öffnete. Da war er.

Berlegen und gebückt führte er sich ein: „Guten Morgen, liebwerthe Frau Nachbarin, ich wünsche Ihnen, wohl geruht zu haben, und meinem lieben Josephinchen desselbigen Gleichen.“ Die Frauen dankten, es wurde ein Stuhl gereicht, der Poet sprach vom schönen Morgen,



die Mutter von der schlechten Nacht. Josephine von gar nichts, und nach einer kurzen, peinlichen Weile war wieder alles still. „Still und bewegt.“ Denn dem Dichter merkten es die Weiber an, daß er etwas auf dem Herzen habe, eher eine Bürde als eine Freude, und er nahm seiner Seite an seinem blauen Bräutigams-Firmament in Saphir's Augen allerlei Wölklein, Schatten und Sturmboten wahr. Er faßte sich aber — als Mann! — zuerst ein Herz, und seine Donnerbotschaft in einen gezwungenen Scherz einkleidend, begann er nicht ohne Zaudern und Stocken: „Was meinen aber nun die lieben Nachbarinnen, wenn ich Ihnen als große Neuigkeit, so ganz im Vorbeigehen, ergebenst mittheile, daß ich eigentlich und zufällig, wie soll ich sagen, in der letzten Nacht, jedoch ohne mein Verschulden, um mein Bißchen Hab' und Gut gekommen bin?“ Die letzten Worte polterte er hart und rasch heraus, gleichsam um sich und den Frauen zu imponiren. Diese fuhren bei der noch für Scherz hingegenommenen Nachricht doch alles Ernstes zusammen. „Si, ei, Herr Nachbar,“ meinte Mutter Blüthgen, „das ist mir ein schlechter Spaß, und man soll den Teufel, mit Respect zu sagen, niemals an die Wand malen.“ — „Ebendestwegen, just ebendestwegen. Ich bin erfreut, daß Sie die Sache gleich von einer so richtigen Seite fassen. Ja, ich habe den Teufel erst an die Wand gemalt, und als er mir nun wirklich erschien, konnte ich sein nicht anders los und ledig werden, als indem ich ihm, wie Doctor Martin Luther einstens sein Dintensaß, so meinen Mammon an den Kopf schleuderte. Sehen Sie, hier ist das leere Nest, der Vogel ausgeflogen, nicht einmal ein

Federchen mehr darin!“ Er öffnete seine Briestafche und schüttelte sie vor den Frauen aus; es fiel nichts zur Erde, als ein Papier, das er erröthend wieder verbarg: eine unbezahlte Monatsrechnung für häusliche Auslagen.

Wittwe Blüthgen und Tochter sahen den ehemals reichen Poeten mit ungewissen Blicken noch immer zweifelnd an; aber es gibt ein gutes Zeugniß für den inneren, ächten Kern ihrer Naturen, daß sie nicht unmuthig und erkältet sich flugs von ihm abwendeten, nein, im Gegentheil, er schien ihrem Interesse und ihrem Herzen nur augenblicklich näher gerückt zu sein, da er nichts mehr zu sein versicherte, als der arme, stille Nachbar. Josephine legte die rechte Hand auf die linke Brust, ihr war es, als ob mit dem fatalen, ungewohnten Gelde ordentlich eine Centnerlast dort weggewälzt sei, und sie hatte den Geliebten nie so zutraulich-ermuthigend, nie so treuhingegeben angeblickt, als da sie ihn wiederum auf einer Stufe und Stelle mit sich ansehen durfte. Ihre Mutter drang auf eine ordentliche Geschichtserzählung, sie hielt sich gern an das Positive, ganz nach Weiber- und Wittwen-Art; allein der *ci-devant* reiche Poet beschwichtigte sie lächelnd mit den Worten: „Warum denn, wenn es eingeschlagen hat, noch lange fragen, woher der Blitz kam, statt zu retten, was rettbar ist? Nehmen wir an, liebste Frau Nachbarin und Schwiegermama *in spe*, ich hätte das Geld vorgestern von einer Cousine aus New-York geerbt, und gestern wäre es mir von einem Better aus Brandenburg *salva venia* gestohlen worden. Oder lieber, wir haben Alle geträumt, Sie mit mir, ich mit Ihnen, und heute wachen wir eben so auf, als wir gestern ein-

geschlafen, arme, stille, aber treue Nachbarnsleute!“ Josephine reichte ihm treuherzig und mit freudestrahlenden Augen ihre Hand, die Mutter hingegen schüttelte bedenklich mit dem Kopfe, und auf ihrer Stirn stiegen dunkle Wetterwolken dräuend empor. Sie war nicht unhart und schmutzig genug, dem Werber um ihre Tochter geradezu merken zu lassen, wie er nur im Vertrauen auf sein „Capital“ hätte angenommen werden können, auch schien ihr derselbe wirklich, abgesehen von seiner goldpapierenen Folie, persönlich angenehm und werth geworden zu sein. Nur trat vor ihre praktische Erfahrung und richtig fühle Lebensansicht sofort als Ueberzeugung hin, daß es nun mit dem Heirathspiane aus sei, rein aus. Ein armer Poet, und eine arme Nähterin! Das war ja rein unmöglich.

So schonend als sie es vermochte, deutete sie es den beiden Liebenden an. Dennoch schlug wie ein Wetterstrahl dieser mütterliche Wille in ihr keimendes Glück ein, um so treffender, als allerdings demselben in seiner begründeten und wirklichen Schärfe nichts haltbares entgegengesetzt werden konnte. Daran hatte in seiner Naivetät der Nachbar noch nicht einmal gedacht, daß mit dem Gelde nun auch die Braut für ihn verlorengelien müsse. Betroffen, rathlos, kummervoll sah er in seines Mädchens überquellende Augen. Doch da leuchtete ihm, aus dem Nebel der Verzagung und aus Schmerzensfluthen, der Treue Stern verheißend entgegen. „Nein,“ sagte sie muthig und durch Zähren lächelnd, „nein, Mutter, so könnt Ihr es nicht meinen, daß ein zufälliger Verlust, ein äußerlicher, nun auch einen inneren mit herbeiführen

müße. Arm sind wir nun wieder, leider Gottes, aber sollen wir darum auch elend sein, oder," fügte sie leise und mit kindlicher Scheu hinzu, „elend oder — schlecht? O nein, Mutter, nein, nein!" Ihr Arm zog den Freund näher an sich heran, und sie drückte dem Entzückten stark, zuversichtlich, entschlossen beide Hände. — „Das Mädchen spricht, wie sie es versteht," schalt die Mutter. „Ihr junges Volk wißt viel davon, was zum Leben und Sterben noththut." — „Liebe vor Allem, Liebe, Mutter, und wieder Liebe," rief Josephine begeistert aus. „Haben wir es denn nicht selber an uns erfahren? Wir waren einig, zufrieden, glücklich, so lange ich jeden Morgen an meine Arbeit ging und Ihr an die Curige. Und haben wir nicht heute, heute zum ersten und letzten Male, mit einander gemault und geschmolzt, weil wir uns über das viele Geld nicht vertragen konnten? Nun, so dankt doch Gott, daß es fort ist!" Sie lachte lustig und zog Mutter und Freund mit in ihre erleichterte, froh-begnügte Stimmung hinein. „Ihr sollt sehen, es geht uns besser und glücklicher, als Ihr denkt. Er schafft mit der Feder, Ihr mit der Seife, ich mit der Nadel, — ei, es müßte doch mit unrechtlichen Dingen in der Welt zugehen, wenn wir drei vernünftigen Personen da nicht mit einander auskommen wollten. Und der alte Herrgott lebt ja auch noch droben!"

Jubelnd und dankbar umschlang der Poet sein heldenmüthiges Mädchen, und Brust an Brust standen sie, unter den weinenden Augen der Mutter, die Segen und Furcht und Glück und Bohn zugleich ausdrücken sollten, eine lange Weile in enger, lautloser Umhalsung. Da

schreckte ein neues Poltern auf der Stiege und ein neues Pochen sie auf. Ein Mann mit rothem Kragen und dreieckigem Hute schielte zur Thüre hinein. „Ich suche,“ sagte eine grobe Stimme, „den Herrn von da drüben, drei Treppen hoch, und man hat mich im Hause hierher beschieden. Da sind Sie ja wohl, und hier habe ich eine Ladung für Sie vor hochpreisliches Stadtgericht.“ — Der Poet erbleichte, die Frauen mit. In der Mutter stieg eine entsetzliche Ahnung auf: wenn nun die Tochter mit ihren Gott versuchenden Worten Recht gehabt? Wenn er das Geld — — gestohlen — — O pfui, doch. Nein, er trat ja so ruhig dem Diener der Gerechtigkeit gegenüber und versprach, nachdem er die als eilig bezeichnete Vorladung flüchtig überlesen, so heiteren Auges, alsbald vor seiner Obrigkeit zu erscheinen — nein, er war unschuldig, ganz bestimmt unschuldig. Mit diesem Troste und der Zusicherung, bald mit guter Botschaft wieder daheim sein zu wollen, schied der Poet. „Sie kommen,“ rief ihm die Mutter noch auf der Treppe nach, „doch zum Essen wieder, wir haben die Ehre?“ — „Gern, liebe Frau Nachbarin, ich wußte so nicht, wohin heute. Mein letzter Heller ging gestern drauf.“ — „Gott, Gott,“ seufzte die Mutter, „und das will einen Ehemann, einen Familienvater abgeben. Gestern ein Capitalist, heute ein Bettelmann! Und immer wohlgemuth, immer frisch oben auf! Hat seiner Armuth nicht einmal ein Hohl oder eine Schande vor den Menschen! Gott tröste mir mein armes Kind! Aber wer einen Poeten heirathet, könnte eben so gut in der Lotterie um einen Mann spielen!“

---

Hätte der Poet zu der Literatur der Frondeurs und der Malcontenten gehört, er würde minder ruhig der räthselhaften Ladung der heiligen Behme gefolgt sein. Civilgefängniß, Untersuchungshast, Festung — geheime Verbindungen, Majestätsbeleidigungen, Aufreizung zur Unzufriedenheit, Preßprozesse . . . . . In solchen Phantasia=Schreckbildern und Vermuthungen würde er sich umhergetrieben haben, um den Grund seiner „Berufung“ und seine eigene Staatsgefährlichkeit zu enträthseln, im Hintergrunde immer an Geschworenen=Gericht, Untersuchungshast, Festungsstrafe denkend. Er schritt aber in ruhiger Einfalt und mit dem heitersten Gewissen hinter dem von Zeit zu Zeit sich discret umschauenden Diener der weltlichen Obrigkeit her. „Um eines Liedes willen oder für eine harmlose Sonntags=Novelle ist noch Niemand in der Welt gerädert worden,“ sagte er wohlgemuth zu sich selbst, und Luther kann nicht mit größerer Freudigkeit in den Fürstensaal zu Worms getreten sein als er, durch eine Gasse von Polizeibeamten, Juden und Hökerweibern hindurch, endlich in das geheime Sitzungszimmer des Stadtgerichtes schritt.

Ein einziger Mann befand sich in dem hohen Saale, der in seiner ganzen Länge von einem grün behangenen Tische durchschnitten wurde. Ganze Berge von Acten waren in offenen Wandschränken und Reposituren aufgeschichtet, andere lagen auf der Erde umher; auf dem

Tische wechselten ungeheure Dintenfässer mit riesigen Streusandbüchsen anmuthig ab, Federn, Bindfaden und Papierscheere gaben dem Ensemble eine reizende Künstler-Unordnung. Weitere Meubles als einen Lehnstuhl für den „Mann“ hatte der Saal nicht, wenn man nicht einen stattlichen Spucknapf und ein Räucherpfännchen, beide in der Nähe des Ofens geschmackvoll angebracht, zum Ameublement zählen will.

In das also beschriebene Gemach wurde der Poet von dem Gerichtsdienner gewiesen. Dieser machte gleichzeitig einige Versuche, dem „Manne“ seine und des Vorgeladenen Anwesenheit zu erkennen zu geben, indem er sich, — aber respectvollst! — räusperte, zog sich jedoch zurück, als der „Mann“ von seinem Actenstoße nicht aufblickte, den Poeten ihm allein gegenüber lassend. Ein langes und tiefes Schweigen lag über dem Zimmer, nur unterbrochen durch das Summen einer Schmeißfliege, die auch gewiß „aus Versehen“ in demselben gefangen saß, und durch das Tanzen der gigantischen Schreibfeder des „Mannes“ auf dem vor ihm ausgebreiteten Bogen. Der Poet glaubte nicht stören zu dürfen, er wartete, — zumal, da er es leicht abwarten konnte, — und betrachtete einstweilen das artige Wirbeln und Drehen des feinen Actenstaubes in einem dünnen, schrägen Sonnenstrahl, der sich in dies Gemach verirrte. Eine gute Viertelstunde stand er da, von einem Beine auf das andere tretend, zuletzt in einem Anfälle von Courage sogar mit einem Fuße scharrend und hüftelnd; der „Mann“ sah nicht auf. Aber er nahm aus einer neben ihm aufgestellten Tabatière, ohne im Schreiben nur einen Augen-

blick inne zu halten, eine Prise, und bald darauf erschütterte ein gewaltthätiges Niesen die unheimliche Stille. Der Poet fuhr entsetzt zusammen, sagte jedoch sehr laut und entschieden, um sich Muth zu machen: „Wohl bekomm's Ihnen!“ Auf diese Worte blickte der „Mann“ empor und ihn an. „Wer sind Sie? Was wollen Sie? Wie kommen Sie hierher?“ Diese drei Fragen stürzten auf einmal aus dem Munde des Mannes. „Entschuldigen Sie,“ entgegnete Inquisit, „ich komme nicht hierher, ich bin schon eine geraume Weile da, auf Vorladung eines Menschen, der mir diesen gedruckten Zettel insinuirte.“ Er trat auf den grünen Tisch zu und legte dem Inquirenten — denn nunmehr hatte sich das ganze Verhältniß, durch die Unhöflichkeit des Richters und die Artigkeit des Beklagten, bereits als wirklich und richtig hingestellt — seine Ladung vor. Dieser stand zudorkommender, als es möglich schien, auf, nachdem er dieselbe mit einem flüchtigen Blicke überlaufen. „Verzeihen Sie, wenn ich habe warten lassen,“ sagte er, „ein wichtiger und verwickelter Fall zerstreute mich gerade.“ Dann in einem Stoße Handacten wühlend, fügte er hinzu: „Haben Sie dieses Papier geschrieben und irgendwie unterzeichnet?“ Dabei überreichte er dem Poeten einen Bogen, worauf dieser zusammenfahrend seinen nächtlichen Pact mit Mister Mattison wieder erkannte. „Allerdings,“ stammelte er. — „Hatten Sie ein Recht,“ so der Inquirent weiter, „hatten Sie ein Recht, sich bei Ihrer Unterschrift dieses pseudonymen Schriftsteller-Namens zu bedienen?“ — „Mich dünkt, das gerechteste von der Welt, ich führe ihn seit vielen Jahren.“ — „Wie, mein Herr, Sie selbst sind . . .“



Sie wären . . . . Aber dann verziehen Sie nur eine Minute lang!“

Mit diesen abgebrochenen Sätzen war der Mann aus seinem Lehnstuhle aufgesprungen und durch eine Seitenthür verschwunden, welche bisher der Poet noch gar nicht wahrgenommen hatte. Dieser blieb also, verwundert und bestürzt, seine Seelenverkaufs-Urkunde in der Hand, allein zurück. Seine nächste Besorgniß war: „nun wird der Groß-Inquisitor wieder kommen, mit Capitain Mattison in der weißen Nachtmütze,“ anders konnte er sich denselben unmöglich denken, weil er ihn niemals anders gesehen, — „und ich werde zur Vollziehung meines unseligen Contracts angehalten werden. O verhängnißvolle Nacht!“ Ein Gedanke an Flucht durchzuckte seine Seele, schon hatte er einen kühnen Schritt der Thüre zu gewagt, allein draußen auf dem Gange hörte er Stimmen und Tritte, darunter die seines Begleiters und Wegweisers. Entrinnen konnte er nicht, somit wappnete er sich nach besten Kräften mit Muth oder mit dem, was in mangelnden Fällen so oft statt desselben dienen muß, mit Grobheit und Starrsinn.

Es wahrte nicht lange, so öffnete sich die Seitenthüre, und der Inquirent führte unter vielen Büdlingen einen Mann herein, der nichts weniger war als Mr. Mattison in der Nachtmütze, vielmehr ein hoher, würdevoll aussehender Mann in seinem Morgen-Anzug. Im Knopfloch des schwarzen Rockes blühte ein rothes Ordens-Bändchen, das vorthelhaft und vornehm ließ, von dem Poeten aber in seinem Aerger nicht bemerkt oder in seiner Unschuld nicht erkannt wurde für das, was es war.

„Da ist er,“ sagte halblaut der Richter zu dem Fremden, indem er mit einer unterthänigen Handbewegung auf den jungen Inculpaten wies. Der Fremde ging theilnehmend und aufmerksam diesem einige Schritte entgegen und fragte: „Sie sind also der unter dem Namen Carlo Farniente bekannte Schriftsteller?“

„Ich weiß nicht,“ sagte der Poet barsch, „ob Sie ein Recht haben, darnach zu fragen, aber wenigstens habe ich keinen Grund, es zu leugnen, wenn es denn doch einmal bekannt ist.“

„Junger Mensch,“ fiel erschrocken der Richter ein; „sehen Sie denn nicht, wer die Gnade hat, mit Ihnen zu reden?“

Der Fremde lächelte und winkte ihm: „Lassen Sie das, mein lieber Herr Director. Ich liebe die Poeten so: natürlich, ungenirt, licentia poetica. Ein Recht,“ so fuhr er hierauf zu dem Dichter fort, „ein Recht zu fragen, besitze ich allerdings nicht, wohl aber ein Interesse, das Interesse an Ihrer Person und an Ihren Werken.“ Hölzerne Verbeugung von Seiten des mit jedem Augenblicke übellaunischeren Poeten. „Sie haben das Gedicht, Dießseits und Jenßseits betitelt, verfaßt?“ fragte der Fremde weiter. — „Zu dienen, mein Herr!“ — „Dasselbe, welches im Tageblatte hiesiger Stadt veröffentlicht wurde?“ — „Vielleicht. Von mir gelangte es nicht an diese Stelle; wohl möglich, daß es der Nachdruck dahin beförderte. Wir Schriftsteller sind ja die Einzigen, welche in diesen und ähnlichen Räumen,“ er sah bitter lächelnd um sich, „nur als Beklagte, nicht als Kläger und Verfolger unseres guten Eigenthumsrechts

zu erscheinen pflegen.“ — Der Richter wollte wiederum mit einer Warnung einfallen, wurde aber von dem weiter fragenden Fremden, welchem diese Art der Unterhaltung zu gefallen schien, daran verhindert. „So sahen Sie also auch wohl den in demselben Blatte ergangenen Aufruf an den Verfasser, seinen wahren Namen zu nennen, nicht?“ — „Mein Herr, ich sehe niemals ein Tageblatt.“ — „Und wären Sie nicht geneigt, diesem theilnehmenden Verlangen, wenn es sich mündlich vor Ihnen wiederholt, ein freundliches Genüge zu leisten?“ — „Kommt darauf an, wer das Verlangen stellt.“

Der Poet sah an der großen, Ehrfurcht gebietenden und, so schien es wenigstens, Ehrfurcht gewohnten Gestalt empor. Er begegnete einem milden Lächeln auf des Fremden Lippen und einem Auge, das voll wahrhaftem Mitgefühl auf ihm ruhte. „Ein Freund,“ sagte der Fremde zu ihm, seine Hand auf die Schulter des hartnäckig Schweigenden legend, „ein Freund Ihrer Muse.“

Allein in diesem Augenblicke, als ungeachtet so gütigen Zuredens der Inquisit noch immer keine Lust zu tragen schien, ihm Folge zu leisten, riß dem Inquirenten die Geduld. „Halten zu hohen Gnaden, Durchlaucht,“ sagte der Richter, aus seinem bescheiden gewahrten Hintergrunde hervortretend, „nun kann ich Dero Herablassung und dieses Mannes unbegreifliche Verblendung nicht mehr mit ansehen. Ich muß reden, es drückt mir das Herz ab, Jemanden in meiner Gegenwart so respectwidrig vor Ew. Durchlaucht Antlitz stehen zu sehen. Junger Mann,“ fügte er mit gehobenem Tone hinzu, während die Durchlaucht sich nicht ohne Humor abwenden

dete, „junger Mann, erfahren Sie denn, daß Sie vor Seiner Durchlaucht dem Prinzen Albert zu erscheinen die ungekannte Ehre haben.“ — Der Poet fuhr zusammen, verbeugte sich tief und wagte einen schüchternen Blick auf den Prinzen, der gutmüthig wieder herangekommen war. „Ich will wetten,“ sagte dieser, „daß unser dichterischer Freund noch nicht recht weiß, was er aus mir machen soll. Die Hand auf's Herz, wissen Sie, wer das ist: Prinz Albert, und woher?“ — Erröthend bis zur dunkelsten Glut mußte der im Gothaischen genealogischen Taschenbuch schlechter als in dem Taschenbuche für Liebe und Freundschaft bewanderte Poet eine Verneinung stammeln. Diese naive Unwissenheit gab dem Prinzen seine gute Laune völlig wieder, während der Richter händeringend im Zimmer auf- und niederlief, einmal über das andere Mal ausrufend: „Ist denn so etwas erhört? Ist es denn nur menschenmöglich? Kennt keiner allergnädigsten Landesmutter leibeigenen Herrn Bruder nicht?“ In peinlichster Verlegenheit stand der Ignorant zwischen dem laut auflachenden Prinzen und dem desperaten Rechtsmanne. „Gehen Sie, Herr Stadtdirector, geben Sie sich zufrieden,“ sagte Jener endlich zu Diesem. „Einige Minuten mit diesem Sonderling werden hinreichen, uns zu verständigen. Darf ich über Ihr Local verfügen?“ — „Durchlaucht,“ stotterte der Richter, „so viel Gnade“ . . . . Er wollte nach Stühlen und Teppichen schellen, die Actenstöße vom Tische werfen und die Dintenfässer, allein der Prinz verbat sich jede Unbequemlichkeit und zog, während unter hundert Verbeugungen rücklings und langsam der Director in der

Seitenthüre verschwand, den jungen, noch immer stumm und starr dastehenden Poeten leutselig in die große Fensterische.

Eine fast stundenlange und angelegentliche Conversation zwischen den Beiden wollen wir nicht in ihren Einzelheiten verfolgen. Wo Fürsten reden, hört alle Idylle auf.

Prinz Albert, den wir wie einen dramatischen Maschinen-Gott zum letzten Acte unseres Stückes aus der Erde steigen oder vom Himmel herabfallen lassen müssen, Prinz Albert war ein leidenschaftlicher Gönner „literarischer Personen und Zustände“, wie die Phrase lautet. Es mag unwahrscheinlich klingen: er war für Poeten und Künstler portirt, wie Andere seines Standes für Pferde, Gemälde, Soldaten, Blumen. Daß Prinz Albert reich war, braucht nicht bemerkt zu werden; nicht etwa, als ob alle Prinzen des neunzehnten Jahrhunderts es wären; aber: würden wir ihn zum Schlusse einer Idylle brauchen können, wenn er es nicht gewesen? Im Theokritos und Vergilius, in Desmoutiers und Gefner regnet es noch ganz natürlich Wasser und — Dreck, um das in der Idylle hinschmachtende Land zu erquicken. Bei uns muß ein Jupiters-Guß, ein goldener, fallen, um Alles zu einem seligen Ende zu leiten. Denn unsere Idylle spielt ja in neuesten Tagen.

Die Residenz des Prinzen war arm an einheimischen Talenten. Und doch war er lange auf der Jagd nach einem solchen, mit mehr Emsigkeit vielleicht, als andere hohe Herren auf einen Sechzehnder pirschen. Er hätte gern einen Hofpoeten gehabt, wie die Prinzen voriger

Jahrhunderte einen Hofheiden oder Hofnarren, der Rarität halber. Eine Fährte im „Tageblatte“ zog ihn gewaltig an: eben das Gedicht von Carlo Farniente, „Dieffeits und Jenffeits“ überschrieben. Das versprach ja alles, was er brauchte und suchte, nicht nur die Gabe einer leichten und gefälligen Versification, sondern auch die ungleich seltenere einer unverdächtigen, nationalen Gesinnung. Es war eine jener zahlreichen oder zahllosen Paraphrasen des gefeierten Rheinliedes, worin die Dieffeitigen gewaltig herausgestrichen wurden und den Jenffeitigen eine dräuende Faust — damals nur in der Rocktasche! — sich patriotisch ballte. Das Gedicht machte Effect, der Stadt-Musikus setzte es in Musik, der Organist an der Hof-Kirche desgleichen, endlich auch der Stabstrompeter; es wurde ein Wettkampf, an die olympischen Spiele erinnernd, angestellt, unter ihren Compositionen, wo der Chor, aus Musketieren, Currende-Knaben und Waisen-Schülern bestehend, die Gesangparthien executirte, und aus welchem der Stadttrompeter als Sieger hervorging. Der Dichter erfuhr von dem glänzenden Erfolge seines Werkes nichts, er lebte nach Poeten-Weise mehr im Himmel, als im Stadtgeträttsch. Aber wie große und hochherzige Fürsten Deutschlands dem Urheber des Urliedes silberne Becher und goldene Medaillen verehrten, da meinte Prinz Albert, im Herzen nicht minder groß, nur im Budget, seiner Seits auch nicht zurückbleiben zu dürfen. Daher die Aufforderung im Tageblättchen. Warum sie ihres Zweckes verfehlte, wissen wir: Carlo Farniente las die locale Litteratur nicht, weniger aus Stolz, als aus poetischer Sorglosigkeit, und die Redaction

mußte bekennen, daß sie das Epoche machende Lied nur „entlehnt“ habe.

Durch die Unterhaltung in der Fensternische überzeugte sich der Fürst gründlichst, daß er seine Laterne auslöschen konnte: der Mann war gefunden. Ein ruhiger, argloser, gemüthlich-kindlicher Mann, dem es gleichviel war, ob die Landstände für oder wider die freie Presse votirten, wenn er nur seinen Verleger fand, ein Mann, der erröthete und stammelte und die Augen niederschlug und an seinen Knöpfen drehte, wenn ihm eine irdische Majestät von Angesicht zu Angesicht gegenüber stand, ein Mann, der wenig Bedürfnisse hatte, viel Geduld, kurz ein Mann wie geschaffen zum Hofpoeten.

Dennoch rückte erst allmählich und vorsichtig der Prinz mit seinen Plänen heraus. War der Poet anfangs schon bestürzt und verlegen geworden, nicht ohne dadurch dem Prinzen eine unwillkürliche und darum tiefer eindringende Schmeichelei zu machen, wie fuhr er erst jetzt freudig entsezt, kaum seinen Ohren trauend, zusammen, als ihm von fern die Aussicht gezeigt wurde, in der Nähe der Majestät, welche ihn geblendet hatte, hoch oben auf den Höhen der Menschheit seine Dichterhütte bauen zu dürfen. Alle Neujahr ein Gedicht an den regierenden Herrn, auf die Geburtstage desselben und höchstseiner Gemahlin ein passender Theaterprolog, Aufsicht über die Schloßbibliothek und zu Zeiten ein Stündlein Lectüre vor Prinz Albert, auch wohl ein collegium aestheticum für dessen ältesten Knaben, wenn er erst einen erzielt hätte, und die Obliegenheit, ihm selbst, dem Prinzen, in Führung seiner Privat-Correspondenz mit auswärtigen

Schriftstellern an die Hand zu gehen, die einheimischen Zeitungen lesen und roth anstreichen, was Seiner Durchlaucht angenehm sein konnte, endlich Theater-Kritiken für das offizielle Organ zu schreiben, — das war das ganze Register seiner Pflichten, in gar keinem Verhältniß zu den Rechten, als nämlich: 1) Achtthundert Gulden Gehalt jährlich, in monatlichen Raten, abzüglich der Hofdiener-Wittwen-Kassen-Beiträge, der Einkommensteuer und der Gemeinde-Zuschläge; 2) im Sommer, welcher dort in der Regel drei Monate dauert, freie Wohnung in des Prinzen Landhaus, jedoch mit Ausschluß etwaniger kleiner Familie — Nota bene: Eine Frau hielt sich muthig und standhaft der Dichter aus —; 3) für den Fall zehnjähriger Dienstzeit den Charakter als „Hofrath“ . . . .

Hier schwindelte der Poet. „Herr Hofrath!“ Ihm war es, als riefen ihm hundert Posaunen den köstlichen Titel unaufhörlich zu; er wußte nicht, sollte er lachen oder weinen vor Freude, der „Herr Hofrath“ in zehnjähriger Hoffnung.

Nach einer Stunde, der bangsten und freudigsten, der demüthigsten und stolzesten im dunklen Dichterleben, war alles erreicht und fertig. „Und nun,“ so schloß mit einem huldreichen Lächeln Prinz Albert, „damit uns der poetische Proteus nicht wiederum entwische, Ihren wahren Namen, den wir, sonderbar genug, in unserer ganzen Verhandlung noch gar nicht von Ihnen verlangt haben.“ — Der Poet stockte. — „Er ist,“ sagte er, „nichts weniger als dichterisch, weshalb ich ihn auch habe übersetzen und aufpoliren lassen müssen. Carlo Farniente, der Name ist mir so viel geläufiger und lieber geworden,



wäre es denn nicht möglich, daß Ew. Durchlaucht Gnade mich in demselben beließen und vielmehr erst bestätigten?“ — „Nein, mein Freund, wir lieben falsche Namen nicht,“ war des Prinzen trockene Antwort. Der Poet stockte wiederum; endlich sagte er kaum hörbar:

„Carl Faulstich.“

7.

Das paßt nicht in eine Idylle, namentlich nicht an den rührenden und allseits glücklichen Schluß, daß Prinz Albert bei dem allerdings etwas prosaisch aussehenden Namen seines neuen Hofpoeten sichtlich stutzig wurde, leicht erröthete und genau nach den Lebensverhältnissen, namentlich nach der Mutter und nach dem Geburtsjahre des Poeten forschte. Gerührt von so vieler Theilnahme, mit reichem Segen überschüttet, fast trunken von allem Neuen, Künftigen und Gewesenen, schwankte der Dichter mehr heim in St. Ursula, als er ging. Sein erster Weg — „Zu der Frau Hofrätthin?“ — Nicht doch, schöne Leserin. Sein erster Weg in sein Dachkammerlein. Dort fiel er auf die Kniee nieder, dicht am Fenster, die treuen, überfließenden Augen hinüber in ein Paar anderer, ängstlicher und harrender, gerichtet und hinauf in das schmale, helle, warme Fleckchen Blau, das als Himmel für die hohen, dunklen Häuser gelten mußte. Dann packte er ein, ein Geschäft, das keine volle Stunde Zeit erforderte, lud sein Felleisen auf die Schulter, stürzte die Treppe

hinab und, ohne anzupochen, in das Zimmer Capitän Mattisons, welcher eben seinem Hühnerhunde das Apportiren und Sitzen beibrachte. Mit einem Strome von Thränen fiel er dem verwunderten und ärgerlichen Britten um den steifen Hals. „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber siehe da, Gott hat Alles gut gemacht,“ so schluchzte er mit Joseph in Aegypten, und vergebens strebte Mister Mattison die Umarmung des Tollen von seinem Halse abzuschütteln. Erst als er drohete, den Hund hegen zu wollen, ließ ihn der Hospoet los und sich zu Erklärungen herab. Capitän Mattison war aber das alles sehr gleichgiltig, daß er durch seine Klage bei Hochpreislichem Stadtgerichte das Glück des Dichters sollte begründet haben, und nur als er hörte und an dem Ränzlein merkte, Jener wolle wirklich ausziehen, und er sei des nächtlichen Störers, nicht aber seiner Banknoten quitt, erst da fing das brittische Herz an mitzuklopfen, und er erwiderte die Umarmungen, bis der Hühnerhund bellend und verständig zwischen die beiden unverständigen, jauchzenden, umschlungenen Menschenkinder fuhr.

Drüben bei der Wittwe Blüthgen wartete man nun seit zwei, drei, vier Stunden immer vergebens auf den Gast. Die Mutter jammerte laut, weil die Binsen kalt würden, — „wahrhaftig, ein ganz steifer Papp sind sie schon,“ sagte sie ingrimmig, — und die Tochter jammerte leise, als sie den vergeßlichen, nachlässigen, undankbaren Mann heimkommen sah, aber nicht zu ihr, sein Zimmer ausräumen, die Thür hinter sich zuschließen, aber noch nicht zu ihr, bei dem fremden Menschen umherspringen, mit der Wirthin parterre scherzen und schäkern, aber

immer nicht zu ihr. O Männer, Männer, Männer! Ihr liebendes Herz durchflog in einem Augenblick alle Staffeln der Gefühlsleiter, welche abwärts in den Höllengrund trostloser Verzweiflung führen, um im nächsten Augenblick eben so rasch aufwärts in den Himmel voll Seligkeit zu klimmen. Er hat eine Schlechtigkeit begangen, — er liebt Dich nicht mehr, — er will entfliehen . . . .

Da öffnete sich die Stubenthür, und strahlend, weinend, groß, still, lauter Liebe und Freude, trat er herein, warf sein Känzlein auf die Erde und sich mit einem Sprunge in Josephinens verzeihende Arme.

Und wie er nun hier erst erzählte, welcher Engel ihm auf dem Lebenswege begegnet sei in Gestalt eines wirklichen, leibhaftigen, durchlachtigsten Prinzen, wie die Frauen ihm zuhorchten, anfangs ungläubig zitternd und hastig, dann vor Rührung still schluchzend, wie er endlich, umgekehrt wie bei dem Fürsten, mit einem lächelnden Blick auf das Bündlein „Sonntags-Novellen“, das sein scharfsichtiges Vaterauge längst in Josephinens Nähkörbchen entdeckt hatte, das Geheimniß seines Doppelnamens verrieth, und aus der häßlichen Puppe: „Carl Faulstich“ ein glänzender, gefannter und geliebter Tagfalter „Carlo Farniente“ ausschlüpfte, wie sein Mädchen bewundernd, hingebend, fast zagfam zu ihm emporblickte, eine Semele zum unverhüllten Zeus, — ach, warum soll denn das die Idylle noch haarklein berichten, während die Linsen immer kälter und steifer werden, und eine Thräne nach der anderen aus Mutter Blüthgens Augen in die vergessene Suppenschüssel träufelt?

So verlassen wir die Lieben: Um den engen runden Tisch, der heut' zum ersten Male ein Kleeblatt von zinnernen Tellern trug. Und die Tochter seufzt aus tiefster, lustmüder Brust: „O, großer Gott, wie selig werden wir sein!“ Und der Dichter jubelt: „Ja, und meine Freiheit hab' ich wieder, und alle Nacht kann ich dichten und trachten, denn im fürstlichen Garten, siehst Du, hört es keine Seele.“

Aber Mutter Blüthgen lächelte schalkhaft, während sie die Bratwurst zerlegte und dem Hofrath und Schwiegersohn in spe das saftigste Stücklein aufdrang. „Damit,“ meinte sie, mit dem Lärmen nämlich um Mitternacht, „damit hat es gute Wege; seien Sie nur erst einmal verheirathet!“

---



# Laurel und Myrthe.



1.

Das Kirchweihfest ging zu Ende mit einem jener herrlichen Spätherbsttage, in welchen die Natur ihre schönsten, jeden Falls ihre letzten Triumphe feiert. Darum waren viele Bewohner der Residenz hinausgegangen zu dem nahegelegenen Dorfe, um bei den lebendigen Abschiedsscenen des ländlichen Festes den Zwang und die Einförmigkeit ihres städtischen Treibens für Augenblicke zu vergessen. Auf dem Gemeindeplaze hatte sich eine bunte Menge vergnügungsfüchtiger Menschen eingefunden, die sich geräuschvoll durcheinander trieben. Die feine Garde-Uniform rieb sich nicht ohne Behagen an dem groben Kleiderstoffe der derben Dorfschönen, während der gelockte Stutzer und die Gnädige im Florsschleier ängstlich den Berührungen des Kittels und der Riesenstuhle auswichen. Britischmeister und Harlekins drängten sich mit kräftigen Scherzen und noch kräftigeren Schlägen durch die schreiende Masse; aus den leinenen Buden schrillte in einzelnen, zerrissenen Wehlauten eine mißhandelte Geige, zu deren Tönen sich, verhüllt durch eine ewig neue Staubwolke, eine Schaar erhitzter Gesichter



und schlotternder Gebeine wie Kreisel umherstwenkte. Abseits, im Schatten der Linde, hatten sich einzelne Gäste angesiedelt, welche das mit jedem Augenblicke wechselnde Bild mit beschauender Gemächlichkeit an sich vorübergehen ließen.

Unter den Letzteren befand sich Maler Manfred mit seinem Freunde Adolf, und die beiden jungen Männer hatten unstreitig einen der besten Punkte auf dem grünen Wiesenplane ausgesucht. Die Anhöhe beherrschte die Aussicht auf den nahen Vordergrund; weiter hinaus breitete sich die bewohnte und belebte Ebene vor ihren Blicken aus, mit der großen, glänzenden Residenz in der Mitte, und mit den malerischen Linien des Gebirges am Rande des Horizontes, das die bald untergehende Sonne mit glühenden Farben durchströmte. Ueber ihren Häuptern hingen die halbentblätterten Zweige der mächtigen Linde, die von Zeit zu Zeit einen rieselnden Regen welcher Blätter auf die Sitzenden hernieder goß, um ihnen durch das gelichtete Laub einen Ausblick in das leise Nebelblau des herbstlichen Himmels zu erschließen.

„Mach Dein Skizzenbuch immerhin zu,“ sagte Adolf zu seinem Freunde, „Du findest hier und heute keine Beute dafür; es sei denn, Du wolltest Dich von dem verworrenen Menschenknäuel abwenden zu jener stillen, abendlich-schönen Landschaft.“

„Bleibe noch einige Augenblicke,“ entgegnete der Maler und warf einen leichten Kennerblick über das lärmende Ganze. „Du weißt nicht, wie wohlthätig und anregend mich ein solches Volksfest immer be-

rührt, selbst wenn es dem Pinsel keine direkte Beschäftigung gibt.“

„Was findest Du nur in diesem wimmelnden Wirwarwarr ecker Gestalten,“ fuhr der Doktor fast unmuthig fort, „in diesem branntweinduftenden Humor eines sogenannten Volksfestes? Betrachte einmal die zusammensinkenden Körper, die aschbleichen, schlaffen, feuchten Gesichter mit den gläsernen, verschwärzten Augen, in denen sich die Orgien einer ganzen Woche häßlich ausprägen! Tauselnde Bewegungen trunkenen und tanzender Bären, Liebeslungen und Späße aus dem Straßentoth, Physiognomien mit keinem anderen Ausdruck als dem der Stumpfheit und Böllerei! — Pfui über solche Volksfeste!“

„Wie Du wieder einmal bist!“ unterbrach Manfred den Freund. „In einem Deiner kritischen Humore. Genre-Bilder, wie das lebendige da drunten, muß man nicht vom Standpunkte eines Kunst-Ausstellungs-Berichts betrachten, sondern aus der nöthigen Entfernung, etwa wie eine Fresco-Malerei oder eine Theater-Decoration. In der Nähe treten die groben Verhältnisse und die schreienden Farben verlegend heraus, welche sich für die richtige Weite in ein fast geordnetes Ensemble zusammendrängen. Hättest Du jenes Mädchen gesehen, als sie heldenmüthig vor wenig Minuten die Bewerbungen des ästhetischen Ladjünglings zurückwies, oder jenen Harlekin, der mit seiner Fahne der Frau Oberbürgermeisterin die Schminke von der Wange herunterwischte.“

„Ja doch!“ meinte Adolf, „und dieselbe Spröde bemerkte ich eine Viertelstunde vorher in den lämmelhaften Armen eines vierschrotigen Großknechts, der sie mit einem

Gläse Kümmel bestochen. Laß uns Worte und Farben nie an solche Stoffe verschwenden!" schloß der junge Mann und wandte sich von dem Kirchweihbilde hinweg zu dem schlummernden Zauber der dunkelnden Gegend.

"O, wie befriedigt der Blick auf jener dämmernden Welt voll Frieden und Harmonie verweilt, wenn ihm hier die grellen Farben eines trivialen Kleinlebens weh gethan haben!" redete Adolf weiter, während er, an den Stamm der Linde gelehnt, das erfrischende Bild durstig in sich aufzusaugen schien. „Sieh, Manfred! wie das rauchende Häusermeer mit den einzelnen auftauchenden Lichtpünktchen uns den Qualm und das Geräusch der großen Stadt näher bringt. Ist es nicht, als ob eine Wolke von Klatscherei und Intrigue finster über den glänzenden Dächern hänge? Und dort der schlaftrunkene Strom und die fernen, freien Berge und die im letzten Schmucke rauschenden Wälder!“

Er verstummte. Sein Auge flog wie begeistert über den weiten Plan. Manfred hatte den Arm leicht um den Freund geschlungen, und lange standen die Beiden, verloren in Sehen und Sinnen.

„Italien, du Land meiner Wünsche und meiner Träume,“ begann Adolf nach einer kurzen Weile wieder, „an deine Wunder mahnt mich ein solcher Abend mit nagender Sehnsucht.“

Könnt' ich nur einmal die heiße Stirn in den Schatten deiner Lorbeeren und Oliven tauchen, und das glühende Auge, wie eine gesättigte Sonne, in dem Spiegel deiner Meere versinken lassen!“

„Werde nicht sentimental, mein vortrefflicher Doktor!“

unterbrach ihn der Maler mit spottendem Scherz, durch welchen aber das eigene, mächtig angeregte Gefühl hindurchblickte. „Zügle den unbändigen Pegasus in der Nähe einer armen profaischen Natur. Sieh, lieber Adolf, gerade wir Deutschen haben das schöne Mahnungswort in succum et sanguinem aufgenommen, das große und geistreiche Wort, das, glaub' ich, aus dem hebräischen Munde irgend eines Psalmisten geflossen ist, das Wort: Bleibe im Lande und nähre dich redlich! Liegt in diesen wenigen Sylben nicht eine ganze, tiefsinnige Bibliothek von Moral? Ein kräftiges Motto für standhafte, heroische Vaterlandsliebe, welche Ihr in der bösen Welt ein Kleinliches An-der-Scholle-Aleben nennt? Ein heilig sprechender Schutzbrief für alle gottseligen und wohlconditionirten Creaturen, die den Tabakskram vom Vater sel. erben, und auf der fein ebenen Heerstraße ehrbarlich hinter ihrem Schulmeister hertragen?“

„Philister über Dir!“ seufzte Adolf in komischem Zorn und schickte sich an, dem Freunde in einer langen Rede einen Commentar zu diesem Wehrufe zu liefern.

„Um des Himmels willen, nicht wieder das ewige Thema!“ fiel der Maler ein. „Das ist ja eben das wahrhaftige Philisterthum, die alte, verstimmte Feier unserer Zeit, daß jeder relegirte Student in Denen, die angestellt werden, einen Philister riecht, und daß man mit tausend neugemachten und ellenlangen Krafttredensarten gegen einen Kobold zu Felde zieht, den Niemand gesehen und der gerade seinen enthuftasmirtesten Gegnern plötzlich im Nacken sitzt und sie nach Herzenslust gängelt. Ich gebe Dir vollkommen Recht, daß ein Paar Wander-

jahre in das abgenutzte Einerlei des Lebens wie eine frische, farbige Blüthe hineinfallen, habe ich sie doch selbst genossen! Aber eben jenes Hesperien, nach dem Du mit sehnsüchtigem Jammer hinüberblickst, das ich aus eigener, dreijähriger Anschauung kenne, glaube mir doch, Freund, das ist das gelobte Land nicht, das Dich aus Mignons Sehnsucht mit lockend feuchten Augen anblickt. Wie würdest Du aus Deiner Trunkenheit erkältet aufwachen, wenn Dich mitten unter den Riesentrümmern der erhabensten Vorzeit eine kahle, ausgemergelte Gegenwart mit lächerlichen Fragen oder Karikaturen angrinste.“

„Geh' mir mit diesen Schmähungen auf ein Volk,“ erwiderte hastig Adolf, „welches drei Viertel seiner Verächter nicht verstehen. Was weiß denn ein englischer Wanderstorch von den Grazien, die an der Wiege Italiens gefessen haben, und die auch sein Grab nimmer verlassen werden? Was ein hochdeutscher Professor, der aus der Mark oder aus Hinterpommern hervorkriecht und über Ackerbau und Viehzucht lesen will, von dem Zauber eines italienischen Himmels? Manfred!“ schloß der Doktor und faßte die Hand des Freundes mit feurigem Drucke, „eine solche Nacht am Gestade des Comer-Sees, oder im Busen der ewigen Parthenope, eine solche Nacht, dazu das Lied und die Liebe einer Römerin — gib mir die Nacht und laß mich in ihren Wonneschauern untergehen!“

Wie noch die Jünglinge, hingerissen durch die mit tiefer Innigkeit gesprochenen Worte, sprachlos dastanden, horch! da klangen durch die Stille, welche sich über die allmählich ruhiger gewordene Scene breitete, voll und rein die Töne einer weiblichen Stimme. Ein italienisches

Lied — eine jener unnachahmlichen Schöpfungen, die in Ton und Wort den ganzen Geist ihres Vaterlandes athmen — hauchte, von Harfenklängen begleitet, durch das Dunkel. Es war die Barcarole irgend eines Meisters, der im Gesang wie in der Begleitung ein Tongemälde geschaffen, das auf- und ab-wogende Meer und seinen ewigen Rhythmus, die in Düst verschwimmende Ferne und die plötzlich aufblühenden Lichter auf den Häuptern der schäumenden Wellen stimmungsreich abspiegelnd. Als die letzten Töne verschwammen, erwachten die Freunde aus dem überraschenden Traum. Die ersten Sterne waren still am Himmel heraufgezogen, und durch die Blätter der Linde säufelte ein kühler Abendwind. Ein tiefer Seufzer löste sich aus der Brust des Doktors. Unwillkürlich hatte er die Hände gefaltet, und in dem schwärmerisch aufgeschlagenen Auge zitterte eine Thräne. „Fromme Wünsche werden erhört,“ flüsterte er dem Maler zu, der ohne Worte an seiner Schulter lehnte; „ich wollte, das Mädchen sänge nicht wieder!“ Manfred rüttelte sich aus seiner Versunkenheit auf.

„Ich muß wissen, wer sie ist!“ rief er dem Freunde heftig zu und zog ihn eilig von dem Hügel hernieder, dem großen Zelte zu, aus dessen Nähe ihnen die Stimme zu kommen schien.

2.

Der Menschenstrom hatte sich schon länger in weniger dichten Wellen ergossen. Die Helden und Damen der

Residenz waren heimgekehrt, weil sie einen Schnupfen fürchteten oder in eine frühe Soirée eilten. Auch die meisten der Landleute suchten erschöpft von dem wöchentlichen Vergnügen die nüchterne Hütte wieder, der sie sich in jenen Augenblicken des Taumels entrückt glaubten. Vor der größten unter den leinenen Buden waren noch einige zechende und plaudernde Gruppen zurückgeblieben, auf welche ein unsicher flackerndes Windlicht eine seltsame Beleuchtung austreute. Dorthin traten Manfred und Adolf, und dort entdeckten sie die Quelle des Gesanges und Spiels.

An einem Seitentische saß ein bereits ällicher Mann, ein ernster, scharf markirter Kopf mit großen, dunklen Augen, welche ein Paar dichter, zusammenlaufender Augenbrauen überwölbte, und von grauen, auf seltsame Weise emporstrebenden Haaren umwallt. Der Italiener, denn als solchen charakterisirte ihn seine ganze äußere Erscheinung, schien in gänzlicher Theilnahmlosigkeit an Allem, was um ihn vorging, nur mit seinen Gedanken beschäftigt. Die starren Blicke wurzelten am Boden, das Haupt war in die Hand gestützt, der eine Fuß nachlässig über den andern geschlagen; neben ihm lag eine Flöte und ein Notenbuch, auf das er den Arm gelehnt hatte. Zur Rechten zeigte sich die Sängerin, eine jener Figuren, die dem Auge des Nordländers zu voll und stark erscheinen. Das blauschwarze, dichte Haupthaar, das gesättigte, dunkle, sammtene Colorit des Gesichtes, die kühn geschweiften Augenbrauen, der etwas große Mund, die vollen Schultern und Arme, die breiten Hüften bezeichneten unverkennbar die Tochter des Südens, die Römerin.

Ihr Gesang hatte aufgehört, als die beiden Freunde herzutraten. Die begleitende Harfe war zur Seite geschoben, und das Mädchen schaute mit Ungestlichkeit in das arbeitende Gesicht des Alten, als fürchte sie sich, den mit sichtlichem Gier auf sie gerichteten Blicken der Umgebung zu begegnen. Die Bauern standen oder saßen mit offenen Mäulern um das angegaffte Paar. Von dem Liede hatten sie natürlicher Weise nichts verstanden; dessen ungeachtet meinten einige, es sei doch um eine solche Musik ein ganz anderes Ding, als um eine Drehorgel mit einer Mordgeschichte, und in den Augen der aufhorchenden Dorfjugend glühte ein ahnender Abglanz des Feuers, welches in dem Gesange der Italienerin gelodert hatte. Die wenigen Nachzügler der Residenz schlüchelten in schlauen Kreisen um die fremde Schönheit und unterhielten sich in halblauten Ausrufungen über ihre lüsternt bewunderte Erscheinung.

So hatte ein minutenlanges Schweigen über der Gruppe am Zelte geruhet, als das Mädchen plötzlich den Mann anstieß und ihn in italienischer Sprache zum Aufbruch mahnte. „Vater“, sagte sie mit zärtlicher Besorgniß in Blick und Stimme, „laßt uns nach Hause gehen! Es ist kühl und leer geworden, so daß wir doch nur eine dürftige Ernte halten werden. Und Eure Stirne runzelt sich wieder in finstere Falten, Ihr beißt Euch auf die Lippe — kommt, Vater!“

„Antonia, Du Gute!“ entgegnete der Mann, „was sorgst Du doch um den alten Träumer? Mir war es wieder einmal so wild und so wüßt zu Sinne, als ich die Himmelstöne der Römerin für einen kärglichen Bettelohn



an diese nordischen Barbaren vergeuden hörte. Laß das, Antonia!“ fuhr er fort, indem er sich mit der schweren Hand über die Stirne strich und das Mädchen sanft von sich wegdrückte, welches die überquellenden Augen an seiner Brust geborgen hatte. „Ich will ihnen noch eins singen, diesen deutschen Bauern, daß sie nicht sagen können, sie hätten dem Lorenzo ihre Bazen umsonst hingeworfen.“ Dabei kirkte er mit bitterem Gelächter in den wenigen Scheidemünzen, die ein neben ihm stehender Teller enthielt, und leerte diesen in den Schooß des Mädchens aus.

Nun erhob sich der Alte in seiner ganzen, ungewöhnlichen Länge; die grauen Haare flogen ihm gleich Schlangen um die hohe Stirne; die Augen schwangen sich wie Feuerräder in ihren Höhlen, die ganze, hagere Gestalt schien von einem elektrischen Leben durchwoigt und durch hundert Springsfedern plötzlich in Bewegung gesetzt zu werden. Er sang die bekannte Figaro-Arie aus dem Barbier von Sevilla; ein ächt italienisches Musikstück ächt italienisch vorgetragen, nicht bloß im Gesange, auch in der begleitenden, beweglichen, ausdrucksvollen Mimit. Das Kirchweih-Zelt schien wie durch einen Zauber zum Theater geworden, der Bänkelsänger, der sich auf der Guitarre in einzelnen schnarrenden Accorden accompagnirte, zum Schauspieler. Es war ein seltsames Schauspiel. Die hohe, kerkengerade aufgerichtete und plötzlich wieder zusammenschnellende Figur des Alten; das seitwärts sitzende Mädchen, welches den Kopf an die Harfe gelehnt hatte, und, ihr Glend vergessend, die Augen mit Bewunderung auf den Vater heftete; im Umkreise bunt'gruppirte Zuhörer, im grellen Abstich gegen den wälschen Sänger

lautlos dafitzend; die ganze Scene eingehüllt in die feinen Nebelschleier des Herbstabends und wunderbarlich beleuchtet durch den aus dem Zelte hervorstrahlenden Kerzenschein.

Lorenzo hatte geendet. Ein donnernder Applaus brach unter der Menge los, welche in ihm die Kunstfertigkeit der deutschen Marktspringer mit Entzücken überflügelt sah. Der Sänger verneigte sich dankend nach allen Seiten und sank dann ermattet in einen Stuhl zurück; seine Augen schlossen sich, die Stirn war mit Schweißtropfen bedeckt, alle Glieder schienen in derselben Schnelligkeit zu erschlaffen, mit der sie sich belebt hatten. Antonia aber konnte den Ausdruck kindlicher Bewunderung nicht länger bergen. Sie warf sich auf das Knie vor dem ruhenden Vater, und indem sie die Arme fest um seinen Hals schloß, beugte sich der dicke Lockenkopf des Mannes wie schlaftrunken zu dem Busen der Tochter herab.

Der Maler hatte sich durch die Zuhörer bis zu dem Sitze des Alten hindurch gearbeitet, und sah mit dem Ausdrucke tiefer Empfindung auf die verschlungene Gruppe. „Wie verirrt sich der Schwan von Pesaro in die germanischen Wälder?“ fragte er den Italiener in der Sprache seines Vaterlandes und legte die Hand leise auf dessen Schulter. Lorenzo fuhr erstaunt empor. Wie Musik klangen ihm die Töne vom Tiberufer in's Ohr, welche er im fernen Norden und unter Vandeleuten nicht erwartet hatte. Auch das Mädchen sah mit forschender Neugier in das Gesicht des jungen Mannes, aus dessen Munde sie die vaterländischen Klänge begrüßten.

„Herr!“ erwiderte Lorenzo auf des Malers Frage,

„wenn der Hunger den Schwan treibt, dann fliegt er hin, wo er Brod findet.“ Damit erhob er sich vollends aus seiner gebückten Stellung und schickte sich mit einer freundlichen Aufforderung an seine Tochter an, den beinahe gänzlich verödeten Platz zu verlassen.

„Ihr entkommt mir nicht so,“ hielt ihn Manfred auf und faßte die sträubende Hand des Italieners. „Ihr sollt wenigstens erfahren, daß eine Seele Euren Gesang und den der Signora verstanden hat, eine Seele, die auch eine Zeit lang unter dem hesperischen Himmel geathmet hat. Alter Schwan, laß einmal die verschlossene Brust zugänglich sein für die Theilnahme eines Freundes, der Künstler ist, wie Du.“ Adolf war mittlerweile auch herbeigekommen. Manfred stellte ihn dem Italiener und seiner Tochter als den Dritten des heiligen Kleeblatts, Ton, Wort und Farbe, als Dichter vor. Derselbe war freilich der Sprache nicht mächtig genug, um den Faden der Unterhaltung mitfortspinnen zu können; er überließ es dem Maler, und dieser hatte bald den Alten und das Mädchen mit freundlicher Gewalt in das Zelt zurückgenöthigt.

„Menschen,“ sprach er, „und Geliebte! verderbt Euch die seltene Stunde nicht mit wortkarger Fremdthuerei und deutschem Kleinstädter-Ceremoniell! Die müßigen Drohnen sind in ihre engen Körbe zurückgekrochen und haben uns das Feld geräumt. Lasset uns denn hier niedersehen, träumend, es wölbe sich das flache Dach einer weißschimmernden Villa von Albano über unsern Häuptern, oder der Sandboden, den wir betreten, sei irgend eine *isola bella* mit schwellendem Rasen und strebenden Pinien.

Sehet, wir vier Menschen haben uns hier so eigen zusammengefunden, wie es das Leben wohl nicht sobald wieder fügen möchte. Wären wir einander auf der großen Heerstraße begegnet, wir hätten leicht weiter nichts in Euch finden mögen, als ein Paar wandernder Sänger, und Ihr wäret wiederum gleichgültig an uns vorbeigegangen, wie an so vielen Pflastertretern unserer Städte!"

Lorenzo fand augenscheinlich Gefallen an dem feurigen jungen Manne. Es war, als ob die Macht alter Erinnerungen und der Klang der heimathlichen Sprache aus fremdem Munde und auf fremder Erde die erstarrte Seele aufthaute. Keine Viertelstunde verging, bevor sich die kleine Gesellschaft um einen runden Tisch an der offenen Thüre des Zeltes versammelt fand. Ringsum war Alles still und öde geworden; die Aufwärter taumelten ermüdet in die verwaisten Sessel, und die letzten Gäste zogen in lautem Gespräche die Anhöhe hinunter. Ein leiser Hauch wehte aus der Tiefe einzelne verworrene Klänge des Lebens zu ihnen herauf, und die Gegend hatte sich dicht mit den Hüllen abendlicher Herbst-Nebel umzogen.

„Mit dem Feuer des Chier und Syrakuser können wir freilich diese holden Lippen nicht tränken,“ begann der Maler zu der Römerin, indem er ein Paar volle Flaschen zum Vorschein brachte. „Auch der brausende Sohn der Champagne hält sich nicht auf diesen Bergen auf; aber hier ist ein ächtes, deutsches Gewächs — die bleiche, milde Rebe vom alten Rhein. Damit laßt uns die grünen Becher füllen, und der erste gelte dem Lande des Erinnerns und Hoffens, gelte Italien!“

Die Gläser klangen jubelnd an einander. Ueber Lorenzo's starre Züge glitt ein wohlgefälliges, liches Lächeln, als ob ihn mit der lang entbehrten Labung eine frische Lebenswärme durchströme. Auch Antonia schlürfte mit erröthendem Behagen die edlen Tropfen, und der Maler sprach, als sie den Becher niedergesetzt, beifällig zu ihr: „Wie freut es mich, daß Ihr nichts wißt von der steifen Ziererei unserer vornehmen Landsmänninnen mit den zarten, schwächtigen Gestalten und der betäubenden Atmosphäre von Wohlgerüchen.“

„Ihr Stolz würde der herumziehenden Sängerin schlecht stehen,“ antwortete das Mädchen lächelnd; „allein ich gestehe Euch offen, daß ich diesen Wein lieber mag, als die dünne, laue Theesfluth, mit der Eure Damen sich überschwemmen. Deutet es mir deshalb nicht übel, wenn ich die Lippen dem Glase öfter nähere, als es die zwangvolle Sitte Eures Landes gut heißen mag. Ist es doch, als sprudelte in diesem goldenen Quell eine Welle der Lethe, der alles verwaschenden, von der unsere ältesten Märchen und Lieder erzählen!“

„Wohl magst Du im Sinne leicht beweglicher Jugend so reden,“ nahm ihr Vater das Wort; „mir geht es anders. Mit jeder zerplatzenden Perle taucht mir aus den lichten Tiefen ein altes Bild nach dem andern empor, und es ist, als ob ich den ganzen Reich meiner Vergangenheit in diesen Tropfen noch einmal schlürfen müsse.“

„Wenn es so ist,“ bat der Dichter, „so laßt diese Gestalten auch unsern Blicken vorüber gehen, vielleicht, daß sie dann den Eurigen minder dunkel erscheinen!“

„Ja! das thut, mein würdiger Meister!“ pflichtete Manfred bei. „Weg mit der letzten Hülle, die zwischen uns steht! Wie wir den inneren Menschen in einander schnell liebgewonnen haben, so laßt uns auch seine minder wesentliche Außenseite treulich gegeneinander austauschen.“

„Bah!“ warf Lorenzo hin, „da findet Ihr an mir nur einige kümmerliche Lumpen. Freunde,“ fügte er milder hinzu, — „mir kommt selten eine Stunde, wie die heutige, wo das alte Herz in seltener Erweichung aufgehen will, und wie in den Tagen einer leichtgläubigen Jugend fremden Herzen gewaltsam entgegenschlägt. Habe sie denn ihr Recht und Ihr Euren Willen! Nur muthet mir nicht zu, die harte Kost meines Schmerzes in langweiligen Brocken jammernd wiederzukäuen; laßt mich kurz sein!“

„Wie Ihr mich hier seht, war ich, geboren und erzogen für diesen Beruf, Sänger an der Oper zu Florenz, erster Bassist im schönen Pergola-Theater. Ihr Deutschen wißt nicht, was das heißen will; mit Eurem vornehmen Ernst, Eurer schwerfälligen Gewissenhaftigkeit könnt Ihr das Leben eines Künstlers gar nicht würdigen. Darum versuche ich es auch gar nicht, Euch ein Bild jener seligen Tage zu entwerfen, die ich mit ungestörter Freiheit einzig meiner Kunst und meiner Liebe lebte. Ich hatte ein Weib — o lacht nicht über den alten Thoren, daß bei dem Gedanken an sie eine Thräne in das starre Auge tritt — ein Weib — —.“

„Seht, Kinder! so war sie!“ fuhr er plötzlich auf, indem er Antonien emporzog und die Erröthende vor den

Augen der beiden Deutschen mit zärtlicher Inbrunst auf die stolze Stirne küßte.

„Wir sangen und spielten zusammen, sie war meine Rosina, meine Norma, meine Giulietta. Und wenn Ihr eine Ahnung habt von dem, was eigentlich Musik ist, dann müßt Ihr mit mir fühlen, wie ich wonnevoll in die Ströme der vaterländischen Meister-Melodien hineintauchte, und mein Weib im Arme, von ihren Wellen taumelnd fortgerissen wurde zu der süßesten Verwechslung des Spiels mit der Wirklichkeit. Das könnt Ihr aber nicht ahnen, und darum schmähet Ihr den, welchen Ihr anbeten solltet, und nennt ihn einen Hanswursten oder einen musikalischen Zuckerbäcker. Freilich mit Eurem halzbrechenden Consonanten-Heere, mit den hinkenden, schnarrenden Worten in der barbarischen Sprache — daß ich darüber mit Euch rechtete!“ unterbrach sich Lorenzo und schnitt dem Maler den Faden einer patriotischen Entgegnung ab.

„Freunde! das Weib wurde mir gestohlen; nicht ihre Liebe, denn die konnte mir kein Gott entreißen und kein Teufel. Aber um ihre eheliche Treue betrog sie ein bübischer Fremder durch Gaukelkünste der Hölle, und darauf gab sie sich, eine schönere Lucretia, freiwillig den Tod. Noch seh' ich den blutenden Leib und das gebrochene Auge . . . .“

Der Unglückliche verstummte; sein Haupt sank wie geknickt auf die Brust herunter. Antonia drückte die eigenen Thränen stark nieder, und ihre weißen Finger liefen durch die nahestehende Harfe, daß milde Accorde

daraus hervorsäuselten und die Stirn des Vaters mit beruhigender Kühlung antwehten.

„Mein Engel dort mit der heiligen Davidsharfe,“ so setzte Lorenzo nach langer Pause, mit dem Blicke der innigsten Dankbarkeit auf die Tochter, seine Geschichte fort, „meine Antonia war damals sechs Jahre; wenn sie mich nicht an die Erde gebunden, ich hätte mich mit Entzücken in das Grab geworfen, welches ihre Mutter verschlungen hatte. Mein Leben mußte ich ihr erhalten; allein der väterlichen Liebe meine Rache zu opfern, dazu fühlte ich mein Herz nicht stark, nicht kalt genug. Der Fremde fiel durch meinen Dolch, und da er ein reicher Spitzbube war, so mußte ich die Flucht nehmen. Mein weinendes Kind im Arme verließ ich die Stadt, welche mein Paradies gewesen. Sie folgte mir mit himmlischer Ergebung über Berg und Thal, durch Gletscher und Steppen, Wälder und Städte, die ich in rastloser Wandertwuth seit zehn Jahren durchstreife. Sie ermüdete nicht in kindlicher Sorge um den kranken, lästigen Greis, sie verließ ihn nicht, wie auch die Sünde und selbst das bessere Glück auf ihrem Pfade lockte, sie war so ganz meine Tochter, und ach! ich war so wenig ihr Vater gewesen.“

Antonia warf sich schluchzend an den Hals des bewegten Mannes.

„Was wollt Ihr weiter von mir wissen?“ schloß Lorenzo, indem er sich aus ihrer Umarmung lösmachte. „Die Schweiz, Frankreich, Holland, Deutschland habe ich in zehn Nomadenjahren durchzogen; aber nirgends hat man uns eine ruhige Stätte geboten, wohin wir mit



Ehren das müde Haupt legen konnten. Viele Deutsche meinen, der italienische Firlefanz sei durch die National-Oper aus der Mode gekommen; die Franzosen hielten den störrigen, wahnsinnigen Alten für eine zu fatale Zugabe zu der hübschen Tochter, welche dumm genug war, sich nicht von ihm trennen zu wollen; die Holländer tranken gleichmüthig ihren Thee zu unseren Klagen und ließen uns mit blanken Geldstücken weiter ziehen. Vor acht Tagen etwa kamen wir in jene Residenz, aber man wies uns schleunigst aus den Thoren, weil wir uns bei hochpreislichem Polizeiamte weder über unsere letzten „Leistungen“ genügend legitimiren konnten, noch die für den Erlaubnißschein nöthige Summe aufzubringen vermochten. Deshalb zogen wir in ein kleines, schmutziges Dorf, eine halbe Stunde von hier entfernt, und von da aus spielen wir in den umliegenden Bauernkneipen zur Ergötzlichkeit der Kirchweihgäste!“

„Und nun laßt uns heimgehen, meine jungen Freunde!“ so begann Lorenzo, als sich nach seiner Erzählung eine peinliche Stille über dem kleinen Kreis gelagert hatte. „Wie ein freundlicher Traum soll diese Stunde vorübergegangen sein, und nun mag die nüchterne, kümmerliche Wirklichkeit ihr scheidendes Recht wieder ausüben.“

Aber die beiden jungen Männer wollten nichts von Trennung wissen. Manfred sicherte dem Italiener durch seine Verbindungen einen seiner Kunst würdigeren Aufenthalt in der Residenz zu, und versprach, alles dort für seine und seiner Tochter Aufnahme vorzubereiten. Er begleitete trotz aller Widerrede den Sänger nach seiner ärmlichen Wohnung, und verlor sich mit ihm in auf-

drängende Erinnerung an das ferne, hesperische Wunderland und in ein tiefes Gespräch über seine lieblichste Blüthe, die Kunst. Der Doktor folgte mit Antonien und fühlte sich mit jedem Augenblicke mächtiger zu dem Mädchen hingezogen, das mit unbewußter Einfalt ein reiches und schönes Gemüth vor ihm entfaltete. Wenn ihn im Kreise seiner weiblichen Bekanntschaft oft eine in lächerlichen Fesseln verkrüppelte Natur widrig berührt hatte, so schloß er sich hier um so leichter und inniger an ein Wesen an, das mitten in einem stürmischen und niedrig beengten Leben eine vollendete Weiblichkeit bewahrt hatte. Sie sprach sich unverhohlen vor dem Begleiter aus; die Erfahrungen ihrer Wanderjahre legte sie in klugem Urtheil, sogar mit naiver Heiterkeit dar, und über ihrer Rede, wie über ihrer ganzen Persönlichkeit lag ein so süßer, südlischer Zauber, daß dem jungen Manne zu Sinne war, als sähe er in die stillen Sterne einer italischen Sommernacht und ließe die glühende Wange in ihren Wellen baden.

Als er ihr im Gange des Gesprächs seine Bewunderung ausdrückte über das reine und geläufige Deutsch, das in fremder und doch so anziehender Betonung von ihren Lippen floß, bemerkte ihm Antonia, indem sie ihren Arm traulich in den seinigen legte, daß ihr Vater freilich die *lingua tedesca* verachte, und beinahe so viel als nichts von ihr gelernt habe. „Aber mir,“ flüsterte sie weiter, „schien eine eigene, erhebende Kraft in Euren starken, tönenden Worten zu liegen, viel männlicher, als unsere weichschmelzende Zungenmusik. Darum und weil mich der Aufenthalt in Euren Städten nöthigte, habe ich mir

dieselbe so gut als möglich zu eigen gemacht. Ueberhaupt kann ich den Deutschen nicht so gram sein, wie es der Vater immer will; sie sind weit bescheidener, als die unartigen Franzosen, und können recht treu und klar aus den hellen Augen heraus schauen. Vater hat freilich Grund, Euer Volk zu hassen," setzte sie hinzu, in plötzliche Betrübniß übergehend; „denn es war Einer von Euch, der meine arme, süße Mutter ermordete. So viel hat mir der Vater anvertraut; aber wer und woher der Bösewicht gewesen, das hat er nie über seine Lippen gebracht. Laß ihn begraben sein, sprach er, wenn ich danach forschte. Es ist nicht gut, die Todten beim Namen zu rufen, man stört ihre Ruhe."

Antonia schwieg. Denn man war gerade vor der Wohnung des Künstlerpaares angekommen. Die Freunde schieden mit herzlichem Händedruck von Lorenzo, und versprochen, daß er von ihnen hören würde. Das Mädchen reichte dem Maler unbefangen die Wange zum Kusse, weil er, meinte sie, italienische Sitte kenne und verstehe; dem Dichter aber gab sie mit leisem Drucke die Hand, und verschwand dann mit einem flüchtig gehauchten „buona notte“ in der düsteren Hausflur. Die Thüre fiel hinter dem Vater zu, und die beiden jungen Männer standen einige Zeit lang schweigend, bis das letzte Geräusch der Tritte in der Hütte verhallt war. Dann wandten sie sich dem Wege zu, der sie in die fernher glänzende Residenz führen sollte.

---

Mitternacht mochte nahe sein. Einzelne Mondstrahlen fielen auf die verödete Landschaft, und zerrissene Wolken jagten wie wechselnde Traumbilder über den Himmel. Manfred und Adolf wandelten lange neben einander, ohne durch ein Wort die nächtliche Ruhe oder die eigenen Gedanken zu unterbrechen.

Der Doktor endete dieses Schweigen, indem er plötzlich stehen blieb und den Freund mit hastiger Wärme bei beiden Händen ergriff. „Julius“, sagte er, „weißt Du noch, wie wir einst als Knaben unsere einsamen Abendgänge am Weserufer hielten? Weißt Du noch, wie manche stille Stunde wir am Gestade des vaterländischen Stromes saßen, wenn die sinkende Sonne seine Wellen und die fernen Bergspitzen flammend anhauchte? Wahrlich, mir ist heute wieder, wie damals. Eine stille, leichte Heiterkeit durchströmt und beflügelt mich, daß ich tänzeln könnte oder weinen, wie ein Kind am Weihnachtsabend!“

„O, Du glücklicher Doktor der Philosophie!“ entgegnete der Angeredete. „Vor ein Paar Stunden wallte Dein dichterischer Zorn über die Nichtigkeit unseres Erdenlebens in moderner Zerrissenheit über, und jetzt stehst Du mit feuchtem Auge und stammelnder Sentimentalität vor mir, wie ein mondsüchtiger Jüngling aus der Schule Siegwarts oder Werthers. Sag' mir: hat der Gesang und das Geplauder einer Harfenistin Deinen göttlichen

Unmuth so schnell in nachgiebigen Schlummer gelullt, daß Du alle Register der Phantasie gewaltig tönend aufreißest, und ein Heer von Paganini'schen Geigen am Himmel hängen siehst, statt des abgedroschenen Mondes und der blickenden Sternlein?"

„Julius!“ klagte der Verletzte und sah näher in das Gesicht des Spottenden, dessen Züge in seltsamer Aufregung zu zittern schienen. „Woher diese schneidende Kälte? Hast Du es denn nicht oft mit mir empfunden, welcher Zauber in der unbedeutendsten Vergangenheit liegt, wenn die Impulse der Gegenwart die rechte Saite berühren? Hast Du nicht mit mir geschwelgt in den Paradiesen unserer Kunst? Hat nicht dieses stolze, höhrende Herz vor wenig Augenblicken stark und stürmisch an dem meinigen geschlagen, als die Töne des Mädchens wie die Geisterstimmen einer verklungenen Zeit zu uns herüber schwammen?“

„Anch'io!“ antwortete Manfred mit einem Seufzer. „Ja, ich bin auch ein solcher Thor gewesen, den die Minute bestach. Sieh nur, mein Lieber!“ — so setzte er seine Rede und seinen Weg fort — „die ganze rührende Geschichte kommt mir nachgerade vor, wie eine ordinäre Bänkelfänger-Szene auf dem Jahrmarkte von Plundersweilern. Oder sie erinnert mich mit der Ähnlichkeit eines lächerlich verzerrten Spiegelbildes an die wunderschöne Historia des unsterblichen, wenn gleich längst felig verstorbenen Herrn Claren, welche zierlich und manierlich „das Christpüppchen“ überschrieben ist. Signora Antonia spielt das zuckersüße, engelreine, zauberholde Doralieschen. Der Alte ist der weichmüthige Schweden-Musikant, nur

noch unverschämter als dieser; denn er schimpft grob und undankbar auf ein Land, das ihn ernähren muß, und wir sind Narren genug, ihm die parteiische Lasterzunge mit unseren Weinen zu spülen. Du aber mußt schon die Rolle des jungen, ehrbaren Monsieur Stern übernehmen, welcher vor der Kammerthür des italienischen Wunderkinds sein brünstiges Lager aufgeschlagen hat.“

„Manfred!“ fuhr der Doktor auf, „Du ahnst nicht, wen Du schmähest, und wie Dein Witzwort schneidend durch die Harmonie dieser Stunde fährt. Aber ich zürne Dir nicht,“ setzte er ruhiger hinzu; „weiß ich doch, daß Du nur die eigene Nüchternheit stolz hinter solchem Hohne verbirgst und wie ein scheues Schalthier in die verschlossene Muschel zurückkriechst, wenn eine fremde Hand die weiche, wunde Stelle Deines Innern getroffen!“

„Glaube, was Du willst!“ war die Antwort des Malers, „liebe, besinge, heirathe das Mädchen meinerwegen. Ueber Euch Dichter mit dem hundert-thorigen Herzen, das für jede Gestalt und jeden Eindruck offen steht! Ihr gebt Euch bereitwillig allen Gefühlen hin, von denen Ihr Euch einen ergiebigen Stoff für Eure Lieder verspricht. Ihr thut es nun einmal nicht ohne eine sichtbare Repräsentation des Schönen, oder einen Gegenstand Eurer Eitelkeit vor Augen zu haben, und gewöhnlich dauert Eure Liebe so lange, bis Ihr ihre Flammen in einigen feuerspeienden Oden und verkohlten Elegien erstickt habt. Darum findet das Knall- und Fall-Verlieben, welches durch die Novellenschreiber so in

Verruf gekommen, in Euch noch so kräftige und schlagende Beispiele!"

„Wer sagt Dir doch nur,“ fiel ihm Adolf mit leichtem Lächeln ein, „daß ich in Antonien verliebt bin? Solltest Du durch diese vorschnelle Annahme Dein eigenes Wohlgefallen an ihr entschuldigen wollen, und unter Deinem Zorn über fremden Leichtsinns den Deinigen sophistisch verstecken?“

„Habe ich etwa nicht bemerkt,“ erwiderte der Maler, die letzte Frage scheinbar überhörend, „wie Du Auge und Ohr heut Abend ausschließlich in den Dienst der fremden Tyrannin hingegeben? Wie Du heimlich seufzend vor der zufallenden Hausthüre standest und andächtig zu dem goldenen Bären auf dem Wirthsschilde emporblicktest, obwohl es Nacht war, und die gefühllose Bestie nichts von dem zarten „buona notte“ verstand, welches wie ein getreues Echo oder ein heiliges Fidei-Commiß der entschwendenen Göttin über Deine Lippen schlüpfte? — O, wohl Dir, Freund! wenn Dein Herz sich den Strahlen jeder neuen Sonne mit unerschöpfter Empfänglichkeit öffnen kann, und in dem leichten, lieblichen Spiele einer nimmermüden Sehnsucht tiefere Schmerzen und heißere Ansprüche befriedigt vergißt! Es wird nicht Jedem so wohl. Ich kenne ein Herz, das auch einmal liebte, und eine Stunde lang seinen Ehrgeiz und seine Freiheit in bettelnd demüthiger Anhänglichkeit vergaß, um sich jauchzend und wonneschauend in die Brust eines Weibes zu begraben. Der Traum war süß, betäubend, kurz; als das Herz aufwachte, da fand es sich allein, und siehe da!

es hatte einen Riß bekommen, durch den der Wind hereinpiff.“

Manfreds Stimme war bei den letzten Worten klanglos und dumpf geworden. „Doktor!“ schloß er mit grellem Abbruch, „Du kennst ja die oft gehörte Geschichte von der begrabenen Schönen und dem tollen Malerknaben. Und nun komm und beschleunige Deine Jungfernschritte ein bißchen, denn es ist spät und mich friert, daß mir die Zähne im Munde klappern.“

Damit knöpfte er heimlich fröstelnd den Oberrock zu, hielt das Taschentuch vor, als wollte er sich gegen den kühlen Nachtwind schützen, und schritt in anhaltendem Schweigen rasch vor dem Freunde her. Als sie in der Stadt angekommen, zog er ihn, wo die Wege zu ihren Wohnungen sich schieden, mit plötzlicher Hefigkeit an die Brust, und küßte ein inniges „buona notte“ auf seine Rippen. Und der Doktor meinte, bei dem Scheine einer späten Straßenlaterne eine Thräne in dem dunklen Auge des Malers bemerkt zu haben.

4.

Es war kaum eine Woche nach diesem Abend verflossen, als sich schon in dem Loose des Künstlerpaares eine erwünschte Aenderung ergeben hatte. Manfred, welcher bedeutende Verbindungen in der Residenz unterhielt, und seine Wünsche durch ein beträchtliches Vermögen unterstützen konnte, dessen unumschränkter Gebieter er war, hatte sich ihrer mit ganzem Eifer und der kein Opfer



scheuenden Beharrlichkeit angenommen, mit welcher er alle seine Pläne zu verfolgen pflegte. Auch der Dichter, obwohl in seinem Einflusse minder bedeutend, hatte jeden ihm möglichen Schritt gethan, und somit ward den beiden Fremden nach wenig Tagen die Erlaubniß ertheilt, in der Hauptstadt verweilen und bei geeigneten Veranlassungen mit ihrer Kunst öffentlich auftreten zu dürfen. Der Maler hatte ihnen ein niedliches Häuschen in der Vorstadt gemiethet, und bei der entschiedenen Abneigung Lorenzo's, mit Anderen zu verkehren, bewohnte es dieser mit seiner Tochter ganz allein. Manfred kam oft, um sich von dem erleichterten und erheiterten Zustande seiner Schützlinge zu überzeugen; jedoch schien er weniger gern in dem, mit weiblichem Ordnungssinn aufgeputzten Zimmer zu verweilen, als der Doctor, welcher beinahe jeden Abend über die bescheidene Schwelle schritt und eine Stunde in den freundlichen Räumen zubrachte. Es litt ihn nicht mehr am Arbeitstische, wenn die gewöhnliche Zeit seines Besuches gekommen war; er schritt dann unwillkürlich, oft gegen seinen Vorsatz, auf Umwegen der Stelle zu, von wo er die erhellen Fenster, und hinter den weißen Gardinen Antoniens Schatten, in geschäftiger Bewegung vorüberschwebend, erspähen konnte. Dann stieg er mit klopfender Brust die schmale Treppe hinan, und fand sich innerlich erglühend vor dem ihn bewillkommenden Mädchen, bevor ihm noch die eigentliche Absicht seines häufigen Kommens klar geworden war.

Adolf war kein professionirter Dichter, der, um seine müßigen Stunden auszufüllen, immer einen Liebeshandel zur Hand haben muß, und dem es dabei auf den Werth

seines Gegenstandes nicht ankommt. Nie hatte er sich jenen leichtsinnigen und unwürdigen Tändeleien mit den edelsten Empfindungen hingegeben, durch die so oft alle tiefere Empfänglichkeit für eine dauernde, das Leben beglückende Neigung verschert wird. Er war Dichter, wenn auch kein Dichter von hervorragendem Ruf, doch Dichter genug, um auf der einmal betretenen Bahn selbstthätig und entschlossen fortzuschreiten, unbekümmert um den Spott, mit welchem ihn die „Genialen“ und die „Ordinären“ in der Residenz verfolgten. Jene warfen ihm vor, er habe den Geist seiner Zeit nicht verstanden, weil er sich von ihren zügellosen Gelagen, wie von ihren himmelstürmenden Ansichten besonnen ausschloß; diese verdachten es ihm, daß er es vorzog, von den mäßigen Einkünften seines Vermögens und dem Ertrage seiner Arbeiten zu leben, statt auf gewohntem und plattgetretenem Wege zu einem sicheren Amte, mit den gewöhnlichen Zuthaten von Brod, Verstand und einer christlichen Ehehälfte, im Schneckengange fortzuschreiten. Adolf konnte sich um so eher über die beschränkten Urtheile dieser Parteien hinwegsetzen, da er mit denselben in keine gesellige Verbindung kam und sich in seiner Freundschaft mit dem Maler, wie mit wenigen Gleichgesinnten, reichlich für die Entbehrung gesellschaftlicher Genüsse in einer kleinen Residenz entschädigte.

Jener — der Maler — verfolgte dasselbe Ziel, wie der Doktor, nur auf verschiedenen Wegen. Er hatte sich durch sein sprödes Absondern und durch eine schneidende Gleichgiltigkeit gegen Alle, welche ihm für den Zweck einer gewöhnlichen Bekanntschaft nahen wollten, den

Namen eines Sonderlings verschafft. Da es außerdem bekannt geworden war, daß er lediglich von seinem Vermögen lebe und seine Kunst, obwohl Meister in derselben, nur nach eigenem Belieben und nie im Dienste Anderer ausübe, so stellte ihn sein Ruf als eine jener genialen und interessanten Künstlerfiguren hin, welche zuweilen in das hausbackene Einerlei des bürgerlichen Lebens als überraschende und pikante Erscheinungen hineinspielen. Manfred lachte über das, was die Leute von ihm dachten und schwätzten. In Berührung mit ihnen kehrte er immer die Stacheln seines Charakters heraus und gefiel sich darin, seine Umgebungen wegwerfend und mit barocker Laune zu behandeln, während die, welche ihm näher standen, und unter diesen namentlich der Doktor, die tiefe und innige Wärme des Gefühls wahrnahmen, welche, unter einer kühlen Außenseite verborgen, aber darum um so durchdringender fortbrannte.

Das innige Verhältniß, welches die zwei jungen Männer seit Jahren verbunden hatte, fand in dem beiderseitigen Interesse an der Italienerin eine festere Stütze, statt durch sie in leidenschaftlicher Eifersucht getrennt zu werden. Keiner konnte es auf die Dauer dem Andern verbergen, welch' unauslöschlichen Eindruck Antonia auf Jeden gemacht hatte, und obwohl sie es einander noch nicht gestanden, so lag doch in der weichen, zutrauensvollen Anhänglichkeit, mit der der Maler jetzt mehr als je seinem Freunde entgegenkam, und in der offenen Hingabe des Dichters an jenen ein stummes, schonendes Bekenntniß, und zugleich die treue Versicherung, daß die neue Neigung die alten Bande in keinem Herzen zerbrechen

sollte. Der Maler machte sich mit wilder Hefigkeit Vortwürfe, daß er nur einen Augenblick lang einem zärtlichen Gefühle für das Mädchen Raum geben konnte. „Meine Liebe ruht unter der Erde“ — sagte er sich, auf den frühen Tod eines angebeteten Mädchens anspielend, welcher dem ganzen Wesen des Mannes das bleibende Gepräge eines starren, sich in sich selbst verzehrenden Schmerzes aufgedrückt hatte — „ich habe meine Hoffnungen und meinen Anspruch auf Genuß mit ihr in das Grab geworfen. Ich habe mir geschworen, als ich den letzten Pinselstrich an den heiligen Zügen gethan, und die geweihte Erde zum letzten Male geküßt, daß ich sie lieben wollte und kein anderes Weib, wie sie auch mir gethan hätte, wär' ich vor ihr gestorben. Meineidiger,“ fuhr er mit vergrößernder und reuiger Selbstqual fort, „Verräther an ihr und an Adolf. Siehst Du es nicht, wie er sie vergöttert, wie sein Auge leuchtet, wenn es ihr Bild abspiegelt, wie sein ganzes Sein verändert ist und gehoben und verklärt in der Neigung für sie? Antonia liebt ihn; das ist sicher. Mir bietet sie wie einem alten Onkel oder einem Lump von Better die Wange zum Kuß; ihm drückt sie verstohlen die Finger, und läßt eine Masche nach der andern fallen, eine Thräne nach der andern, wenn er seine Gedichte liest. Hat sie nicht neulich eines in's Italienische übersetzt, vom Vater componiren lassen und im philharmonischen Concert gesungen? Fahr' hin, letzter süßer Strahl! Sie sollen sich besitzen und glücklich werden, und sollte ich den Wanderstab noch einmal nehmen und auf dem Grabe meiner gestorbenen Liebsten die Flammen dieses schwachen Herzens ausdrücken.“

Auf diese Weise schwankte der Maler in einem schmerzlichen Kampfe zwischen Liebe und Freundschaft. Er vermied daher das Haus in der Vorstadt, so viel es ihm möglich war, und wiederholte es sich oft, daß ein zu häufiger Besuch von seiner Seite einen unzarten Anspruch auf Dankbarkeit verrathen könnte. Wenn er die Fremden sah, wandte er den größten Theil der Unterhaltung an den Vater, und nur ein aufmerksames Auge hätte in den abgebrochenen, oft rauhen Gesprächen, die er mit dem Mädchen wechselte, die ausflodernden Blicke einer mit Gewalt niedergedrückten Leidenschaft erkennen mögen. Peinlich für alle Anwesenden wurde das Gespräch, wenn sich, wie das wohl einige Male der Fall gewesen, beide junge Männer zugleich bei dem Alten und seiner Tochter befanden. Manfred trieb sich dann mit unheimlicher Anstrengung auf die gefährliche Spitze eines lauten, lärmenden Scherzes, um in dem Dichter jeden Verdacht, als könnte dieser in ihm einen Nebenbuhler finden, zu ersticken. Adolf aber, kalt berührt von der erzwungenen Stimmung des Malers, die er mit dem doppelt scharfen Auge der Eifersucht und der Freundschaft richtig würdigte, sank in eine stille, träumende Theilnahmlosigkeit, welche seine aufopfernde Freundestreue und das innere Anstreben gegen eine schnell erblühte Liebe verrathen ließ.

Antonia bewegte sich zwischen beiden Freunden mit einer arglosen Unbefangenheit, aus welcher nur selten, und ihr selbst unbewußt, eine wärmere Hinneigung zu dem Dichter hervorschimerte. Sie hing an dem Maler mit einer dankbaren Verehrung; allein da sie bald seine

starre und bittere Kälte, die auf- und niederfluthenden Wogen eines in seinen tiefsten Gründen aufgeregten Gemüthes, nicht richtig zu beurtheilen vermochte, wandte sie sich mehr dem Dichter zu, der ihr mit milder, bescheidener Innigkeit entgegenkam, während sie der Maler zuweilen ängstlich und abstoßend zu fliehen schien. Von der gewaltsam versteckten Leidenschaft des Letzteren ahnte sie nichts; denn das Spiel menschlicher Neigung und die verschiedenen Formen, in denen sie sich kund gibt, waren ihrer unerfahrenen Seele fremd geblieben. Die stille Liebe des Dichters erschloß sich aber vor ihrem Auge, dem der ahnende Scharfblick des Weibes keineswegs abging, täglich sichtbarer und lieblicher; sie las sie aus dem ganzen Betragen des Mannes, welches ihr gegenüber erweicht, und doch gekräftigt und veredelt erschien. In dem süßen Gefühl, sich geliebt zu wissen, entfaltete auch ihr Herz den jungfräulichen Kelch scheu und langsam, um die dunkel ersehnten Strahlen der jungen Sonne zitternd in sich aufzunehmen.

Lorenzo bemerkte von den Beziehungen, die sich zwischen seiner Tochter und den beiden Deutschen entspannen, in seiner dumpfen Abgeschlossenheit nichts. Er schien die Güte des Malers, welche ihm seine gegenwärtige Lage bereitet hatte, mit glühendem Danke anzuerkennen, und denselben überhaupt höher zu stellen, als den Dichter, welcher seinem störrigen, leidenschaftlichen Wesen zu schwach und zu weichmüthig für einen Mann erscheinen mochte. Gewöhnlich war er in trüber, nachdenklicher Zerstreuung versunken, und nahm an dem Gespräche nur so weit Antheil, als es ihn oder seine nächsten Interessen unmittelbar

berührte; er griff also weder störend noch fördernd in das Verhältniß ein, welches in immer engeren Fäden das vierblättrige Künstlerkleblatt umschlang.

Wie rein und vorwurfsfrei sich dasselbe erhalten mochte, so konnte es doch nicht fehlen, daß schmähfüchtige Klatscherei ihre gehässigen Flecken darüber auszustreuen suchte. Die Erscheinung des fremden Paares hatte in der Residenz, die, obgleich eine große Stadt, an Kleinstädtern keinen Mangel litt, ein bedeutendes, nachhaltiges Aufsehen gemacht. Man fragte nach dem Vater, woher er komme, was er suche, warum ihn Manfred, der sonst so abgeschlossene, schweigsame Sonderling, auffällig protegire. Die junge Männerwelt drängte sich bei jeder Gelegenheit um die schöne Italienerin, und so oft sie in Concerten oder in Abendgesellschaften öffentlich auftrat, fehlte es ihr weder an Beifall für ihre Kunst, noch an Bewerbern um ihre Person. Unter diesen that sich durch wachsende Beflissenheit ein Graf Erwin hervor, in den Kreisen der jeunesse dorée, am Spieltisch, im Tanzsaal, in allen Arten von Sport ein anerkannter Häuptling, seines Zeichens Gesandtschafts-Attaché, also zum Courmachen prädestinirt, ein geborener Frauen-Cäsar. Im Bewußtsein solcher Vorzüge hielt Erwin jedes weibliche Herz für sein Eigenthum, sobald es ihm belieben würde, die Hand darnach auszustrecken. Seit er die Sängerin zum ersten Male gesehen, war er in lüfterner Begier nach ihr entbrannt, und diese loderte um so heftiger in dem sieggewohnten Herzen auf, als sie in dem eingezogenen Leben des Mädchens und in ihrer seltenen, durch den Reiz des Neuen und Fremden

gehobenen Schönheit in gleichem Maße Widerstand und Nahrung fand.

Bersunken in kriegskundige Pläne stand Erwin eines Tages am Fenster seines Clubs und kräuselte den diplomatischen Schnurrbart mit der feinen Rechten, als Antonia mit ihrem Vater über die Straße schritt. „Da ist sie,“ schrie er entzückt auf, und bei diesem Rufe, welcher keines weiteren Commentars für die übrigen Gäste zu bedürfen schien, stürzten alle Anwesende, mit Billard-Queues, Borgnetten und Cigarren bewaffnet, an die Fenster.

„Bei'm wunderbaren Gott, das Weib ist schön!“ deklamirte ein belesener Referendarius, dessen Urtheil in Sachen der Aesthetik als hohe Instanz galt, seit er auf dem Liebhaber-Theater den ersten Kürassier in „Wallensteins Lager“, zum Vorthheil der Kleinkinderbewahranstalt, zum Entzücken gespielt hatte. Ein junger Lieutenant lehnte mit enthusiastischen Reiterflüchen den geschnürten Oberleib weit hinaus, um das verschwindende Bild mit einem langen Kennerblicke aufzufassen. Alles erschöpfte sich in Vobsprüchen und Wünschen, die eben keine „frommen“ waren.

„Bemüht Euch nicht!“ lachte ein junger Mann den Aufgeregten zu, welcher ruhig bei seinen Abendblättern sitzengeblieben war. „Die ist besorgt und aufgehoben!“

„Wie so? Von wem? Seit wann?“ scholl es neugierig durch einander.

„Der Maler Manfred hat sie unter seine Flügel genommen. Man sagt, er liebt das Mädchen, und wie Ihr wißt, ist der nicht unglücklich bei dem schönen Geschlechte. Außerdem ist Doktor Adolf regelmäßig um die



sechste Abendstunde in dem Häuschen zu finden, an welchem Ihr mit verlangenden Blicken und kalten Nasen in der Dämmerung umherschleicht!“

„Der homme de lettres, der Theater-Rezensent, der Novellen-Fabrikant?“ So fragte man durcheinander.

„Derjelbe!“ konnte der Gemäßigte kaum entgegnen, denn von der andern Seite bestürmte ihn Graf Erwin mit Fragen nach dem Maler und dessen Verhältniß zu der Italienerin.

„Was ich weiß, habe ich Euch mitgetheilt,“ entgegnete der Bestürmte. „Ich kenne den Alten und das Mädchen gar nicht, ihre beiden Freunde aber viel zu wenig, um mehr über ihr gegenseitiges Verhältniß wissen zu können, als das, was man von gefälligen Nachbarn-leuten erfahren kann.“

„Den Dichter fürcht' ich nicht,“ murmelte Graf Erwin vor sich, und schien in tiefen Gedanken seine vorigen Operationspläne durch das eben Gehörte fortspinnen zu wollen. „Die Geschosse von solchen Poeten sind klingende Verse, die gar keinen Eindruck machen, wenn sie nicht in's Wochenblatt kommen. Aber — Manfred? Der Kerl hat klingendes Gold, so gut wie ich, und kann gewiß impertinent interessant für ein Weib werden, wenn er es darauf abzieht.“

„Hängen die Trauben zu hoch, Graf, Erwin?“ spöttelte der Lieutenant.

„Das Mädchen muß mein werden,“ fuhr Erwin halb für sich fort. „Laßt mich das Terrain nur erst studirt haben. Zu gewinnen ist sie, denn sie ist Weib, Italienerin, reisende Nachtigall — und ich will sie ge-

winnen, es möge kosten, was es wolle!“ Damit eilte er im Sturmschritt hinaus.

„Er sollte an das Schicksal seines Vaters denken, der junge Herr,“ so wisperte ein alter Geheimer-Rath mit bedenklichem Kopfschütteln in seines Nachbarn Ohr.

5.

Der Winter war mittlerweile streng und schnell über die letzten Blätter des Jahres gefallen. Ein verdrießlicher Regen rieselte in kalten, kleinen Tropfen hernieder, und der erwachende Sturm trieb hohe Staubwolken wirbelnd vor sich her. An einem solchen Abend, wo sich die Behaglichkeit des sicheren, erwärmten Zimmers gegen das äußere Ungemach um so wohlthätiger heraushebt, saß Antonia einsam am Fenster und schaute sinnend auf die verödete Straße, wo zuweilen einzelne, vom Winde gejagte Menschen schattengleich vorüberglitten, und die todten, schwarzen Häusermassen starr in den Nachthimmel hineinragten. Da trat der Maler herein und sprach nach freundlichem Gruße seine Bertwunderung aus, sie allein zu finden.

„Der Vater ist im Nebenzimmer,“ erwiderte hierauf das Mädchen; „allein, wenn es Euch recht ist, lassen wir ihn ungestört. Mir bangt jetzt oft um ihn. Er wird täglich finsterner und hängt den trüben Erinnerungen nach, welche ihn gerade jetzt, in der Jahreszeit seines unvergeßlichen Verlustes, heftiger berühren als sonst. O, daß diese Tage erst vorüber wären!“

„Euch beschleicht eine heimliche Sehnsucht nach dem fernem Vaterlande und nach seinem Frühling,“ meinte Manfred. „Ihr habt recht, Antonia. Es ist dies die allerfatalste Zeit im ganzen Jahre, und mir erscheint es oft wie ein schwerer, wüster Traum, wenn nach einer rauhen Nacht die Bäume ihre nackten Arme klagend und bettelnd emporrecken. Mir ist dann, als könnte es nicht wahr sein, als müßte ich mit ganzer Kraft die zusammenbrechende Gestalt der Natur aufrichten und an meinem Herzen auf's Neue ertwarmen lassen.“

„Glaubt nicht, daß es Heimweh ist, welches mich, wenn Ihr wollt, verstimmt,“ sagte Antonia. „Im Gegentheil, ich mag eine nordische Winternacht wohl . . . .“

„O ja,“ unterbrach sie der Maler, „wenn der Schnee kräftig unter unsern Füßen knirscht, und die kalten Sterne Einen mit grimmig funkelnden Neuglein so streng ansehen, wie die Island-Recken aus den Nibelungen. Allein ein solcher nichts-sagender Novembertag, ohne Ton und Farbe, Alles gris-en-gris, gemahnt mich immer, wie die lange Nacht im Polar-Kreise. Glückliche Euer holder Sünden, der solche Schrecknisse nicht kennt!“

„Mir sind aus der frühverlassenen Heimath,“ so fuhr Antonia fort, „nur dürstige Erinnerungen geblieben; mein ganzes Leben ist ein langes Exil, ein Rennen und Jagen ohne Rast. Daß ich jetzt eine bleibende Stätte gefunden, daß mein zitternder Fuß nicht durch Nacht und Forst irren muß bis zur Hütte eines Barmherzigen, daß das heilige, kranke Haupt meines Vaters Ruhe gefunden hat, — Manfred! das dank' ich Euch!“ Antonia legte beide Hände auf die Schultern des Mannes und sah ihm durch

Thränen lächelnd in's Auge. Er aber wandte sich stumm dem Fenster zu und zeichnete in die angelaufenen Scheiben allerlei verworrene Züge.

„Wer sagt Euch, Signora!“ sprach er dann kalt vor sich hin, „daß ich nicht einen Dank dafür in Anspruch nehmen könnte, der Euch nöthigte, die Wohlthat mit Verachtung aufzugeben und dem großmüthigen Feinde den schönen Rücken zuzukehren? Antonia,“ setzte er milder hinzu und ergriff die Hand des verwunderten Mädchens, „ich bin verdrießlich, mißlaunig, nüchtern; ich wollte, mir passirte bald ein großes Glück oder ein großer Schmerz, damit ich inne würde, ob ich noch lebe.“

„Wie lange war Adolf nicht hier?“ fragte er weiter, als das Mädchen ihn kopfschüttelnd betrachtete.

„Seit gestern,“ entgegnete Antonia, und Manfred meinte, aus dem Tone dieser zwei Worte den lebendigen Antheil heraus zu hören, mit dem sie des Abwesenden gedachte. „Ich weiß nicht,“ redete sie schüchtern weiter, „er ist immer ruhiger und vernünftiger als Ihr und bricht nie in jene seltsam harten und spizen Worte aus, mit denen Ihr mich oft erschreckt. Dennoch fühl' ich mich oft in seiner Nähe befangen, und Euch könnte ich wieder alles sagen, was ich denke und empfinde.“

„Es ist richtig!“ murmelte Manfred vor sich hin und ließ die Hand des Mädchens fahren, die er bis jetzt in der seinigen festgehalten. „Habe ich etwas Thöriges gesagt?“ fragte Antonia ängstlich. „O, Ihr wißt nicht, wie sehr ich immer fürchte, Eure weibliche Sitte irgend wie verlegt zu haben. Gewiß, Manfred! seit ich Euch kenne und den Doktor, fange ich an, die tödtliche Leere

meines Innern und mein schmerzliches Verwaistsein recht lebendig zu empfinden. Wehe dem armen Mädchen, das fern vom Auge der Mutter aufwächst und mit heißer Kränkung an die Glücklichen denkt, die im Schooße der Häuslichkeit und einer sorglich bildenden Erziehung ihre Jugend verleben!“

„Wilde Rose des Südens,“ flüsterte der Maler und schritt in tiefer Bewegung von dem Mädchen weg, das sich bekümmert an das Fenster gelehnt hatte. „Wüßtest Du, wie schön Du bist im funkelnden Morgenthau, der, ohne daß Du es ahnest, in Deinen Kelch herabgesunken, Du würdest Dich nicht nach jenen Gewächshäusern sehnen, wo man die freischießenden Zweige der jungen Blumen wegschneidet und um die künstlich gezeitigte Blüthe einen papierenen Reif legt!“

Antonia's Vater hatte sich während dieser Unterredung nicht im Zimmer blicken lassen; er war zuweilen in dem anstoßenden Gemach hörbar geworden, welches er dann und wann mit starken Schritten zu durchwandeln schien. Von Zeit zu Zeit vernahm man ein halbblautes Wort oder einen tiefen Seufzer; einmal hatte der Alte auch seine Flöte ergriffen, und in einem wilden, regellosen Lauf durch alle Stalen war dem horchenden Maler die Stimmung des aufgeregten Mannes verständlich geworden. Die stille, friedliche Häuslichkeit, welche ihn im plötzlichen Gegensatz zu seinen früheren Wander-Zügen gegenwärtig umgab, hatte eher störend und verwirrend auf den alten Mann gewirkt, als beruhigend. Dazu kam die lebendig aufgeweckte Erinnerung an den Tod seines Weibes, an seine blutige That und die Flucht aus dem schwärmerisch

geliebten Vaterlande, welche, wie Antonia bemerkt hatte, in den Jahrestagen jener Begebenheiten mit erschütternder Gewalt über den reizbaren Geist des Italieners hereinbrachten, so daß die Tochter in einzelnen Augenblicken ernstlich für den Verstand des Vaters zu fürchten anfing. Er schien jetzt von Manfreds Besuche entweder keine Ahnung zu haben, oder doch abgeneigt, demselben in seiner jetzigen Gemüthsstimmung sichtbar zu werden. Antonia war mehrere Male an die Thüre seines Zimmers getreten, hatte jedoch dieselbe verschlossen gefunden, und hierauf ihr Gespräch mit dem Maler ruhig und arglos fortgesetzt. Plötzlich kündeten männliche Fußtritte und ein Klopfen an der Thüre einen späten Besuch an, in welchem das Mädchen und Manfred Niemanden anders, als den Doktor zu begrüßen glaubten, der zur gewöhnlichen Stunde gekommen sein mochte. Der Eintretende war jedoch Graf Erwin. Er bemerkte mit heimlichem Aerger, zugleich aber mit gesteigerter Hoffnung auf das Gelingen seines Planes, eine männliche Figur im Zimmer und erkannte, als Antonia verlegen ein Licht gebracht hatte, in seinem wahrscheinlichen Nebenbuhler den, welchen er vermuthet hatte, den Maler Manfred, dem er hie und da wohl in Gesellschaft begegnet war.

„Sie hier, Herr Manfred?“ redete er ihn mit lächelnder Verbeugung an, nachdem er sich mit der geschmeidigen Wärme des Weltmanns Antonien in aller Form vorgestellt und sein spätes Erscheinen mit einer dringenden Bitte an dieselbe entschuldigt hatte. Es lag allerlei in dem freundlichen Lächeln, mit welchem er den Maler betrachtete, eine leichte Befremdung und zugleich

die cavaliermäßige Voraussetzung, daß sich Leute ihres Schlages auf solchen Bahnen friedlich nebeneinander fortbewegen würden.

„Wie Sie sehen, Herr Graf,“ war die kurze Entgegnung des Angeredeten, die jedes Verständniß trocken abzuweisen schien.

„Vermuthlich um Studien für ein Nachtstück zu sammeln,“ spöttelte Erwin mit einem Faunenblick, gereizt durch des Malers bündige Antwort und verdrießlich, sich durch Gegenwart eines Dritten von den ersten Schritten zu seinem Ziele abgehalten zu sehen.

„In dem Sie eine schlechte Nebenfigur abgeben würden,“ brach der Maler heraus, und schleuderte dem Grafen einen Blick von Zorn zu.

„Für solche Aeußerungen habe ich hier und in dieser Minute keine Antwort,“ erwiderte dieser, wandte dem Maler mit kurzem Stolze den Rücken, und wiederholte Antonien angelegentlich sein Gesuch, sich morgen Abend mit ihrem Vater in dem musikalischen Kränzchen einzufinden, welches wöchentlich einmal die beste Gesellschaft der Residenz vereinigte.

Die Italienerin wollte ihren abschlägigen Bescheid mit der Krankheit des Vaters entschuldigen; allein der Graf, welcher in dessen Abwesenheit ein willkommenes Hülfsmittel seiner Absichten erkannte, drang immer heftiger in sie, und erbat sich mit warmer Bereitwilligkeit, sie in seiner eigenen Equipage abholen und nach Hause geleiten zu lassen. Antonia wußte kaum einen Ausweg mehr, und heftete rathlos ihre fragenden und flehenden Blicke auf Manfred.

„Sie sind Herrin Ihres eigenen Willens, Signora!“ begann dieser und trat einen Schritt näher; „allein, wenn Sie auf meine Bitte einiges Gewicht legen, so gehen Sie nicht.“

„In der That,“ warf der Graf hin, indem er sich auf die Lippen biß, „ich wäre begierig, die Gründe zu hören, welche die Bitte Ihres dienstfertigen Rathgebers unterstützen — recht begierig, obwohl ich dieselben zu errathen glaube.“

„Rathen Sie, was Ihnen beliebt,“ tönte die unerschütterlich kalte Entgegnung des Malers. „Meine Gründe werde ich nur dieser Dame entwickeln, welche ein Recht hat, dieselben zu verlangen.“

Antonia war mit steigender Angst Zeugin gewesen, wie der schlecht verhehlte Grimm in beiden Streitern immer unbezwinglicher aufloderte. Sie bat den Grafen, die Entscheidung ihres Vaters abzuwarten, die sie alsbald einholen wolle. Hierauf ging sie an die Thüre, welche zu dem Nebengemache führte, und ersuchte den Alten, zu öffnen.

„Wer ruft mich?“ fragte Lorenzo mit ungewisser, tonloser Stimme, wie Jemand, der aus einem schweren Traume plötzlich aufgeweckt wird.

„Graf Erwin“ . . . wollte Antonia ihre Erklärung beginnen. Als sie jedoch den Namen kaum genannt, fuhr ihr Vater heftig empor und rief mit lauter Stimme: „Graf Erwin?! — Ich komme, Herr Graf! ich komme.“ —

Ehe sich noch die Anderen von ihrem Erstaunen über diesen sonderbaren Ausbruch erholen konnten, öffnete sich die Thüre und Lorenzo stürzte herein — ein schreck-



liches Bild des Zorns, der Verzweiflung, der gefährlichsten Zerrüttung aller geistigen Kräfte. Die stieren, flammenden Augen schienen aus ihren Höhlen hervorzuströmen; die Rippen bebten in innerem Krampfe, das ganze Gesicht war abgefallen und fiebrisch geröthet, alle Züge verzerrt und von der Hand plötzlichen Wahnsinns zerrissen. Der abgemagerte Leib schlotterte in einem weiten, wallenden Nachtgewande, und der rechte Arm, bis zur Hälfte entblößt, schwang mit muskelschwellender Anstrengung einen alten, rostigen Stoßdegen.

So stand er eine Sekunde lang auf der Schwelle, die Hand ausgestreckt, die funkelnden Augen umherrollend, wie ein heuteschnaubendes Raubthier, das seinen Käfig zerbrochen. Antonia, in deren Gemüthe die Grauen erregende Erscheinung eine dunkle Erinnerung aus fernster Kindheit erweckt hatte, sank mit einem grellen Schrei des Entsetzens ohnmächtig zu Boden, die beiden Männer standen wie versteinert bei dem furchtbaren Anblick, den sie sich nur als einen Ausbruch der Tobsucht erklären konnten.

„Gibt die Hölle ihr Opfer zurück?“ rief der Italiener, als das umherirrende Auge auf den Grafen fiel. „Versten die Gräber und speien die Verdammten wieder aus, daß sie mit der bluttriefenden Wunde grinsend unter die Lebendigen treten? Oder bist Du nicht todt? Ist mein guter Stahl abgeglitten von dem glatten Bubenherzen, und kommst Du, um meine Rache noch einmal in die Schranken zu fordern?“

Ein Satz, und der Wüthende hatte den Grafen gefaßt. Weißer Schaum bedeckte den flammenden Mund, die

bebende Hand hob sich zum tödtlichen Streiche; da stürzte der Maler, der, wie Graf Erwin, bisher wie in bösem Zauber gebannt, dagestanden hatte, dazwischen und fiel in den geschwungenen Arm. Der Graf wollte sich zur Thüre hinaustwinden. Aber Lorenzo, der sich mit der Riesenstärke des Wahnsinns aus Manfreds Arm losgerissen, sprang ihm in den Weg. „Feig ist die Schlange und will wegschleichen,“ lachte er, „aber ich will ihr den giftigen Kopf zertreten,“ und ein neuer, wüthender Angriff begann. Mühsam hatte Manfred seine Fassung bewahrt und versuchte, bald den Arm des Tobsüchtigen und den Stoßdegen, welchen derselbe schwang, aufzuhalten, bald Erwin den Weg zur Thüre frei zu machen. Da reißt sich mit einer untwiderstehlichen Anstrengung Lorenzo los, holt aus, und seine Waffe trifft mit der Gewalt und der Schnelligkeit des Blickes des Malers Brust, der sich ihr entgegengeworfen. Die Sinne des Grafen drehten sich, seine Augen schwammen, sein Kopf schwindelte, als er mit unterdrücktem Wehrufe Manfred, seinen Gegner erst, jetzt seinen Retter, zusammensinken sah. Er stürzte mit dem Geschrei: „Mord, Mord!“ hinaus, die Stufen hinunter, auf die Straße.

Alles dies war das Werk eines Augenblicks, während Antonia, von einer wohlthätigen Ohnmacht ergriffen, am Boden lag. Als ein leichter Luftzug aus der durch den fliehenden Grafen aufgerissenen Thür ihre Stirn berührte, taumelte sie erwachend empor; das Licht war vom Tisch herabgeworfen worden und brannte am Boden schwach, dem Erlöschen nahe, weiter; das Zimmer schien

leer, nur aus der einen Ecke klang es wie ein dumpfes, schwaches Röcheln.

Sie geht mit schwankenden Füßen hin, sich des Geschehenen wüßt und unsicher erinnernd. Da erfaßt sie eine kalte, magere Hand. „Antonia!“ flüstert es vom Boden, und sie erkennt die Stimme des Vaters, „Antonia, ich hab' ihn. Fühle, wie er blutet! Gelt, ich habe ihn getroffen, und er wird nicht wiederkommen? Aber, Antonia! wir müssen fliehen, wieder fliehen, mein Kind!“ Lorenzo's Worte verloren sich in lispelnde, wahnsinnige Laute; in sprachlosem Entsetzen sank das Mädchen zu dem Vater nieder, der sich auf den Knien in die Höhe zu richten suchte. Das Licht flackerte noch einmal hell auf und beleuchtete das bleiche Antlitz des andern, niedergeworfenen Mannes. . . Antonia erkannte des Malers Züge, und fiel abermals bewußtlos zusammen.

Nicht lange darauf zitterte die Stiege unter fremden Tritten; der Gang des Hauses füllte sich mit Neugierigen, welche des fliehenden Grafen Ruf nach Hülfe in dem sonst so stillen Hause zusammengebracht hatte. Das Zimmer ward von der herbeigeeilten Polizeiwache besetzt, und wunderbare Gerüchte von dem wälischen Mörder und seiner Tochter liefen durch die aufgeschreckte Nachbarschaft. Ein Beamter richtete zuerst das Mädchen auf. Ihr Kleid war mit Blut befleckt, allein an ihr konnte man keine Verletzung entdecken, und nach einigen in der Hast des Augenblickes angewandten Mitteln schlug sie die Augen langsam wieder auf. Ihre Blicke irrten scheu in dem Kreise der fremden Figuren umher, und fielen dann wieder auf die Gruppe am Boden. Ein Thränenstrom

stürzte aus den trocknen, glühenden Augen, sie begrub ihr Antlitz laut jammernd in beiden Händen und sank vernichtet in einen Sessel. Ihr Vater kniete noch immer auf der alten Stelle; die welken, dürren Finger waren wie zum Gebete ineinander geschlungen, die blauen Lippen bewegten sich, convulsivisch, ohne einen vernehmbaren Laut von sich zu geben, die Zähne schlugen klappernd aneinander, kalte Tropfen bedeckten das fahle Gesicht. Der Maler, in dem man bald den einzigen Verwundeten erkannt hatte, ward auf dem Bett im Nebenzimmer niedergelassen, und der schleunigst herbeigeholte Arzt untersuchte mit bedenklicher Geschäftigkeit die weite Wunde, aus der fortwährend ein Blutstrom hervorquoll.

Während sich auf diese Weise das tragische Räthsel des kleinen Zimmers immer tiefer zu verwickeln schien, — denn Antonia antwortete auf alle Fragen, die man ihr vorlegte, mit krampfhaftem Schluchzen, und der Alte war zu keinem Lebenszeichen zu bringen — machte sich durch das Gewühl der Zuschauer ein neuer Ankömmling Platz, und fiel, als er die unheilvolle Schwelle überschritten, mit dem Ausdruck der tiefsten Seelenangst vor Antonien nieder, die Knie der Sitzenden umschlingend. „Herr des Himmels!“ schrie Adolf, „was ist hier geschehen? Erwache, Antonia! Rede!“

Bei dem Klange seiner Stimme ließ Antonia matt die Arme sinken. „Adolfo,“ sprach sie in gebrochenen Tönen, „lebst Du noch? Ich dachte, sie hätten auch Dich gemordet. Sieh! der Maler ist todt, der Graf verschwunden, den Vater wollen die Menschen in's Gefäng-

niß schleppen — rette Deine Antonia!“ Mit diesen Worten umschlang sie den Dichter kraftlos, und lehnte das Haupt an seine Brust.

Der Beamte trat zu Antonia heran und machte ihr bemerklich, daß sie mit ihrem Vater ihn nothwendig begleiten müßte. Willenlos fügte sich der alte Mann den Häschern, welche ihn in die Mitte genommen; Antonia schwankte am Arm des Doktors hinter den Vorausschreitenden her, und das Gewühl der unbefriedigt auseinander rennenden Menge zerstreute sich bald in verschiedenen Richtungen. So war das Haus nach einer Stunde still und dunkel, wie ein Grab, als der Doktor, trotz seinen lebhaften Vorstellungen von Antonien geschieden, zu dem verlassenen Freunde zurückkehrte. Die Nachtlampe schimmerte trübe durch das öde Zimmer; eine unheimliche Todesruhe hatte sich über die traulichen Räume gelagert, nur unterbrochen durch die fieberhaften Athemzüge des Verwundeten und die leisen Schläge der Uhr, nach welchen der zurückgebliebene Arzt den Puls seines Kranken stumm horchend abzählte. Erschöpft warf sich der Doktor in einen Stuhl am Bette des Freundes; das ganze, blutig-dunkle Bild dieses Abends ging unaufhörlich vor seinen Sinnen vorüber, und als die bleichen Lichter des späten Wintermorgens grau und nüchtern auf das Antlitz des Leidenden fielen, schüttelte Adolf zusammenschreckend einen kurzen, unruhigen Schlummer von sich ab, und schaute mit traumgleichem Entsetzen in der fremden Umgebung umher, wo er die schrecklichste Nacht seines Lebens zugebracht hatte.

Schon der folgende Tag brachte Aufschluß über die Begebenheit, welche das Gerücht mit tausend abenteuerlichen Entstellungen ausgebreitet hatte. Graf Erwin war am frühen Morgen abgereist, um dem ersten Eindruck des Vorfalles sich nicht persönlich bloßzustellen, hatte aber in einer reuigen Aufwallung über die möglichen Folgen der von ihm zwar nicht beabsichtigten, jedoch veranlaßten unglücklichen Begebenheit ein Schreiben an das Stadtgericht hinterlassen, in dem er den ganzen, ihm noch immer unverständlichen Vorfall der Wahrheit gemäß erzählte. Seine Geständnisse erhielten ihre Bestätigung durch den Maler, welcher, obwohl vom Wundfieber und Blutverlust erschöpft, unverzüglich einen Gerichtsbeamten verlangt und diesem seine vollständige Aussage zu Protokoll gegeben hatte. Aus dem gefänglich eingezogenen Alten war bei dem Verhör nichts herauszubringen. Unter wiederholten Ausbrüchen eines unerkennbaren Wahnsinns versicherte er, den Mörder seines Weibes zum zweiten Male erschlagen zu haben, erschöpfte sich in leidenschaftlichen Verwünschungen seiner selbst und sank dann wieder in einen brütenden Stumpfsinn zurück, aus welchem ihn keine Frage aufzurütteln vermochte. Jedoch ließ sich aus den Angaben Antonia's, in Verbindung mit den Nachrichten des entflohenen Grafen und der Aussage des Verwundeten, ein Bild des Ereignisses zusammenstellen, welches der Wahrheit so ziemlich entsprach.

Graf Erwins Vater war, wie man in der Residenz

wußte, zu Florenz von dem Dolche eines italienischen Sängers gefallen, dessen Frau er verführt und zum Selbstmorde getrieben haben sollte. Sein Sohn, der einzige, welchen ihm eine frühverstorbene Gattin gegeben, lebte als Knabe in seiner fernen Vaterstadt, da der Graf das Opfer eigener Schuld und fremder Eifersucht geworden. Der verhängnißvolle Abend in Lorenzo's Wohnung hatte den Herangewachsenen, der leichtsinnig in die blutig warnenden Fußtapfen seines erschlagenen Vaters getreten, mit dem Mörder des letzteren zusammengeführt. Und in dem Augenblicke, als der verhaßte, langbegrabene Name seines Feindes alle Schrecknisse aus den dunkeln Tiefen des verwirrten Gemüthes heraufbeschwört, erblickt Lorenzo das verjüngte Abbild des Gemordeten. Der wüste Zwischenraum seines bisherigen, unsteten und gedrückten Lebens verschwimmt vor seinem verfinsterten Bewußtsein und geht in der schnell aufloodernden Rachgier unter. So wiederholt sich die blutige Scene aus seinem früheren Leben, ohne daß sich der Unglückliche ihrer Aenderung oder ihres Ausganges bewußt wird. Denn in dem Augenblicke, als er mit dem durch ihn gemordeten Maler zu Boden taumelte, brach die zur höchsten Spitze geschrobene Aufregung geistiger Kräfte jäh zusammen; der Nebel eines stillen Wahnsinns legte sich verhüllend und dicht um das Bewußtsein des alten Mannes. Er erwachte kaum aus einem fortwährenden Halbschlummer; der Arzt erklärte auch seine physische Lebensfähigkeit für erschöpft und weiffagte dem vegetirenden Dasein ein baldiges Ende.

So geschah es, daß die Behörde der Bitte Antonia's

und ihrer beiden Freunde um die Freigebung des unschuldig Schuldigen Gehör schenkte. Er ward von dem Doktor in das kleine Häuschen in der Vorstadt zurückgeführt, worin auch des Malers Krankenlager der ärztlichen Anordnung gemäß aufgeschlagen blieb. Vergebens hatte Adolf von der Rückkehr in diese Räume oder von dem Anblick des verwundeten Freundes die Genesung Lorenzo's gehofft: gleichgiltig betrat Dieser das alte Zimmer und überließ sich mit unmündiger Schwäche der Pflege seiner Tochter, welche Diese mit dem Doktor theilte. So waren die Bande zwischen den vier Menschen auf der einen Seite schmerzlich zerrissen, um sich auf der andern desto inniger und unauflöslicher zu verschlingen. Mit jeder Stunde, die Adolf und Antonien in der Uebung ihrer traurigen Pflichten schwand, fühlten sich die verwaisten, verwundeten Herzen fester an einander gezogen. Ihr Unglück hatte sie auch in den Augen der schmähfüchtigen Welt geheiligt, oder ihnen den Muth gegeben, sich über gewöhnliche Rücksichten hinwegzusetzen. Der Doktor verließ das Haus in der Vorstadt nicht mehr, und in seinem engen Bereiche, in der trüben Nähe zweier Sterbenden, trieb die Liebe der beiden Verlassenen ihre offenen Blüthen.

Mit theilnehmender Freude gewahrte dies der Maler, welcher in fieberfreien Stunden seiner Besinnung vollkommen mächtig war. Schon an dem ersten Morgen nach seiner, wie er wohl fühlte, tiefen und schweren Verwundung hatte er dem Arzt ein Urtheil über seinen Zustand abgezwungen. Dasselbe bestätigte seine Ahnungen: sein Leben war gefährdet, zählte nur noch nach Tagen.



Die gewisse Nähe baldigen Endes gab dem Maler seine ganze Besonnenheit wieder. Darum antwortete er auf die wohlgemeinten Trostesworte des Freundes mit einem trüben, entsagenden Lächeln und bemühte sich nur, Antonia's Schmerzen und Sorgen zu lindern. Was er für sie gefühlt, gestand er ihr nie, weil er vor sich selbst diesen unwillkürlichen Bruch eines älteren Gelübdes verhehlte, und von seiner Erklärung nur Mißverständnisse und trübe Nachwirkungen auf die Zukunft seiner Freunde erwarten konnte. Sein Auge ruhte mit leidenschaftlicher Innigkeit auf der geliebten Gestalt; so mögen die Engel im Himmel einander lieb haben, — dachte er oft, wenn er Antonia's vorsichtig schwebendem Gange mit den Blicken folgte, oder auch ein flüchtig gewechseltes Wort zwischen ihr und Adolf, den unwillkürlichen Ausbruch ihrer Liebe, in anscheinendem Schummer belauschte.

Manfred hatte in einer der ersten lichten Stunden eine rechtskräftige Verfügung über sein Eigenthum aufgesetzt, welches er ohne Einschränkung seinem Freunde vermachte. Er zeigte diesem den Inhalt seines letzten Willens mit ruhigen Worten an. Es half nichts, daß Adolf dagegen protestirte und jeden Gedanken an Tod wegzureden suchte; Manfred blieb bei seiner festen Erklärung. „Ich will nicht aus der Welt scheiden wie ein Iffland'scher Familienpapa,“ setzte er hinzu, „mit über-rumpelnder Großmuth und einem extemporirten, rührenden Testament. Du sollst wissen, daß Du mein Erbe bist, und Du weißt längst, daß es Niemand außer Dir sein kann; Verwandte habe ich nicht, die auf mein Abscheiden lauern, und hier lassen muß ich das Zeug doch einmal.

Nimm es denn. Du wirst es gebrauchen können, nicht als goldene Zuthat zu Deinem poetisch bescheidenen Leben, aber als Folie für der Geliebten Glück. Halte sie lieb, Bruderherz; sie, für die ich den todten Mammon und das lebendige Herzblut freudig hingebe, die das eigentlich wahre, heiligste Vermächtniß Deines sterbenden Freundes ist. . . .“

Manfred wandte sich ab und winkte dem Doktor, zu gehen. Mit dem frohen Bewußtsein, die Sorgen der Erde abgeworfen zu haben, Sinn und Herz eingetaucht in die Erinnerung an eine schmerzlich süße Vergangenheit und in die Ahnungen des nahen Abschiedes, fiel er in einen ruhigen Schlaf. Der Arzt, welcher bisher die beiden Kranken selten verlassen hatte, ward zu einem andern Hülfbedürftigen gerufen, und übergab sie der Sorge ihrer treuen Pfleger.

Gegen Tagesanbruch — es war der zehnte nach seiner Verwundung — erwachte Manfred und warf die Augen matt im Zimmer umher. In dem engen Raume, den sie durchflogen, fand er alles Theure, was er auf Erden verlassen werde, und die stille Ueberzeugung, daß er für sie sterbe, daß aus seiner Asche ihr Glück emporblühen werde, überstrahlten sein Antlitz mit einer seligen Befriedigung, der Morgenröthe des nahen Himmels.

Antonia war, erschöpft von den Mühen der letzten Tage, in sanften Schlummer gefallen. Sie saß mit rückwärts gelehntem Haupte in einem Sessel, und der Schein der Nachtlampe fiel mild auf ihre edlen Züge. Das dunkle Haar hatte sich aufgelöst und umfloß weich und wogend das bleiche Gesicht; in den gesenkten Augenlidern

schien eine müde Thräne stehen geblieben zu sein, und die weißen Hände ruhten wie entfesselt in ihrem Schooße. Ihre leisen Athemzüge säufelten durch die nächtliche Stille, und nur zuweilen schwang sich ein tiefer, träumender Seufzer aus ihrer Brust. Dicht an des Malers Bette war der Doktor ermüdet zusammengesunken; sein Kopf ruhte zu den Füßen des Freundes, die gewaltsam zugefallenen Augen hatten noch den letzten Blick mit treuer Sorgfalt auf ihn gerichtet und schienen bereit, bei der leisesten Regung ihr Wächteramt um den geliebten Kranken hell und umsichtig wieder zu beginnen.

Mit innigster Rührung schaute der Maler auf die Beiden, deren Angesicht er nun bald nicht mehr sehen sollte. Jeder Schmerz hatte den wunden Leib verlassen; er fühlte seine Seele getragen von den Fittigen einer himmlischen Ruhe; er dachte sich schon gestorben, und seinem Geiste ging das Bild vorüber, wie sich über seinem Grabe Herz und Hand seiner Beiden für eine selige Vereinigung finden würden. „Dann werden sie mein gedenken, wie eines fernen, segnenden Geistes;“ so sprach er vor sich hin, „und ich werde ihnen vorangegangen sein, wie sie mir voranging, die meine Seele geliebt hat!“

Eine warme Thräne trat in sein Auge und er ließ sie mit schmerzlicher Wollust langsam über die Wange herabrollen. „Ja, nun weiß ich, daß ich sterbe,“ sagte er, „denn die trockenen Augen können wieder weinen. O seid mir willkommen, ihr unbekanntes Gäste; Abschiedsgrüße an die schöne Erde, heilige Boten einer andern Welt, seid mir willkommen!“ Das Haupt, welches er mit Mühe erhoben hatte, um den Anblick der

beiden Schlafenden wie eine bald versagte Labung noch einmal in vollen Zügen zu trinken, — das Haupt sank in die Kissen zurück, und ein erleichternder Thränenguß stürzte über sein Angesicht. Nach einer kurzen Pause richtete er sich wiederum empor und weckte mit einem leisen Geräusch den Doktor: „Adolf,“ sprach er mit gefaßter Behmuth, „die Minuten werden mir kostbar, darum muß ich sie Deinem Schlummer abstehlen.“ Der Doktor fuhr auf. „Um Gott, Julius!“ entgegnete er mit hastiger Besorgniß, „um Gott, was ist Dir? Ich will nach dem Arzte senden. . . .“ „Laß ihn, wo seine Hülfe noch nützen kann,“ unterbrach ihn Manfred; „ich werde ihn bald nicht mehr bedürfen. Nicht so,“ fuhr er fort, als Adolf in rathlosem Schmerze an seinem Lager niederkniete, die nassen Augen in der Decke verbergend. „Nicht so, Du Vieber! Laß uns scheiden, wie wir gelebt, als Männer. Glaube mir, es ist besser so. Wir standen an einem gefährlichen Wendepunkte, der unsere langvereinigten Pfade zu scheiden oder zu verwirren drohte. Der Eine weicht, und alles ist wieder gut, Allen ist wieder wohl!“

Adolf wollte dem Freunde noch jetzt seine Ahnung ausreden und mußte sich doch bei einem Blicke in sein gänzlich verändertes Gesicht die Wahrscheinlichkeit eines schleunigen Endes selbst eingestehen. Er weckte Antonien mit den Ausbrüchen seines Schmerzes; sie warf sich neben ihm nieder und umfaßte jammernd die erstarrte Hand, welche der Sterbende, wie segnend, auf ihre dunklen Locken gelegt hatte, „Antonia! ich wollte Dich nicht stören,“ redete der Maler wieder, ohne auf eine Bitte,

sich zu schonen, hören zu wollen; „Du bedurfstest des kurzen Schlummers so sehr, wie ich des ewigen, der über mich hereinbricht. Aber, da es einmal so ist — o so erfülle meinen langen, letzten Wunsch; finge mir das Lied noch einmal, weißt Du, das schöne Lied von jenem Abend, an dem wir uns zuerst sahen. Laß mich sterben in seinen Accorden, wie Du es in jener unvergeßlichen Minute Dir wünschtest, mein Adolf.“

Und Antonia ging nach der Harfe, welche viele Tage hindurch unberührt gestanden hatte. Die zitternden Hände irrten durch die bestaubten Saiten, und sie begann, häufig durch Schluchzen unterbrochen, das ersehnte Lied. Aber die Geister ihrer erwachenden Töne schienen sie der Erde und ihren Schmerzen allmählich zu entreißen, immer freier und kräftiger schwellte die Stimme an, die Harfe rauschte in klingenden Accorden drein. Das Mädchen war wunderbar schön, wie eine begeisterte Prophetin der Vorzeit.

„Siehst Du?“ sagte der Maler italienisch zu dem Freunde, der an seinem Sterbebette kniete, „siehst Du, mein Freund: Ein Wanderschwan breitet still und stolz die weißen Schwingen gen Süden aus. Die sinkende Sonne spielt golden und roth auf seinem Gefieder; die erschlossene Brust ergießt sich in wunderbaren Harmonien, die hohen Lorbeeren rauschen still und melodisch darein, die Wellen horchen auf — bis der Schwan verschwindet im freien, ewigen Aether. . . .“

„Er stirbt, er stirbt!!“ schrie Adolf gewaltig auf und sprang empor. Antonia ließ die Harfe entsezt fallen und eilte hinzu. Das Haupt des Malers war in seine

Rissen zurückgesunken, die Blicke brachen, die Lippen bebten leise. Da sank das Mädchen, erschüttert von der schauerlichen Nähe des Todesengels, kraftlos in die Arme des Doktors und ruhte an seiner Brust.

In demselben Augenblicke erhoben sich neben ihnen die leisen Modulationen einer Flöte, wie ferne, schwache Geisterstimmen. Wie an jenem Abend stand plötzlich Lorenzo auf der Schwelle, aber über die Züge seines Angesichts schien die versöhnende Hand des Friedens gegangen zu sein. Er heftete die Blicke mit dem Ausdrucke eines kindlichen Wohlbehagens auf die vereinte Gruppe, und seine Lippen hauchten mild verschwimmende Laute in die Flöte.

Als die Sonne eines klaren, frischen Wintertages bald darauf grüßend durch die Fenster des kleinen Zimmers schien, beleuchtete sie ein bleiches, schönes Todten- gesicht. Antonia und Adolf standen noch immer in enger, stummer, betender Umarmung, und des Alten Flöte sang den Lebenden eine weinende Brauthymne, für den Entschlafenen ein tröstliches Wiegenlied.

7.

Der geliebte Leichnam ruhte kaum in der winterlich kalten Erde, als sich ihr Schooß noch einmal öffnete, um Lorenzo, den Müden, Vielgewanderten, in eine sichere Heimath aufzunehmen. Wie leicht nun auch sein Tod, wie der frühere des Malers hatte vorausgesehen werden können, so bedurfte es doch langer Zeit und der ganzen

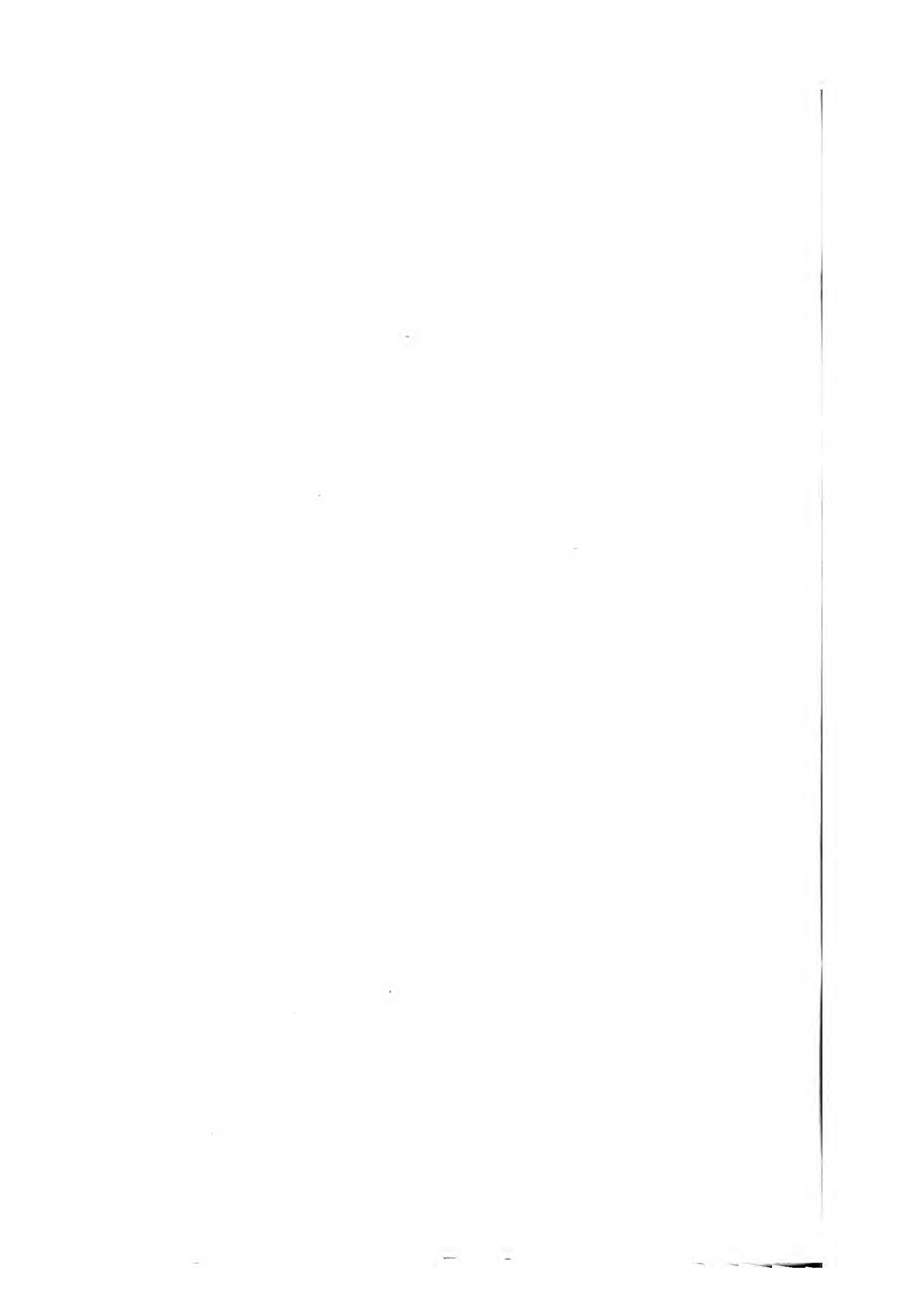
Liebe Adolfs, um das Herz der Jungfrau von diesen vernichtenden Schlägen langsam genesen zu lassen. Als sich aber die Schärfe des ersten Schmerzes in eine mild verhüllende Schwermuth auflöste, da brachen die Strahlen ihrer Dankbarkeit und der tiefen Reigung für ihren Freund um so siegender hervor, und da der junge Frühling die Schneedecke von den geliebten Gräbern mit leichter Hand fortzog, sagten Adolf und Antonia als Gatten der Hauptstadt mit ihren schmerzlichen und seligen Erinnerungen Lebewohl. Ihre Existenz war durch die angetretene Erbschaft des Malers von allen Sorgen befreit, und so konnten sie um so leichter dem langgenährten Wunsche nachgeben, das Vaterland Antonia's aufzusuchen. An der Seite eines angebeteten Weibes durchwanderte der Dichter die im ersten Frühling prangenden Gefilde Italiens, und alle Träume von den Reizen und Wundern dieses Feenlandes gingen ihm wie bleiche Schatten in dem vollen Sonnenscheine einer beglückenden Wirklichkeit unter.

Mit den Schauern andächtiger Erinnerung betraten sie endlich die letzte Station ihrer Pilgerschaft: Florenz. Als sie an einem Abend, wie sie nur der Himmel und der Lenz Italiens verleihet, das vergessene Grab von Antonia's Mutter aufgesucht hatten, — den eingestunkenen Hügel nahe der Kirchhofsmauer, wo streng geschieden von den geweihten Leichen die Selbstmörderin ruhte, — als ihren Blicken das ganze Bild ihres eigenen Lebens an dieser Stelle noch einmal vorüberging, von dem Kirchweihabend an bis zu dem heutigen: da umschlossen sich die Liebenden, wie damals am Lager des scheidenden

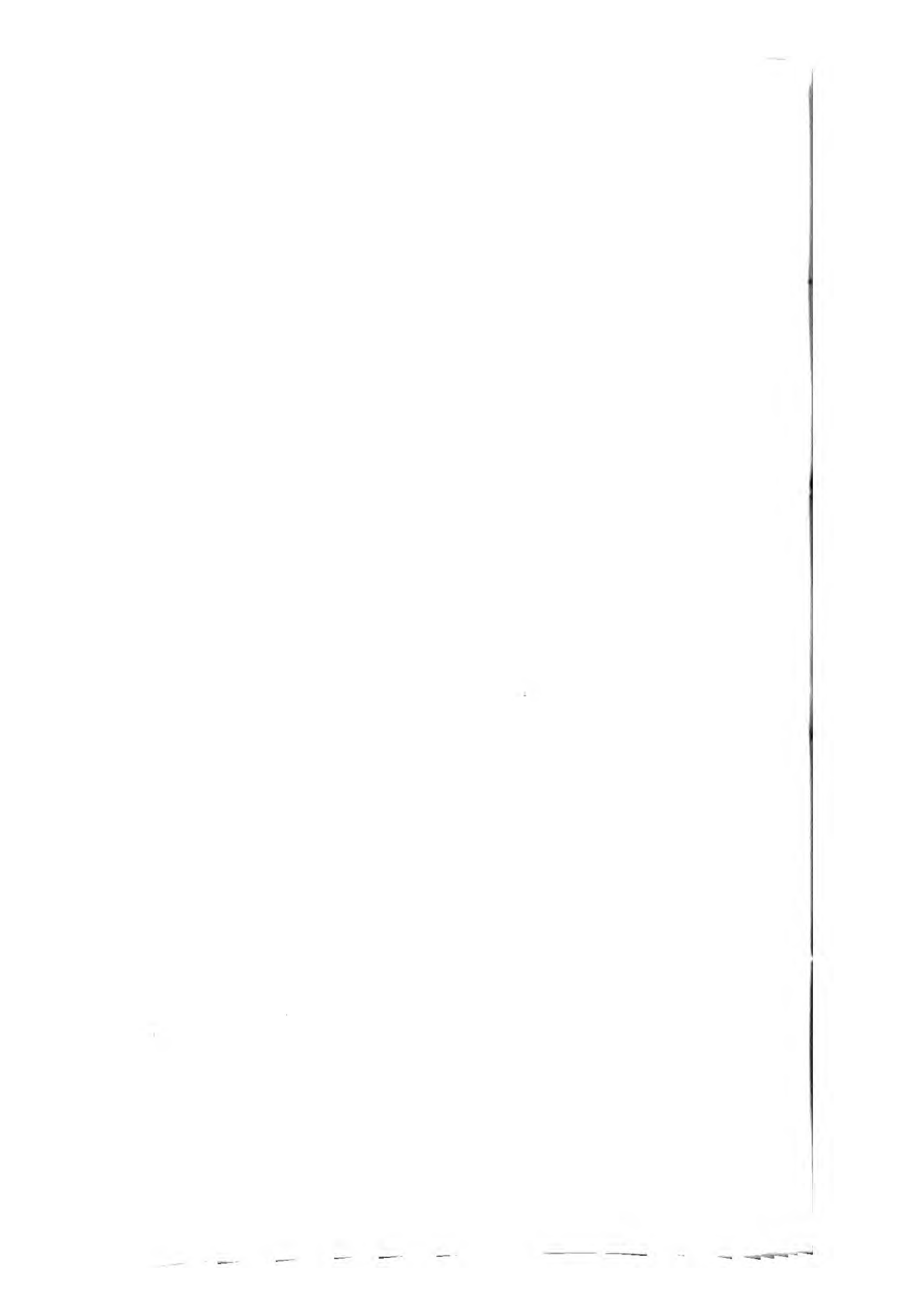
Freundes, unter lautem Weinen. Und aus den Wolken, die sich leuchtend über der sinkenden Sonne gelagert hatten, schienen ihnen des Malers brechende Augen glühend und groß herabzuwinken, und in dem Abendwinde, welcher die dunklen Wipfel der Cypressen schüttelte, vernahmen sie Lorenzo's letzte Flötentöne, — den geliebten Todten, fern und nah, ein tröstliches Wiegenlied, ihnen selbst eine weinende Brauthymne.

---





Vier Jahres-Zeiten.



1.

## Der Frühling.

Eine der schlechtesten Künstler-Gesellschaften, die jemals auf dem gebrechlichen Thespis-Karren die Landstädtchen des lustigen Alt-Englands befahren und in Scheunen, Reitställen oder Rathhäusern Shakspeare und Sheridan verunglimpft haben, war unstreitig die Gesellschaft des sehr ehrenwerthen Mr. Bat, die im Winter des Jahres 18\*\* in Yorkshire umherzog. Mr. Bat selbst, das ansehnliche Haupt dieses aus allen Himmelsgegenden zusammengeblasenen Körpers, spielte edle Väter, Tyrannen, Intriguants, Charakterrollen, und man that ihm keineswegs zu viel, wenn man behauptete, daß in seinen Darstellungen immer eine wahrhaft trunkene Begeisterung waltete. Der erste Liebhaber war ein durchgegangener Schneidergeselle aus Cork in Irland, der (außer einer an sein Vaterland stark erinnernden Aussprache) in jeder Bewegung seine ehemalige Kunst mit der jetzigen zu vereinigen trachtete. Den Komiker hatte Mr. Bat auf einem Jahrmarkte acquirirt, indem er ihn von dem schwanken Seile einer Gauklerbande, worauf er Schiebkarren fuhr

und Windbüchsen abfeuerte, auf eine festere Laufbahn, die der welt-bedeutenden Bretter, berief. Das sind nur einige Elemente, die hervorstechendsten, aus jenem Chaos von Menschen und Thieren, über welchem Mr. Bat's Geist, wie der göttliche über der Fläche der Wasser, ordnend und regierend schwebte.

Wie kam es aber, daß trotz dieser wenig verheißenden Kräfte jeder Abend dennoch das Haus und die Kasse Mr. Bat's über alles Erwarten füllte? Woher jenes Gedränge um die bescheidenen Pforten der Scheune oder des Reitstalls, schier eben so dicht und eben so laut, als die Fluth an der Schwelle von Her Majesty's oder Drury-Lane an einer Star-Night, einem Abend, den ein Stern erster Größe am Kunsthimmel erleuchtete? Warum kamen selbst von York Reiter und Wagen herüber in die kleinen Provinzial-Orter, sobald die Kunde erscholl, Mr. Bat habe sich hier oder da mit seinen Nomaden angesiedelt?

Das Geheimniß war, daß Mr. Bat einen untwiderstehlichen Magnet besaß; eine Perle im Rothe, die er selbst und seine rohen Gesellen kaum zu schätzen wußten. Aber die jungen Männer aus York verstanden sich besser auf ihren Werth, und darum, sobald Miß Ellinor (— man nannte das Mädchen allgemein bei ihrem Vornamen, obwohl der häusliche, Drummond, nicht minder guten Klang hatte —) aus den Coulissen getreten war, erschütterte ein Beifallsturm das schwankende Gerüst, und hundert klopfende Herzen, zweihundert glühende Blicke flogen ihr aus allen Ecken und Enden entgegen, so daß selbst der süße Pöbel im Paradiese in ein sicherheitsgefährliches Händeklatschen und Fußstampfen losbrach.

Könnte ich doch mit treuen Zügen das Bild des sechzehnjährigen Kindes auf das blasse Papier werfen in all' jener namenlosen Anmuth und Leichtigkeit, mit welcher es, armselig beleuchtet von einigen Pfennig-Lichtern, auf den schmutzigen Brettern schwebte! Aber keine Feder ist im Stande, jenen Hauch reinsten und naivster Jungfräulichkeit, den Blütenstaub auf den Flügeln des schönen Nachtfalters, die gleitende, gaukelnde Beweglichkeit der Elfe, das sinnig-innige Weben und Leben in dem beschränkten Kreise ihrer Kunst wiederzugeben. Kein Wort halt den Wohl laut des silbernen Stimmleins nach, wenn es im Gesange auf der hellen Leiter der Töne, traumgleich, ebenso sicher als lieblich auf- und niederkletterte, oder wenn es in der Rede, noch halber Gesang, die volltönigsten Glocken aller Leidenschaften, der Liebe, der Furcht, der Hoffnung, der Trauer, bewußt und dennoch unbewußt anklingen ließ.

Ich mühe mich eben vergebens. Ellinor war eins jener seltenen Wunder, die die Natur eintaucht in den Quell der Kunst, denen sie das Siegel künstlerischer Vollendung auf die glänzende Stirn drückt, um sie zu befähigen, zu schaffen, wie sie selbst, die Natur, schafft, unmittelbar und aus unergründlicher Lebensfülle. Wo hätte denn Ellinor, das Kind einer armen Wäscherin, Gelegenheit gehabt, über Accentuation und Deklamation Vorlesungen anzuhören? Welches Buch hätte ihr jemals die Mysterien einer treuen Menschen-Charakteristik enthüllt und sie eingeführt in die tausend Schlupfwinkel und Schleichwege, worauf die professionirte Kunst, die Speculation zu ihren Resultaten gelangt? Ellinor entdeckte in

sich nur die kindische Fähigkeit, fremden Leuten allerlei nachzuahmen, Geberden, Stellungen, Sprache, und ihre Mutter, die Waschfrau, fand dazu in dem Kinde eine unerklärliche Reizbarkeit, die von der höchsten und tobendsten Lust in einem Augenblick zu Thränen und Verzweiflung übergehen konnte. Von einem Berufe zur Kunst war keine Rede, bis Ellinor im zehnten Jahre die erste reisende Gesellschaft elender Gaukler gesehen hatte. So wie der schmutzige, zerlumpte Vorhang vor ihren Augen in die Höhe flog, zerriß auch der innere, und sie kehrte mit der tiefen Ueberzeugung in dem fiebrisch pulsirenden Herzen heim, daß dort auf den Brettern, hinter den qualmenden Lampen ihre Heimath sei, oder nirgends. Nun spielte sie selbst Komödie; die Waschbütten ihrer Mutter wurden ihr erstes Proscenium, eine Schürze der Rittermantel, das Mangelholz die Streitart. Noch vier Jahre, und Ellinor spielte Kinder, dann Soubretten, endlich Liebhaberinnen bei Mr. Wat, im sechzehnten hatte sie Mrs. Wat, welche höchstens dreimal so alt war, aus dem ersten Fach an die Kasse gedrängt und stand nun als Prima Donna, sowohl in der Oper als im recitirenden Schauspiel, an einem Ziele, das ihr noch kurz zuvor ein entzückendes, ein höchstes, wenn nicht unerreichbares geschiene hatte.

Mag es unglaublich klingen, daß Ellinor ebenso wenig von der Reinheit und Jungfräulichkeit ihres Wesens außer der Bühne einbüßte, als von ihrem Enthusiasmus für die Kunst auf derselben: es ist bezungeachtet wahr und ein fester Beweis, wie in ihre Seele die Lichter eines ächten Kunstsinnes gefallen waren, nicht bloß eine vor-

überrauschende Lust am Neuen oder Freien. Ellinor spielte noch mit derselben Hingabe, mit der sie zum ersten Male ihre Juliet einstudirt hatte; das handwerksmäßige, schmutzige Treiben um sie her berührte sie nur persönlich widrig, ohne abzufärben an ihrem Charakter oder an ihrer Kunst. Titania blieb Titania, obwohl sie sich von Zettels Efelstopf küssen lassen mußte. Wie eine Königin, mit der ihr allein unsichtbaren Krone auf den blonden Locken, stand sie unter dem niedrigen Gefindel, das sie schweigend, und doch neidlos, ja mit Liebe selbst umringte. Der Schneider aus Kork faßte minder derb zu, wenn er sie im Spiele umschlingen mußte, der Komiker setzte seinen Lazzis einen Dämpfer auf, so oft Ellinor mit den klaren, blauen Augen ihm gegenüberstand, und Mr. Bat, obwohl der Director und Tyrann auf den Brettern, wie im Wirthshause, beugte sich unwillkürlich, wenn sie an ihm vorüberschritt. Die Kunst hat ihren Zauber, ihre Allmacht allüberall; den Arion trägt sie schützend durch Meeres-Ungeheuer, jenes Mädchen hüllt sie in ihre sieben Schleier mitten unter den Barbaren, die schlimmer sind, als die Thrazier für Orpheus.

So ging Ellinor, ohne zu straucheln, ihre schlüpfrige Bahn, den Gott im Herzen, sicher und friedlich fort. Die Dornen derselben, die Armuth und die klägliche Beschränkung eines vagirenden Lebens, alle Entbehrungen und alle Opfer, die Verachtung von Seiten einer vorurtheilsvollen Gesellschaft, der falsche Glanz und das übertünchte Glend der heimathlosen Muse: — sie waren für Ellinor nicht vorhanden; der glückliche Leichtsinn der Jugend führte ihren Fuß unverwundet hinüber, wenn nicht gar die



blinde Liebe für den gewählten Beruf ihr die Augen gänzlich schloß. Nur wenn in diesem Streben ihr Hemmungen entgegentraten, wenn ihr Eifer an dem Stumpfsinn oder an der Gewöhnlichkeit ihrer Genossen scheiterte, nur dann scheute das edle Flügelpferd, mit dem wiederkäuenden Stier an einen Pflug gespannt, und ihre Blicke flogen sehnsüchtig einem höheren Ziele entgegen, das sie zu ahnen begann, sobald sie ein niedriger gelegenes erreicht hatte.

Daß Miß Drummond mit solchen Vorzügen allen Schöngeistern der Landstädte in Yorkshire eine eben so gefährliche Größe ward, als den Pfarrers- und Krämers-Töchtern, die vor ihrer Erscheinung ohne Widerrede erste Liebhaberinnen auf Privat-Bühnen gespielt hatten, das bedarf wohl keiner Erwähnung. Ist es doch bekannt, daß die junge Männertwelt, von dem tonangebenden Offizier der Landmiliz im Sperrstuhle bis hinab zu dem keineswegs gefühllosen Bettelträger, die ersten Liebhaberinnen durch eine unverkennbare, freundschaftliche Theilnahme an ihrer Persönlichkeit zu entschädigen sucht für den Haß oder die geringschätzende, schnippische Vornehmthuerei, womit ehrbare Frauen und alte Pantoffel-Helden auf eine geschminkte Theaterprinzessin herabblicken. Ellinor erfuhr dies in demselben Grade, wie ihres Gleichen es überall erfahren wird, nur daß sie sich weit weniger darum kümmerte. Leichtem Herzens zog sie in ihre Proben, nicht darauf achtend, ob Kaufmannslehrlinge und Gerichtsschreiber unterwegs mit verdrehten Augen ihr begegneten, seufzten, grüßten, nachschielten, an ihre Brust schlugen. Und leichtem Herzens trat sie aus den Coulissen, sich an-

muthig verneigend, wenn der gewohnte Empfang sie wiederum anjauchzte, ehe sie noch die Lippen geöffnet, und während des Spiels hatte sie für das volle, athemlos horchende Haus nur dann einen Blick, wenn es ihre Rolle vorschrieb. War aber der Vorhang Abends gefallen, und sie noch einmal, zweimal, dreimal auf stürmisches Verlangen mit erröthender Freude vor dem sehnsüchtigen Publikum erschienen, dann hüpfte sie singend in das kleine Garderobe-Winkelchen, packte ihren Flitterstaat sorgfältig in ein Körblein, und schritt an der Seite ihrer Mutter, welche die Tochter niemals allein ließ, ruhig nach Hause, ihre kleine Laterne selber tragend, lustig mit der Waschfrau plaudernd, ohne Acht zu haben auf die vermummten Gestalten, welche um sie her schlichen und ihr ein ungebetenes Geleit gaben bis an den „halben Mond“, worin sie mit der Mutter wohnte, als Mr. Bat mit seiner Gesellschaft zu Whitby, zwanzig Meilen von York, sein Zelt aufgeschlagen hatte.

War es die Unbefangenheit der Jugend und der weibliche Sinn Ellinor's oder ihre gänzliche Hingabe an die erwählte Kunst, wodurch alle Pfeile fremder Huldigung für sie abgestumpft wurden? Verstand sie Liebe nur darzustellen, nicht zu empfinden?

Ein Blick in das Erkerstüblein im „halben Mond“ gibt Antwort auf die Frage.

Es war Sonnabends in der Scheune wiederum „Romeo und Julie“ gegeben worden, bei gedrängt vollem Hause. Ellinor hatte entzückt auf dem Balkon und im Sarge, woraus sie der ungeheure Applaus ihres Publikums noch eher erweckte, als die Seufzer des Korfer

Romeo. Erst nach zehn Uhr kehrte sie heim, dieses Mal ausnahmsweise ohne die Mutter, welche vorangegangen war, das Abendbrod zu beschicken. Wie ein Reh schwebte die zierliche Gestalt durch die beschneite, mondhelle Gasse, in drei Sprüngen war sie oben in dem Zimmerlein, wo die alte Wäscherin hustend und blasend vor dem Kamine saß.

„Mutter!“ rief sie, „wirf eine Handvoll Thee mehr in die Maschine! Wir haben einen guten Abend gehabt. Sieh nur, sechzehn Schilling allein auf meinen Antheil!“ Und mit freudeglänzenden Blicken kramte sie aus dem wachstuchenen Arbeitsbeutel die Silbermünzen, tanzte im Zimmer umher, warf ihre Schuhe in die eine Ecke und das Halstuch in die andere, so daß die Mutter nur scheltend hinter ihr dreingehen konnte, um Alles wieder fein zusammen zu lesen und gehörigen Ortes aufzuheben. Zuletzt rieb sie sich vor dem zerbrochenen Spiegel die letzte, grobe Zinnober-Schminke von der zarten Wange und strich das blonde, an jeder Seite in eine natürliche Locke herabfallende Haar mit lächelndem Wohlbehagen glatt.

Die beiden Frauen saßen kaum am Theetisch, als drunten auf der Straße eine helle Stimme erscholl, den Wachtelchlag täuschend nachahmend. „Da ist Frank!“ schrie Ellinor jauchzend auf und wußte nicht, ob sie an's Fenster oder an die Thüre zuerst springen sollte. Noch eine Minute, so wußte sie es, sie fiel einem hereinstürmenden, hübschen, schlanken Burschen in die offenen Arme, und das Herzen, das Küssen, das Umfassen machte sich noch viel reizender, als Romeo's und Julia's Wiedersehen vor Mr. Bat's zerlöchernten Coulissen.

Da haben wir den Schlüssel zu Ellinor's Gleichgiltigkeit gegen alle Bewerbungen und Huldigungen zehn Meilen im Umkreise.

Frank war des Friedensrichters Sohn. Sein Vater wohnte nur zwei Häuser vom halben Mond entfernt. Als er eines Morgens an der Thüre stand und den Kirchgängern zusah, die heimkehrten, bemerkte er auch die alte Drummond, welche, allein und zitternd vor Schwäche und vor Frost, die glatte Straße heraufgewankt kam. Ihn dauerte das fremde, verlassene Weib; wie er sie nun gar ausgleiten und hart niederfallen sah, eilte er, unbekümmert um seines Vaters, des Friedensrichters und ersten Kaufherrn Rang, hinzu, hob sie auf, stützte ihre Schritte und geleitete sie hilfreich in das Erkerstüblein des halben Mondes. Dort saß just Ellinor und studirte eine neue Rolle und besetzte — trotz des Sonntags! — einen Schlepp von altem Sammtmanchester mit Kaufsgold und dicken Papier-Blumen. Frank hatte sein Leben lang nichts Aehnliches erblickt. Das hübsche, lächelnde Kind im leichten Morgenanzug, inmitten ihres Krames, nähernd, trällernd, deklamirend, die Erkerstube das ganze Bild einer reizenden Unordnung — er stand lange Zeit starr und wußte nicht, was er dazu sagen sollte. Nun erzählte die Alte; da weinte Ellinor mit einem Auge, während das andere ihm, dem Samariter, freundlichen Dank zustrahlte, und eine Hand streichelte die arme, bedauerte Mutter, während die linke sich herzlich nach ihm ausstreckte.

Frank, des Friedensrichters Sohn, blieb, bis ihn die zweite Nachmittagsstunde daran mahnte, daß er nun zu

spät zum Essen kommen und vom Vater gezankt werden würde. „Wahrhaftig!“ rief Ellinor aus, „Essen! Ich habe mit keiner Sylbe daran gedacht!“ Ihre Mutter aber stand am Kamin und röstete Brodschnitte, immer wartend, aber ohne Aerger, bis der schlanke Junge fortgehen sollte.

Er ging, jedoch um wiederzukommen. Auf allen Schritten und Tritten sah Ellinor in das treue, hellbraune Auge Frank's. Selbst im Theater mußte ihr erster Blick immer auf ihn fallen, da er seit jenem Morgen regelmäßig auf der vordersten Bank saß, dicht hinter der Baßgeige des dicken Bierfiedlers. Nur wunderte es die Schauspielerin, daß Frank nicht, wie die Uebrigen, klatschte, sobald sie auftrat oder abging, daß er sie bloß unverwandt anblickte, die Hände über der Brust faltete, starr und unbeweglich darsaß. Bald wunderte sie sich dessen nicht mehr, sie freute sich, und bald —

Nun, bald liebten sich die Beiden, er ein sechzehnjähriger Knabe ohne Falch und Arg, sie siebzehn alt, Schauspielerin, und dennoch zum ersten Male liebend, inniger, treuer, reiner als die Ideale, welche sie auf die Bretter zauberte; er des Friedensrichters und reichsten Kaufmanns Sohn, sie das Kind einer Waschfrau und die Magd eines umherziehenden Komödianten.

Sie liebten sich. Läßt sich Liebe gebieten? Wenn sie es thut, ist sie Liebe? Jeden Abend, sobald der Friedensrichter in seinen Club steuerte, schlüpfte Frank von den Büchern weg unter die hellen Erkerschößchen des halben Mondes. Er lockte dann mit seinem Wachtel-schlag, und wenn Ellinor auf dies Zeichen nicht ein

weißes Tuch aus dem Fenster wehen ließ, stürmte er die morschen Stiegen hinauf, stürzte in die Thüre, küßte, jubelte, war selig, — Alles gerade wie an jenem Abend, da er sein Mädchen erst als Julie von Weitem angebetet, und hernach als Ellinor im grauen Hauskleidchen an sein treues Herz gedrückt. —

Noch saßen die Drei bei ihrem Thee, wozu Frank köstliches Backwerk mitbrachte für seine kleine Näscherin, als es auf der Treppe abermals von Männerritten scholl. Wer konnte das sein? Die Wäscherin zitterte, Frank dachte erbleichend an den Vater Friedensrichter, Ellinor lachte. „Entfliehen kannst Du nicht,“ sagte sie, in dem einzigen Zimmerlein mit lustigen Blicken umschauend, „es sei denn, Du kröchest unter unser Bett.“

Mittlerweile waren die Schritte, langsam und stolpernd, näher gekommen. Der Hausknecht stieß barsch die Thüre auf. „Nur hier herein, Sir!“ rief er einem Nachtappenden zu, „da wohnt das Volk!“

Ein hagerer, fremder Mann in einem weißen Ueberrock, den Hut tief in die Augen gedrückt, stampfte gebückten Leibes in die Stube, mit der Hand nur die Krampe seines Filzes leise berührend. Die Frauen standen verwundert auf, Mrs. Drummond mit einem höflichen Knix, Ellinor ihren Geliebten lachend am Arme zupfend. An sie wandte sich der späte Besuch.

„Sie sind die Drummond? Julie gespielt, recht brav; Talent, mangelt nur Ausbildung. He?“ Mit diesen abgerissenen Worten wollte er die Schauspielerin herablassend in die Wange kneifen, sie aber entwich ihm rasch und sah ihn mit einem so stolzen Blick vom Kopfe

bis zu den Füßen an, daß er sich verlegen die Hände rieb, um sie nachher wieder in seinen weiten Rocktaschen zu verstecken. Frank sandte ihm ebenfalls einen glühenden Zornesstrahl aus den braunen Augen zu, wagte aber nicht, sich einzumischen.

„Entschuldigen!“ murmelte hierauf, um ein Geringses höflicher, der Fremde und ging mit großen Schritten in dem engen Raume umher, den Hut immer noch auf dem Kopfe, die Finger in der Seitentasche und bisweilen mit Geld hörbar klimpernd. „Entschuldigen! Ich komme, ja ich komme, um 'was für Sie zu thun.“ Er sah spähend in der ärmlichen Umgebung sich um.

„Und wer sind Sie, Sir?“ Elinor hatte gefragt.

„Sie kennen mich nicht, he? Sonderbar! Waren noch nicht im Drury-Lane? Ich hatte früher Drury-Lane, jetzt habe ich die Italian Opera in der Season zu London. Ich bin Mr. Pike.“ Der Gast sah stolz auf seine drei erstaunten Zuhörer herab und warf sich, die Beine lang ausgestreckt, auf einen der gebrechlichen Stühle, der unter seiner Last gefährlich stöhnte.

„Sie wissen,“ fuhr er abgebrochen fort, nur das eine Wort, das Ich, stets voll betonend, „Sie wissen, ich habe Ihre Julie gesehen. Recht brav, auf Ehre. Keine Schule natürlich, nicht ein bißchen davon; aber Natur, gutes Organ, gewisse Grazie, nur nicht in den Ellenbogen, die Sie zu weit vorbringen. He?“

Elinor lächelte.

„Was denken Sie von mir? Ich hätte Lust, das heißt, ich könnte Lust haben, vielleicht, verstehen mich, ich könnte Sie heranbilden, gute Schule, besseres Leben, festes

Engagement, denn Ihre Bande hier, Sie wissen, und Ihr Kasten, das ist ja Bettelei!"

Ellinor zitterte vor Entrüstung und schleuderte ihren Grimm in einigen heißen Worten dem groben Gaste in das steinerne, aufgedunsene Gesicht. Die Wäscherin wollte begütigen, allein der Fremde hieß sie stille sein. „Guter Kopf," sagte er, Ellinor von der Seite messend, „auch heißes Blut und ein Endchen von Künstlerstolz, desto besser! Wie, Miß?"

Die Unterredung ging in diesem seltsamen Wege noch eine geraume Weile fort. Mr. Pike's Worte, die er über den Glanz seiner Italian Opera und den Bettelkram des Master Bat hinwarf, fingen Feuer in Ellinor's Herzen. Die Wäscherin schürte nach, weil sie an das feste Engagement dachte. Frank schwieg und starrte regungslos zu Boden. Endlich rückte Mr. Pike mit einem Antrage stotternd heraus: „Sehen Sie, Kind! für das erste Jahr achtzig Pfund Sterling, unentgeltlichen Unterricht im Singen, Deklamiren, Tanzen, Gehen, Sprechen, Action, Mimik. Ja, Kind! und nur mit dem Chor herausgehen, niemals mitsingen, bis ich's gesagt, bei den Anderen stehen, sich an die Sichter gewöhnen! Achtzig Pfund, he?" Er kimperte mit den Geldstücken.

Das Mädchen besann sich. Die Mutter nickte und zupfte emsig. Plötzlich fiel ihr Auge auf Frank. „Frank," flüsterte sie ihm aufgeregt in's Ohr, „Frank, soll ich?" Er sah sie wehmüthig an, aber ohne ein Wort zu erwidern. „Frank, sag' mir, mein Junge, was sinnst Du?"

„Ich freue mich über Dein Glück, Ell!" sprach er, und die hellen Thränen standen ihm in den Augen.



„Ich kann nicht,“ entgegnete sie hierauf fest dem Fremden, „nein, Sir! ich kann nicht. Oder ich will nicht. Wie Sie wollen, Herr!“ Mr. Pike sah hierauf den jungen Mann pfiffig blinzeln an. „Ich weiß,“ greinte er; „aber, Bursche! Ihr könnt ja nachkommen. Ziemliche Figur, paßt vielleicht 'mal, daß man Euch so mitlaufen läßt.“

„Er ist des Friedensrichters Sohn,“ sagte Ellinor, stolz für ihren Geliebten, und strich ihm die Haare aus der Stirn. Frank war aber bei den letzten Worten des Mr. Pike hastig aufgesprungen, und ihn fest an den Knöpfen des weißen Ueberrocks fassend, fragte er: „Ich kann wahrhaftig nachkommen, Sir? Kann ich?“ Pike lachte und nickte stumm. Da reichte der Jüngling Ellinor seine Rechte und sagte, wie begeistert: „Elly, Du mußt gehen! Hörst Du, Elly?“ darauf schloß er sie laut weinend in die Arme und eilte hinaus.

Eine Stunde drauf hatte Mr. Pike ausgefeilscht; man war Handels einig worden. Um dreiviertel auf zwei Uhr in der Nacht hielt eine Postchaise an dem Thore des Halbmondes, und zwei Frauen stiegen ein sammt einem in Mantel und Pelz verummten, langen Manne. Das Gepäck der Frauen, aus einer schmalen Kiste bestehend, stieß Mr. Pike verächtlich unter den Kutschersitz. Der Hausknecht steckte die Laternen am Wagen an, der Postillon blies in seine Trompete, und fort ging's, in Nacht und Nebel hinein.

Als der Wagen am großen Hause des Friedensrichters vorüberrollte, war oben in einer Dachkammer noch Licht. Ellinor blickte, das Tuch vor den Augen, durch

Thränen hinauf; da sah sie, wie eine liebe Gestalt mit ausgebreiteten Armen hernieder winkte, und durch Rädergeräusch klang heller Wachtelschlag an ihr bebendes Herz. Sie lehnte sich zurück und sah nichts weiter. Mr. Pike schnarchte bereits, und ihre Mutter zog vorsichtig die müden Füße an sich und hielt sich still, trotz der übervollen Seele, um den schlafenden Machthaber nicht zu stören. Hatte sie doch auch der Freude genug an dem glänzenden Wagen mit Glasfenstern und weichen Polstern, und dankte Gott mit gefalteten Händen, daß sie nicht mehr, wie ehemals, auf einem Karren, unter einem zerlumpten Verdecke, auf Coulißen und Stangen zu sitzen brauchte, wenn's an eine Reise ging!

Das aber weiß Keiner, wie es dem armen Frank zu Muth war, als er am nächsten Morgen erwachte, Keiner, als wer selbst Gleiches erfahren. Er konnte den halben Mond und seine Erkerfenster nicht ansehen, auch seine Bücher in des Vaters Comptoir ekelten ihn an; am liebsten hätte er sich in einen Winkel gesetzt, um über Elly zu weinen, die er nun auf ewig verloren wähnte, oder um sich das schöne Haar auszuraufen, wie Mr. Bat das seiner Perrücke ausraufte, als ihm die Nachricht wurde, die Drummond sei durchgegangen. „Mein Ruin ist da!“ schrie er. „Ich stürze mich in's Wasser!“ Auch stürzte er — in der Zerstreung vermuthlich — das Wasser, gebranntes nämlich, in sich. „Die undankbare Brut! Wie mein Kind hab' ich sie gehalten! Gestern fünfzehn Schilling drei Pence, und heute durchgegangen! Ich bin ein unglücklicher Mann!“

Master Samuel Bat, tröste Dich! denn Einer ist noch unglücklicher, als Du, der arme, verlassene Frank!

2.

**Der Sommer.**

Wer hätte — etwa fünf Jahre später — in der stolzen und gebieterischen Schönheit, welche, strahlend von dem Feuer ächter Brillanten, rauschend in Seide und Atlas, duftend von allen Schönheitswassern aller Royal perfumers von Westend, in dem Rout der Herzogin von Devonshire die erste Rolle noch entschiedener spielte, als Abends zuvor in der großen Oper, wer hätte in ihr Ellenor, das Kind der Wäscherin und die Heldin der Scheunen innerhalb Yorkshires, wiedererkannt?

Es war nach Mitternacht, als ihr Wagen am Portal des herzoglichen Hotels vorfuhr. „Donna Elena,“ flüsterte, zischelte, rieselte es durch alle Säle, worin das high life von London eine zwar nicht attische, doch englische Nacht feierte. Die Damen entfärbten sich, trotz Karmin, die Herren sprangen von ihren Whisttischen auf, die Tänzer vergaßen anzutreten, Alles eilte an die Thüre, wo die Dame des Hauses, die Herzogin, welche die Mehrzahl ihrer Gäste kaum gesehen hatte, die Eintretende eben empfing, umarmte, küßte. „Sie Böse, so spät?“ sagte sie, und Elena (denn so war ihr „Ellenor“ bühnengerecht

gemacht worden) beklagte, daß sie erst bei zwei anderen Soirées hätte anfahren müssen, um sich wenigstens zu zeigen.

Nun umringte das schöne Weib ein Kreis von Planeten und Trabanten, den sie, als ob es so sein müßte, zu lenken und zu halten mußte. Die Damen fragten nach ihrer letzten Garderobe, und wer ihr die allerliebste Coiffure angegeben, die Herren priesen ihre letzte Partie. Alle hatten nur für sie Augen, um zu sehen, Ohren, um auf ihre leisesten, leicht hingeworfenen Worte zu hören, Lippen, um den Saum ihres Shawls zu küssen, Rücken, um orientalisches zur Erde zu stürzen, wenn ihre Finger den blitzenden Fächer einmal fallen ließen.

Und Elena?

Sie schien dieser Triumphes eben so gewohnt zu sein, sie nahm diese Huldigungen eben so gleichgiltig hin, als ehemals die der Landedelleute und Kaufmannsdiener in Yorkshire. Ja, als sie kaum eine halbe Stunde in dem Rout umhergesehen, gegangen, geplaudert, gähnte sie ganz unverhohlen und suchte mit müden Augen die Thür. Ihr Gesicht war bleich, aber schön. Das rothe Rosenknöspschen von früher war aufgeschlossen, nicht zu einer glühenden Centifolie, sondern zu einer zartweißen, nur mit lindem Roth angehauchten Blüthe. Die Augen waren noch blau und groß, wie ehemals, hatten sie auch an Glanz und an heiterem, kindlichem Ausdruck verloren. Um die feingeschnittenen Lippen, mit deren Tönen sie jetzt die ganze fashionable Welt von Altengland begeisterte, spielten, wie kleine Schlangen im Paradiese, einzelne Fältlein und versteckte Züge der Uebersättigung, des Hohnes, des

Stolzes, — Furchen, welche nicht das Alter, sondern das Leben, nicht Mangel, sondern Ueberfluß gegraben.

So stand Elena, einen Augenblick nachdenklich und stumm, in dem Kreise ihrer Verehrer da. Was sie umgab, hatte sie scheinbar vergessen; die Augen starrten gedankenlos in den lauten Menschenknäuel hinein, der Kopf senkte sich in anmuthiger Neigung zur linken Schulter herab, so daß die funkelnden Geschmeide des Ohres die entblößte Achsel flammend zu küssen schienen, und mit der einen Hand zerpflückte sie spielend den weißen, fett abgestreiften Handschuh der anderen. Ein ehrfurchtsvolles Schweigen begleitete die Träumereien der Angebeteten. Keiner wagte sie zu stören, wie angelegentlich man sich auch noch jüngst um ein Wort von ihr bemüht hatte; Elena konnte sich allein wähnen mitten im Geräusche der großen Welt.

Auf einmal, gerade in dieser Meeresstille, klang ein Ton, dem Wachtelschlage täuschend ähnlich, von der Straße zu dem Fenster, an welchem Elena mit dem Rücken lehnte. Niemand außer ihr hatte den bedeutungslosen Klang gehört, Niemand beachtet. Am wenigsten aber hätte Jemand ahnen mögen, daß dieser Wachtelschlag der Grund der tiefen Ohnmacht war, in die Elena mit einem Male verfiel. Ein leiser, nur halb unterdrückter Angstschrei bebte aus ihrem Munde, die ganze Gestalt glitt zusammen. Um sie rief es nach Hilfe, nach Wasser, nach Wagen, die ganze Gesellschaft drängte sich an die Mische heran, wohin einige Glückliche die Besinnungslose getragen hatten. Ein plötzliches Unwohlsein, hieß es, dessen Veranlassung man nicht wisse, vielleicht ein

Schwindel, ein Nervenanschlag. Elena ward nur noch interessanter durch diese Unpäßlichkeit, wie durch ihre zeitweiligen Zerstreungen in großen Zirkeln. Die Männer fanden darin pikante Räthsel ihrer künstlerischen und originellen Natur, und die Frauen ärgerten sich, daß sie es mit der bestvorbereiteten und regelrecht durchgeführten Ohnmacht nicht so weit bringen konnten, wie die Theaterprinzessin durch einen ganz natürlichen Zufall.

Als Elena die Augen matt wieder aufschlug, begegnete ihr erster Blick dem eines jungen, schönen Mannes, welcher angstvoll ihr Antlitz zu bewachen schien. Er kniete dem Fauteuil zunächst, wohin man sie geführt hatte, und seine Hand hatte die ihrige ergriffen, um die stockenden Pulse mit stärkenden Wassern zu reiben. Elena's nächste Bewegung war, ihren Arm aus der Hand des Dienstfertigen zu reißen; gestärkt stand sie auf und sprach mit einem strengen Blicke auf den sich tief vor ihr Neigenden: „Ich danke Ihnen, Sir Charles! Sie sehen, ich bedarf Ihrer Hilfe nicht mehr. Lassen Sie mich!“ Ohne sich weiter zu verabschieden, rauchte sie zum Zimmer hinaus und saß in wenig Augenblicken in ihrem Wagen.

Sie hatte nicht bemerken können, daß außer dem Sakaien noch ein Mann hinten auf den Tritt des Wagens sprang. Als sie ausstieg, öffnete er den Schlag; das Licht der Gaslaterne fiel gerade auf sein Gesicht, wie sehr er es auch zu verstecken beflissen war. Elena erkannte wiederum Sir Charles und sagte sehr bestimmt zu dem Sakaien: „John, Ihr verlaßt morgen mein Haus!“ Dann zu dem demüthig aufblickenden Verehrer gewandt,

fügte sie hinzu, die Treppe hinaufeilend: „Ich möchte Ihnen, Sir Charles, den Abschied damit auch gegeben haben.“ Die Thüre fiel hinter ihr zu, Sir Charles stand bestürzt da und rannte, als er sich besann, heftig gegen einen jungen Mann, welcher unter Ellena's Fenstern auf- und niederging. „Entschuldigen Sie!“ sagte Sir Charles zu dem Fremden; dieser schwieg und hüllte sich tiefer in seinen Mantel.

Während am Morgen nach dem Rout der Herzogin in allen Häusern von der Ohnmacht der Donna Ellena gesprochen wurde, dehnte sich diese noch gemächlich in ihrem Bette aus, die verschlafenen Augen reibend, und, wie nach einem bösen Traum, um sich herschauend. „Er kann es nicht gewesen sein,“ sagte sie beschwichtigend zu sich selbst, „wie käme der arme, blöde Junge hierher? Es giebt ja der Wachteln in Käfigen genug. Ich habe eine solche gehört oder auch nur zu hören geglaubt. Er kann's nicht sein.“

Mit diesem tröstlichen Resultate schob sie die rothseidenen Gardinen zurück und griff nach der Klingel auf dem Nachttische. Sie zankte mit dem Kammermädchen wegen der Unordnung in ihrem Schlafzimmer; auf dem Bärenfell vor dem Bette standen, in der Hast abgeworfen, zertreten, verknittert, die weißen Atlaschuhe, alle Schiebladen ihrer Tische und Kommoden waren ausgezogen, Kleider auf den Stühlen zerstreut, Flacons umgestoßen, kurz das Boudoir sah ganz so aus, wie das einer Dame von Stande nach einer Ballnacht. Das Kammermädchen meldete, ein junger Mensch sei schon ein dutzend Mal dagewesen, und zwar um neun Uhr, da sie selbst

eben aufgestanden, zum ersten Male; seinen Namen habe er nicht abgeben wollen. Elena zitterte. „Wie sah er aus?“ — „Nicht übel, Donna Elena! Schlank, wohlgebaut.“ — „Viel Farbe?“ — „Im Gegentheil, bleich und leidend.“ — „Der Anzug?“ — „Etwas abgerissen.“ — „Er ist es nicht,“ seufzte die Erleichterte, und hieß das Kammermädchen den Fremden abweisen bis zu einer besseren Zeit.

Elena trank Chocolate und ließ sich dabei zum ersten Male ankleiden, als Mr. Pike gemeldet wurde. Verdrießlich begrüßte sie den mit tiefer Verbeugung Eintretenden. „Wieder Noten?“ rief sie ihm barsch entgegen, auf einen Stoß Papier unter seinem Arme deutend. „Eine glänzende Partie, Madonna! Ganz für Sie gemacht! Dinorah! Geht in vier Wochen in Scene. Fehlt nur noch an Ihnen.“ — „Vier Wochen? Pike, sind Sie rasend? Den Stoß in vier Wochen? Nicht in eben so viel Monaten, sage ich Ihnen.“ — „Aber Madonna, unser Contract —“ „Ist aufgehoben, sobald Sie anders wollen, als ich will, verstanden, Mr. Pike?“ — Er schwieg und spielte verlegen mit seinem Hut, den er, demüthig an der Thüre stehend, in den Händen drehte.

„Lieber als Magd in einem Kuhstalle dienen oder als Gouvernante bei einer reisenden Familie, ja, bei Gott! lieber einen alten Ehekrüppel in Asthma und Podagra verpflegen, als sich an Sie vermietzen, Pike! Das ist schlimmer als Arbeit in den Bergwerken von Cornwallis, schlimmer als Rudern auf der Galeere!“ Sie schwieg erschöpft.



„Madonna werden sich erinnern,“ hub der Director wehmüthig an, „was Sie vor fünf Jahren, indem ich, weil Sie —“

Elena war langsam aufgestanden. „Pike!“ sagte sie, dem Erschrockenen zornbleich und bebend in's Auge blickend, „Pike! Noch ein Wort von jener Zeit, und mein Name hat zum letzten Mal auf Ihren Betteln gestanden. Ja, ich war ein elender Rekrut, als Sie mich in einer bösen Stunde listig und um ein Sündengeld anwarben. Aber, Mann des Jammers, wenn Du wüßtest —“ Sie brach ab, um in kaltem, stolzem Tone hinzuzusetzen: „Wer hat meine Carrière gemacht, ich, Sir, oder Sie? Suchen Sie sich eine Andere, die in drei Jahren Ihre prima donna wird aus einer umherziehenden Komödiantin. Sie haben mich lehren lassen, es ist wahr, aber wer pflückt die Früchte meiner Kunst? Gehen Sie, Pike, versuchen Sie es mit der Miß Myrtle, der steifen, englischen Theaterseuche, oder mit der verschmitzten, ausgefungenen Italienerin, oder mit wem Sie sonst wollen, versuchen Sie es, ob Sie auf Othello, eine alte Oper, die Ihnen keinen Penny kostet, dreitausend Pfund einnehmen! Gehen Sie!“

Sie wandte sich von dem Berknirschten ab und trat an ihre Toilette, das lange, goldene Haar losnestelnd, so daß es in vollen Wellen um das weiße Negligée fluthete. Pike versuchte noch einige Redensarten, allein die Sängerin that, als wisse sie nichts von seiner Anwesenheit. Nur als er, den Notenschloß leise auf ein Marmortischchen schiebend, mit vergeblichen Verbeugungen davonschleichen wollte, drehte sich Elena plötzlich um, welche ihn in dem

Toilettenspiegel genau beobachtet hatte. „Pike!“ rief sie, jedoch ohne ihn anzusehen, „die Dinorah dort nehmen Sie mit, sie wird in dieser Season nicht mehr sein, hören Sie?“ Der Theater-Unternehmer verbeugte sich tief. „Außerdem setzen Sie auf morgen ein anderes Stück an, ich bin unwohl und kann nicht singen. Nehmen Sie auch meinerwegen die Sophy statt meiner und sagen Sie dem Publikum, es sei auf meine Bitte geschehen.“ Sie winkte mit der Hand. Seufzend und mit einem giftigen Blick auf das Kind der Wäscherin steckte Mr. Pike die Partie wieder in die Seitentasche seines langen, weißen Ueberrockes und schied.

Ellena lachte ihm nach und blätterte in den Karten und Billets, die seit dem Morgen abgegeben worden waren. „Mylord Fitz-Man beehrt sich anzufragen, wie Donna Ellena —“ Sie warf das Billet gähnend auf die Erde; ein Duzend desselben Inhaltes folgten, noch einmal so viele Einladungen desgleichen, noch dreimal so viele Visitenkarten, alle mit männlichen Namen, die Ecken eingebogen, machten den Beschluß. Nur eine goldgeränderte, weiße, bescheidene behielt die Ueberhäufte sinnend in der Hand. Auf der einen stand Sir Charles' Name, ein Name, der der Sängerin eben so viel Stoff zum Nachdenken gab, als jedem Mädchen derjenige, welcher ein fremder ist und doch der ihrige einmal werden kann. Die Karte fiel in ihren Schooß, Ellena starrte wieder träumend vor sich hin. Sein oder Nichtsein? Sängerin oder Mylady? Pike's Sklavin oder Sir Charles' Despotin? Ellena wog beide Schalen mit unparteiischem Auge ab. Ihn lieben, — unmöglich; ihn heirathen, — leicht

Sie war entschlossen und wollte deßhalb, wie Weiber pflegen, nun auch eine Andere um Rath fragen.

In diesem gelegenen Augenblicke erschien Miß Sophy, die zweite Sängerin bei Mr. Pike, eine hübsche, aber unbedeutende Erscheinung neben Donna Elena, ihr Ersth, wenn es ihr selbst beliebte, krank zu sein oder in eine Abendpartie zu fahren, statt in's Theater, ihre Vertraute auf den Brettern und im Boudoir. In ihren treuen Busen schüttete Elena ihre Bekümmernisse und Zweifel aus; beide klagten einander ihr Leid über das Lästige ihres Berufes, die langweiligen Proben am Morgen, wo man, zitternd vor Frost und frühem Aufstehen unter den dunklen Coulissen umhertwankt, unter dem Arme Rollen und Noten, zur Hälfte albern, des einmaligen Lernens kaum werth, und zur anderen Hälfte über eine menschliche Kraft hinausgehend; die Spielabende selbst, da der Künstler vor einer unbekanntem und ungeliebten Masse steht, ob mit oder ohne Laune zur Darstellung, der Willkür jedes Matrosen auf der Gallerie preisgegeben, den Pfeilen einer parteiischen Kritik einerseits ausgesetzt und andererseits den Zudringlichkeiten vorlauter, anmaßender Wüßlinge.

Elena schauderte. „Und dann,“ so malte sie weiter aus, „nach dem Theater erschöpft und angegriffen, in die Soirée irgend eines abgeschmackten alten Weibes gezwungen und den Gästen als Rarität gezeigt werden, wie eine lachende Hyäne, Kunststücke machen, wie der Papagei auf seiner Stange, wie das auf den Hinterbeinen tanzende Ränguruh!“

„Ja,“ fuhr Sophy fort, „und Nachts um zwei Uhr

heimkehren mit Kopfweh und Migräne, auf dem Tisch eine neue Rolle finden, eine peremptorische Note vom Director, eine böshafte Kritik obendrein, die ein ungebildeter journalistischer Handlanger geschrieben hat, weil wir ihn zur Thüre hinauszewiesen, wie ein unverschämter Bettler es verdient. — Nein, meine theuerste Elena, Du bist zu gut für solch' ein Leben, zu schön für solche Strapazen, zu edel für solche Erniedrigungen!“

„Du schmeichelst, Sophy! Aber erst ihre Liebe! Was kann entseßlicher sein, als überschüttet werden mit ihren Anträgen? Da sieh!“ — Sie kramte aus ihrer Chatouille einen ganzen Stoß von Briefen aller Formen und Farben. — „Ein ruinirter Perrückenmacher bietet mir seine Hand, um mich als lebendiges Aushängeschild in sein Cabinet zu setzen. Das war Nummer eins, als ich eben meine ersten Lorbeeren erntete. Nummer zwei: ein Kaufmannslehrling aus dem tiefsten und schmutzigsten Gewölbe White-Chapels droht, im Tone Werther's, sich zu erschießen, wenn ich ihn nicht erhöre. Nummer drei, vier, fünf: desgleichen von ruinirten Wüßlingen. Nummer zehn: von einem Schriftsteller, der Hungers sterben will und mir Unsterblichkeit durch seinen Gänsekiel zuschwört, wenn ich ihm Brod gebe durch meine Stimme. Nummer zwanzig: ein Landedelmann, zwischen fünfzig und sechzig seinem eigenen Geständniß nach, behaftet mit einem, wie er sagt, gefahrlosen Husten . . . . O meine liebe Sophy, laß mich aufhören!“

Schwankend zwischen Weinen und Lachen schleuderte Elena die Papiere alle in's Kamin; nur ein weißes Blatt flog aus dem Stoße der übrigen heraus und fiel

zu Sophy's Füßen. „Sieh da!“ rief diese lebendig aus, „das Schicksal spricht!“ Sie bückte sich und hielt das gerettete Billet Ellena entgegen, und diese las am Schlusse mit einem halbfreudigen Erröthen den Namen „Sir Charles.“ Ihre Freundin klatschte jubelnd in die Hände: „Ja, das ist ein Mann für Dich. Ein Herz, das Dich anbetet, und sechzehntausend Pfund Revenüen.“

Sophy brach in ein übertriebenes Lob des Anbeters aus, malte mit glänzenden Sichten das Bild eines bequemen, ruhigen, sorglosen Lebens, die Reisen in Frankreich, Italien, Deutschland, das Glück, frei zu sein, im Theater selbst eine Loge zu besitzen, statt des abscheulichen, engen, heißen Garderobezimmers. „Nimm die Feder, jetzt im Augenblicke!“ Also drängte sie die schwach Widerstrebende. „Schreib' eine Antwort an Sir Charles! Laß Dich zu Deinem Glücke zwingen!“

Ellena ging zögernd an den Schreibtisch. Sie setzte sich, zerstampfte drei Federn, zerriß sechs Bogen des glatteften Mode-Papiers und kam am Ende mit einigen Zeilen, die natürlich als „in Eile hingeworfen“ bezeichnet wurden, zu Stande:

Ihre Freundin Sophy aber hatte die Schreibende mit Blicken eines endlich errungenen Triumphes von der Seite betrachtet; die Wangen glühten der schlauen Rednerin. Nun hatte sie es erreicht: Ellena trat von der Bühne ab, die Sonne verschwand, da war es Zeit für den Mond, aufzugehen. Das falsche Herz schlug ihr vor erwartender Freude, und mit einem verstellten Weileid, daß sie nun nicht nur ihre beste Freundin, sondern auch ihr erhabenes Vorbild in der Kunst verliere, empfing

Sophy das entscheidende Billet aus den Händen der Berrathenen.

Die Würfel lagen. Binnen einer Stunde flog Sir Charles zu den Füßen der jungen Sängerin, die ihr Schwanenlied in dem Briefe an ihn angestimmt hatte. Die Verlobung ward geschlossen, und während der entzückte Bräutigam in allen Läden und Gewölben der City umherstürmte, um Hochzeitsgeschenke einzukaufen, saß die Braut allein und stumm daheim an ihrem Mittagsmahl. Sie berührte die silbernen Schüsseln kaum, ein Wink gebot dem Diener abzuräumen, und Ellena fiel, den heißen Kopf fest in die Hände gepreßt, in ihren Divan, um Ruhe in einem unruhigen Schlummer, oder Abkühlung in heißen Thränen zu finden.

Wie verwundert war aber Donna Ellena, als sie, nach kurzer Rast die Augen wieder öffnend, zu ihren Füßen einen fremden Mann sitzen sah, den Rücken ihr zugekehrt! Sie fuhr erschreckt auf, und der seltsame Gast, durch das Geräusch aufmerksam gemacht, wandte sich um. „Guten Abend, Ell!“ sagte eine Stimme, wie aus der Gruft an ihr Ohr dringend. „Um Gotteswillen, Frank! Du hier? Wie kommst Du hierher?“ schrie sie auf. Der ehemals Geliebte lächelte zur Antwort bitter; sein Gesicht, so weit es die im Zimmer waltende Dämmerung erkennen ließ, war bleich, eingefallen, vor der Zeit gealtert. Ellinor ward bange in seiner Nähe, sie wollte ihre Zose und Licht herbeiflingeln; allein Frank drückte sie mit festem Arme zurück in den Divan. „Fürchte Dich nicht vor mir!“ sagte er. „Du meinst, ich sei wahnsinnig? Noch lange nicht! Ich komme nur, um

Abschied von Dir zu nehmen, da Du eine weite Reise auf den Continent vorhast, wie ich höre.“

Ellena wußte kein Wort zu erwidern. „Wie geht's Deinem Vater, Frank?“ fragte sie, um eine andere Saite anzuschlagen. „Weiß nicht,“ war seine Antwort, „habe den Friedensrichter nicht gesehen, seit ich vor einem Jahre seine Schwelle zum letzten Male überschritt.“

„Du bist nicht mehr daheim, Frank?“

„Meinst Du, ich hätte in dem Neste verschimmeln sollen? Ich bin Künstler geworden, Ell. Ein Jahr lang hab' ich mich bei wandernden Bühnen umhergetrieben, auch bei Mr. Bat spielte ich einige Male, weil der Komiker gestohlen hatte und deswegen fest saß. Gestern Abend aber habe ich in Covent-Garden debütiert.“

Ellenor wußte nicht, ob der Irrsinn aus dem Menschen redete oder die Wahrheit. Sie wagte es nicht zu fragen, und nach einer unheimlichen Pause fuhr Frank fort:

„Nicht alle Menschen haben Dein Glück, Ell! Ich ward im ersten Akt ausgelacht, was ich aber für ein günstiges Zeichen hielt, da ich den Falstaff hatte, im zweiten Akt piffen sie, im dritten mußte ich aufhören, weil eine Kartoffel mir gerade an die Nase flog, daß sie aufließ und stark blutete. Der Unternehmer sagte mir in's Gesicht, ich sei ein Tölpel, ohne das mindeste Talent, ich solle Stiefelpuzer werden oder Hausknecht in einer Vorstadts-Schenke.“

Ellenor war in der peinlichsten Lage. Allein mit dem seltsamen Menschen im dunkelnden Zimmer, während Sir Charles jede Minute zurückkommen konnte, wußte

sie nicht, was sie in ihrer Verwirrung beginnen sollte! „Frank,“ sagte sie endlich sehr weich, ihm die Hand darreichend, „hast Du denn auch an mich gedacht und an die alten Tage?“

Der Unglückliche schüttelte mit dem Kopfe. „O nein, Elly!“ sagte er, „so mußt Du nicht fragen. Du wirst ja nun eine Lady, Du gehst ab von den Brettern, die ich Deinetwegen betrat; o nein, Elly! — Aber,“ fügte er abbrechend hinzu, „wo ist denn Deine Mutter, Elly?“

Verlegen stammelte sie: „Ich habe ihr ein Häuschen in ihrer Heimath angekauft, da lebt sie. Die alte Frau paßte nicht in die Welt, sie verlangte selbst zurück, darum gab ich nach.“

Frank schwieg. „Du heißest nun nicht mehr Elly,“ hob er später wieder an, „jetzt bist Du Donna Elena, und binnen Kurzem titulirt man Dich Your Ladyship.“ Er fuhr heftig auf, sie am Arme emporreißend, daß sie schreiend sich an ihn klammerte. „Weib!“ sagte er zähneknirschend, „daß Du mich und in mir die heilige Liebe verrathen, verzeihe ich Dir. Daß Du Deine alte, hilflose Mutter aus dem Hause gestoßen, möge Dir Gott verzeihen. Aber, Weib! daß Du nun auch Deine Kunst, Deine göttliche Kunst verräthst, nicht um der Liebe willen, sondern aus schnödem Egoismus, das verzeihe ich Dir nicht, das kann Dir Gott noch weniger verzeihen!“

Jammernd wand sich die Entsetzte zu den Füßen Frank's, als ob sein Fluch sie getroffen. Er sah starr auf sie herab und hielt sie an beiden Armen fest.



„Sträube Dich nicht,“ sagte er, „rufe auch nicht nach Deinen Kreaturen. Es würde nichts frommen. Ich habe den Vorfaal zugeriegelt.“

„Allmächtiger Gott, ich bin verloren,“ stöhnte Elena unter seinen Händen. Dann aber kam ihr, wie ein Blitzstrahl, eine rettende Idee. Sie richtete sich leise auf und flüsterte, ganz mit dem Tone aus der alten Zeit, ihm in's Ohr: „Frank, wenn das Theater aus ist, ich warte am Brunnen.“ Diese Worte hatten eine magische Gewalt auf seine zerstörte Seele. Er lachte, er weinte, plötzlich gab er sogar sein altes Zeichen, den Wachtelschlag, von sich, und als träte er oben in das Erkerstüblein des halben Mondes, warf er sich, laut schluchzend, an ihren Hals, sie mit Küffen und Thränen überströmend.

In diesem kritischen Augenblicke tönte Sir Charles Stimme draußen auf dem Gange, die Jose klopfte an die Thüre des Vorzimmers. „Frank,“ flüsterte Elena, in ihrer Besinnungslosigkeit erfinderisch: „Mr. Wat ist draußen, mir meine Gage zu bringen. Schleiche Dich weg; morgen Abend wieder!“

Der Unglückliche nickte, küßte sie noch einmal, und ging auf den Behen hinaus. Er riegelte den Vorfaal auf, schlüpfte wie ein Schatten an dem verwunderten Sir Charles vorüber und war in drei Sätzen die Stiege hinab.

Sir Charles trat befremdet, aber mit dem seligsten Bräutigams-Gefühle im Herzen, und alle Hände voll Cartons und Schachteln, in Elena's Zimmer. „Wie, meine Theure! Ohne Licht?“ fragte er. Keine Ant-

wort. Erschrocken sah der Baronet umher, Elena war verschwunden. Erst als das Kammermädchen mit dem Armleuchter kam, fand man sie leblos auf dem Teppich ausgestreckt, die schönen Hände krampfhaft auf der Brust gefaltet.

---

3.

### Der Herbst.

Ein Zwischenakt von drei Jahren! Während dessen war Elinor oder Elena Lady geworden, war an Bord des französischen Packetbootes, war in Paris, mit englischer Geschwindigkeit über die Alpen, durch die Combardei, im Mailänder Dom, in den Marmorpalästen von Florenz, unter den Trümmern des Kapitols, am Golf von Neapel, in der Unterwelt sogar bei den Todten zu Herculenum und Pompeji gewesen, hatte die Schweiz und Deutschland bereist, in Petersburg überwintert; Alles das so rasch auf einander, daß ihr Kopf, schwindelnd von allem Neuen, sich zu drehen nicht aufhörte.

Sie erwachte in der ländlichen Einsamkeit eines reizenden Landgutes am Genfer See. Begeh, die Gletscher im Mondlicht, eine Fahrt auf den grünen Wellen, ein Blick in dichte, von reifen Trauben schwellende Rebhügel vermochten sie nicht wieder einzutwiegen, — der Traum war vorüber.

Es gibt, — erfahrene Leute wissen das! — zwei Welten, eine wirkliche und eine eingebildete. Das junge Ehepaar kehrte in demselben Augenblicke aus dieser in jene zurück; aber während sie in ihren Visionen eins gewesen waren, verloren sie sich in den festen Kreisen des Lebens, die für beide nicht mehr konzentrisch liefen. Sir Charles war edel, zart, freigebig, aufmerksam, wie zuvor. Aber seine Pferde, seine Jagden, sein Club, seine Politik theilten sich in die Seele, welche während des Traumes die Liebe allein besessen hatte. Alle regelmäßigen Grade der Leidenschaft waren von ihm durchgemacht worden. Er befand sich jetzt gerade in der gemäßigten Temperatur, die einen vortrefflichen Ehemann abgiebt.

Seine Gemahlin hing ihm treu an, wie in den ersten Tagen ihrer Ehe; desungeachtet welkte sie ab. Die Rosen ihrer Wangen bleichten; inmitten aller Genüsse und an der reichsten Lebensquelle war sie, unbewußt vielleicht, mißvergnügt.

Einen Abend saß sie in einem mit Pracht und mit Geschmack ausgestatteten Gartensaal, dessen Flügelthüren eine reizende Fernsicht in die vom Abendroth strahlende Herbstlandschaft öffneten. Ein mildes Wehen und der exotische Duft von tausend Blüthen strömte durch die hohen Räume des Gemaches, worin außer der Lady, welche auf einem Divan ausgestreckt lag, sich noch Eugenia, eine junge Verwandte von Sir Charles, befand. Ein unwillkürlicher Seufzer aus dem Munde der Ersteren zog Eugenia's Aufmerksamkeit an; verwundert ließ das junge Mädchen ihre Stickerei in den Schooß fallen und betrachtete theilnehmend ein Gesicht, auf welchem der Aus-

druck des tiefen und innigen Seelenschmerzes fetsam mit den höchsten Reizen kontrastirte. Die untergehende Sonne warf einen schwachen Schimmer auf die zarten Wangen, schier wie angestahlte Pflrsiche anzuschauen, und spielte in den Lichtern des reichen blonden Haares; die Lippen blaß, das Auge erloschen und halb geschlossen, die Hand, welche die Stirn stützte, feucht und durchsichtig — so saß die Lady da.

Erschrocken flog Eugenia auf sie zu, um zu fragen, ob sie sich unwohl fühle?

„Nein,“ war die Antwort, „niemals im Leben war ich von eigentlicher Krankheit freier als jetzt.“

„Hat Sir Charles Dir weh gethan?“

„Er ist der beste aller guten Ehemänner; und doch, Eugenia, fühle ich tief in mir eine unbeschreibliche Müdigkeit, eine Schwere aller Glieder, einen gänzlichen Mangel an Theilnahme für alles Aeußere. Ich glaube, Eugenia, ich werde bald sterben.“

Das Mädchen faßte in höchster Angst die Hand der Kranken und meinte tröstend, deren wilde, aber schwache Pulse wären eine Folge des heißen Tages. „Du solltest Dich mehr zerstreuen,“ rieth sie, „Gesellschaft bei uns sehen, lesen.“

Die Lady winkte abwehrend mit der Hand. Mehr für sich, als zu ihrer jungen Freundin sagte sie: „Drei Jahre lang hatte ich das heiterste Leben auf der Welt; kein Weib war glücklicher, als ich. Ich kannte das Gewicht eines Augenblicks nicht, wußte kaum dem Namen nach, was Langeweile sei, so lange ich —“ hier stockte die Stimme, — „so lange ich auf der Bühne war.“

Eugenia entgegnete: „Du überraschest mich; der Stand mag sein Angenehmes haben, allein die stete Mühe, die Arbeit —“

„Gar keine, gutes Kind! Oder wenn eine, nur die kleinste, durch stete Gewohnheit leicht gemachte. Das Repertoire bewegt sich ja immer in einem und demselben, ziemlich engen Kreise, und weder Librettisten noch Komponisten thun Wunder oder verlangen solche von ihren Interpreten.“

„Aber die lästigen Proben früh Morgens, wo man zitternd vor Frost auf den dunklen Brettern umhersteht, dann Abends das Erscheinen vor einer unbekanntem, ungeliebten Masse, die unnennbare Angst vor dem öffentlichen Auftreten, die Gefahr des Fiasko-Machens, die hämischen Pfeile einer parteiischen, unfähigen Kritik! — Ich bitte Dich, sind das nicht der Schatten genug?“

„Die Weiber sind in der Regel die muthigsten Kreaturen,“ entgegnete mit einem halben Lächeln die Kranke. „Oder meinst Du, es gehöre mehr Courage dazu, öffentlich auf die Bretter zu treten, welche die Welt nur bedeuten, als auf die, welche sie wirklich sind? In den Tanzsaal, um unerschrocken und standhaft einen Mann zu erjagen, in das Gesellschaftszimmer, nur sich den Vornetten der bössartigsten aller Kritiker, den neidischen Frauen, auszusetzen? Außerdem ist die Schauspielerin ja viel zu sehr mit ihrer Rolle beschäftigt, als daß sie der Operngucker aus dem ersten Range groß Acht haben könnte. Die Proben aber sind interessante originelle Scenen, voll eines Humors, wovon in keiner anderen Sphäre eine Ahnung lebt, lebendige Sommernachtsträume. Und der

Fiasco, oder gar die Kritik! Jener kommt ja immer auf Rechnung des Dichters, wenn man diese durch einige Schillinge auf seine Seite gezogen hat.“

„Aber wie unangenehm es sein mag, immer unter Schauspielern leben zu müssen, in einem widertwärtigen Netz von Rabale, Neid, Intrigue, am Rande der Gemeinheit und Lächerlichkeit, ausgeschlossen von der privilegierten Gesellschaft, sobald diese nicht des Künstlers zu einem Schaugerichte bedarf!“

„Welche Gesellschaft, liebe Eugenia, nennst Du die privilegierte?“ So fragte mit einem Anfluge von Hohn auf den schönen Lippen die ehemalige Schauspielerin. „Glaube mir, Gute, die ich alle Kreise durchlaufen habe, von dem dreier Bettelweiber in der Waschküche bis zu dem der Herzoginnen und Gräfinnen. Ich kenne Eure Welt so gut wie jede andere. Jene langweilige, ausgefahrene, werthlose, geistlose, herzlose Welt, wozu wir jetzt verdammt sind, woraus besteht sie denn? Untwissende junge Burschen auf der einen Seite, welche entweder selbst gähnen oder ihren Nächsten zum Gähnen zwingen. Schlechte alte Bursche auf der anderen, deren Fehler eben so ekelhaft sind, als ihre deutlich mit denselben gestempelten Gesichter. Weiber unter dreißig, deren Seele nur zwei Gedanken faßt, den an ihre eigenen Vorzüge und den um einen schuldenfreien Gatten. Weiber über dreißig, die genau eben so viele Ideen besitzen, nämlich eine nach Partien für ihre Töchter, Schwestern und Cousinen, und eine nach einem schlechten Rufe für alle Frauen, die jünger, klüger und reicher sind, als sie selber. O pfui über diese Welt! Nein, da ist mir das leichte, bewegliche Böklein,

welches ihr mit Nasenrümpfen „Komödianten“ betitelt, im Grunde zehntausend Mal lieber. Bei ihnen ist noch Verschiedenheit der Charaktere, Lebendigkeit und Leichtigkeit der Sitten, Witz, Laune, Originalität, oder in den Auserlesenen gar Talent, Genie, Poesie, Grazie; lauter Vorzüge, welche die tägliche Beschäftigung mit der Kunst und ein freies, harmloses Treiben innerhalb derselben ausbildet. Wahrhaftig, Eugenia! hüte Dich, daß ein Schauspieler einst Deine schlechte Meinung von seinem Stande an Deinem Herzen rächt; ein echter Künstler ist für ein Mädchen der gefährlichste Mann unter der Sonne.“

Die Lady war aufgestanden und ging mit großen, heftigen Schritten im Saale auf und nieder. Ihre junge Freundin verfolgte sie mit scheuen Blicken, als ob sie noch etwas auf dem Herzen hätte. Mit halber Stimme hob sie darauf an: „Aber würde nicht für Deine zarte und reizbare Natur ein so anstrengender Beruf, der Gesang in den häufigen Proben, das Spiel in schlecht verwahrten Häusern, die späten Nachtwachen auf die Dauer unerträglich geworden sein?“

„Ich habe nie gewußt, wie lästig späte Stunden sind, als bis ich es in der Welt der Herzoginnen lernen mußte,“ erwiderte mit einem leisen Gähnen die hartnäckige Vertheidigerin der Musen. „Gewöhnlich war ich, wenn es mir sonst beliebte, in einen gesunden Schlaf versunken, ehe noch irgend eine Dame von Stande in London den ersten Karmin für die erste Soirée auf ihre vergilbte Wange strich. Ach, Eugenia! Mein Schlummer selbst war Wonne. Die Bilder und Gespenster der großen

Welt umringten ihn nicht, kein Gedanke an eine verlorene Wette, an geheime Schulden, an Bankerott. Die Klänge der Bühne hallten melodisch in meinen Ohren nach, die Gestalten der Kunst, geschmückt mit allem Flitter und allem Duft, die ihnen der Schlaf doppelt gab, umschwebten mich. Und ich selbst mitten unter ihnen, eine Königin, eine Sylphe, in einer blühenden Rosenlaube oder auf einem Throne von Elfenbein, die Huldigungen von tausend knieenden Menschen hinnehmend, die ich bezaubert hatte.“

Die lebendige Phantasie der Redenden zündeten auf ihren Wangen und in den matten Augen das alte Feuer für einen Augenblick wieder an; wie eine Königin wirklich, oder eine Sylphe, verklärt im Licht ihrer Herrlichkeit, stand das Weib da, so schön und so groß, wie sie in ihren Frühlingstagen kaum gewesen.

„Ich muß den Streit aufgeben,“ sagte darum Eugenia, ihr lächelnd die Hand küssend; „denn wenn Du auf der Bühne so gefährlich aussiehst, als hier und in diesem Augenblick, so glaube ich gern, daß Du von tausend Knieenden und Bezauberten verfolgt wurdest.“

Die Geschmeichelte warf einen stillen Blick in den Spiegel, und ein noch glühenderes Erröthen, der Widerschein einer innerlichen Freude an sich selbst, malte ihre Wangen. Sie küßte Eugenie die Stirn und erwiderte, halb verschämt, halb drohend: „Weißt Du nicht, liebes Kind, daß noch keine unseres Geschlechts am Uebermaße fremder Huldigungen gestorben ist? Allein, glaube mir, der donnernde Applaus eines vollen Hauses, Lorbeerkränze, Gedichte, Bänder, die auf die Lieblinge des



Publikums herabregnen, die Schmeicheleien verliebter Weisen und Thoren, alle diese äußerlichen Triumphe der Kunst wiegen den Augenblick nicht auf, wo man sich selbst zufrieden sagen kann: Du hast etwas Rechtes geleistet! Die Freude am Schaffen, das Fortschreiten in der Kunst, die Erhebung und Erweiterung des ganzen inneren Horizontes, der Aufschwung über eine farge, in allerlei Hemmnissen befangene Welt, — sieh, meine theure Freundin! das sind Resultate, die in keinem anderen Leben zur Reife kommen, als in dem des Künstlers, des Künstlers im rechten und vollen Sinne. Wahrlich, das sind Hesperiden-Früchte, deren Keime auch meine Seele trieb, als ich noch das Kind der Wäscherin und prima donna einer vagirenden Komödianten-Bande war, Früchte, die ich eigensinnig wegstieß an jenem unseligen Abend“ —

Die Lady verstummte, bemerkend, daß sie in der Gegenwart einer nahen Verwandten ihres Gemahls zu weit gegangen war. Eine verlegene Pause trat ein, welche Eugenia dadurch unterbrach, daß sie ihrer Freundin, gezwungen scherzend, den Sieg zugestand und sich empfahl, um noch Toilette für eine Soirée zu machen, die gemeinschaftlich verabredet war. „Willst Du Dich, bis wir abfahren, unterhalten,“ sagte sie im Weggehen, „so blättere in den englischen Zeitungen, die der Bediente eben gebracht hat, unstreitig voll von Routs, Moden, Opern, Ankünften, Abreisen und anderen welthistorischen Interessen. Ich sende die Blätter.“

Eugenia ging.

Wie erstaunte sie, bei ihrer Rückkehr Nylady in

einem ganz veränderten Zustande wieder zu finden! Bleich, mit thränenfeuchten Wangen, die Verzweiflung des höchsten Schmerzes aus allen Zügen redend, so saß sie da und starrte mit glanzlosen Augen auf ein Zeitungsblatt, welches vor ihr auf dem Tische lag.

Besorgt und erschrocken eilte Eugenia zu der Beflagenswerthen, sie um den Grund dieser neuen Aufregung zu befragen. Statt aller Antwort wies die Lady auf eine Stelle des Papiers in ihrer Hand, und ihre Freundin erkannte, als sie sich begierig darüber beugte —

Was?

Nicht die Nachricht einer Schlacht, eines Schiffbruchs, nicht gefallene Aktien, nein, einige Worte, in einem kaum sichtbaren Winkel des großen Blattes, gedruckt mit kaum sichtbarer Petitschrift, hatten die Lady in jenen Zustand versetzt.

— „Gestern Abend war's, seit langer Zeit zum ersten Male wieder „Othello“ gegeben. Die liebenswürdige Miß Sophy Turner spielte und sang die Heldin der Oper mit dem allgemeinsten Beifall des zum Brechen vollen Hauses. Wenn schon nichts unser Andenken an ihre früheren, in jeder Hinsicht vollendeten Leistungen bei uns verdunkeln kann, so ist namentlich ohne Widerrede jene letztere das hellste Blatt in dem Lorbeer, der die schöne Stirn der erhabenen Bühnenkünstlerin ziert. Niemals ist die Desdemona auf der englischen Bühne so gespielt und so gesungen worden, wie gestern.“

„Da, da!“ rief die Lady aus, von Neuem unter einem heftigen Thränenschauer, indem sie der Lesenden das giftige Blatt aus den Händen riß, es zu Boden warf und in heftigster Wuth mit Füßen trat, „da sieh ein Beispiel des niedrigsten Verraths! Welch' eine ab-

scheuliche Creatur! Ich sehe jetzt klar ein, was ihre Absicht war, als sie mir den listigen Rath ertheilte. Gemeine Dirne! Im Wege stand ich ihr, los werden mußte sie mich — o, ich unglückseliges Weib!" Sie warf sich erschöpft auf den Divan und überließ sich den Ausbrüchen des schrankenlosesten Zornes gegen die falsche Freundin von ehedem.

Bergebens suchte Eugenia alles hervor, sie zu befänstigen. Als Sir Charles kam, die Damen zur Soirée abzuholen, fand er seine Gemahlin noch aufgelöst in Thränen, einer Ohnmacht nahe. „Geht Ihr, Alle beide,“ rief sie eigensinnig aus, „ich bleibe daheim; kann ich in einem solchen Zustande in der Welt erscheinen?“ Es half nichts, daß Sir Charles und Eugenia sich erboten, zu ihrer Unterhaltung ebenfalls daheim zu bleiben. „Wenn Euch mein Leben werth ist,“ gebot sie, „so fahrt im Augenblick und überlaßt mich mir selbst; Ihr seht ja, daß ich fast ersticke.“

Die Lady ward ruhiger, als sie sich allein sah. Je länger sie über ihre Gegenwart und Zukunft nachdachte, desto mehr traten diese in den Schatten gegen eine, in bitter-süßer Erinnerung verklärte Vergangenheit. Alle Bilder der letzteren tauchten lockend wieder empor; Frank, ihre erste Liebe, ihr stilles Glück, die Tage bei Mr. Bat, der schnell aufwuchernde Ruhm, der ihre Schritte begleitet hatte, — alles, alles drängte sich mit untwiderstehlicher Gewalt der zerrissenen Seele auf, und aus diesen Wirren trat ein einziger Gedanke, ein fester Entschluß leuchtend vor sie hin, — dem Pharus gleich, der in Sturmes-Nacht dem verzweifelnden Lootsen plötzlich

aufflammt und ihm weist, wo er ist und wohin er steuern muß.

Es war noch nicht zehn Uhr Abends, als eine Postchaise an dem Hinterthore der Villa hielt. Mylady's Kammermädchen trug weinend die letzten Schachteln und Kartons in den Wagen. Die andere Dienerschaft war außer dem Hause, zum Theil um Mylord und Eugenia zu erwarten. Alles begünstigte den hastigen Plan des seltsamen Weibes; binnen einer Stunde hatte sie ihr Eigenthum, Pretiosen, Garderobe u. s. w., zusammengerafft und saß, als ihr die Zofe meldete, es sei alles zu ihren Befehlen bereit, schon im vollständigen Reise-Anzug am Schreibtisch, um für ihren Gatten ein Wort der Aufklärung zurückzulassen. Ihre Pulse flogen, während die Feder über das glatte Papier tanzte. Ein rascher Blick über das Hingeworfene, keiner zum Abschiede in die noch jüngst so geliebten Umgebungen, zuletzt ein Sprung in den Wagen, — und Mylady war entflohen!

Erst am anderen Morgen fand Sir Charles, spät heimgekehrt, noch später erwacht, und durch Eugenia's Geschrei herbeigerufen, folgende Zeilen auf dem Tische seiner bisher noch nicht vermißten Gemahlin:

„Ich verlasse Dich mit Wehmuth, in Dankbarkeit aber entschlossen, getrieben von meinem Schicksal, der Stimme meines Berufs folgend. Der Kreis, in welchen Deine Liebe mich gezogen, war nie der meinige, ist und wird es nicht. Alles, was an ihn erinnert, werfe ich von mir, vertausche den echten Glanz und die Herrlichkeit der Lady wieder mit der Schminke und dem falschen

Namen einer Komödiantin. Ich danke Dir für alle Deine Liebe, obwohl dieselbe weder mich noch Dich glücklich gemacht hat. Träume nie eine Künstlerin von einem anderen Glück, einem anderen Ziel, als dem innerhalb ihres Talents, ihres Berufes, ihrer Gewohnheit liegenden! Es ist ein höchster Fluch, aber auch ein höchster Segen der Kunst, daß sie allmächtig ist, allein bindet und auf ewig; sie will ein ganzes Leben, nicht ein getheiltes. Ich versuche, ob sie eine entflohene, reuig zurückkehrende Tochter wieder annehmen will. Vollende sich ihr Segen an mir, oder, — den sie einst durch den geliebten Mund eines Wahnsinnigen auf mein schuldiges Haupt schleuderte, — ihr Fluch!"

Elinor.

---

4.

### Der Winter.

Wiederum sind drei Jahre vergangen. Da — es war zu Anfang der Sommer-Station der italienischen Oper in London, wo aus allen Theilen der drei britanischen Königreiche die müßigen Drohnen, vornehme Welt geheißen, in den ungeheuern Bientkorb an der Themse zurückkehrten, um sich zu amüsiren oder zu ruiniren, wie es gerade fiel — da ward eines Vormittags bei Mr. Pike, dem Unternehmer der Italian Opera, eine fremde Dame gemeldet, welche ihn in Angelegenheiten der Bühne, allein unter vier Augen, zu sprechen wünschte.

Mr. Pike saß, in seinem unsterblichen weißen Ueberrock, der jetzt zum Morgen-Negligé degradirt worden war, am Frühstücke. „Warten,“ schnauzte er dem Bedienten zu, ein großes Stück kalten Roastbeefs hastig hinunterschluckend, und fuhr, nach einem Zug aus dem mit funkelndem Portwein gefüllten Krystallbecher, murmelnd fort: „Bier Augen! Wird eine Choristin sein! Stimme probiren lassen!“ Nachdem er hierauf sein Dejeuner gemächlich beendigt hatte, lehnte er sich, wohlgefällig mit den verschwollenen Augen blinzeln und die Hände über dem sichtlich gesegneten Leibe gekreuzt, in dem Fauteuil zurück und rief dem harrenden Bedienten zu: „Soll hereinkommen!“

Es erschien eine verschleierte Dame von schlankem Wuchs, sehr bleich, so viel die schwarze Hülle erkennen ließ, sich mit Anstand verneigend. Mr. Pike blickte sie von der Seite an, wie Kenner thun, wenn ihnen ein Pferd zum Verkaufe angeboten wird. „Näher treten!“ schnob er.

Das Frauenzimmer trat im Gegentheil einen Schritt zurück, und eine schwache, aber wohl lautende Stimme sagte mit stolzer Betonung: „Ich habe, so scheint es, nicht mehr die Ehre, von Mr. Pike gekannt zu werden?“ Der Theater-Unternehmer legte gleichgiltig die Serviette weg und maß die Fragende vom Kopf bis zu den Zehen. Seine einzige Antwort war ein unverständliches Grunzen, welches nur die schüttelnde Bewegung der fleischigen Wangen und ein halbes Achselzucken als eine Verneinung erklärten.

Hierauf schlug die Dame ihren Schleier zurück. Eine

fliegende Röthe übergoß, aber nur eine Sekunde lang, die leichenblaffen Züge, und in den eingefallenen Augen loderte ein heftiger Blick des Unmuths. Sie schritt rasch auf Mr. Pike zu, und ihre Hand auf dessen Schulter legend, flüsterte sie ihm in's Ohr: „Ich bin Minor!“

Wie elektrisirt fuhr die lange Gestalt Mr. Pike's aus dem Armsessel in die Höhe. „Gott verd — Sie wären — In der That, Mylady“ — Er wußte nicht, ob er der kaum Wiedererkannten einen Stuhl bieten oder sie aus der Thür weisen sollte; denn noch konnte er ja nicht ahnen, ob sie ihn oder er sie brauchen würde!

„Nicht mehr diesen Titel, Sir!“ unterbrach Minor den Stammelnden. „Das Weib, welches Sie vor sich sehen, ist nicht die Gattin Sir Charles', sie ist die Schauspielerin, die Sängerin, die umherziehende Komödiantin, welche Sie vor zwölf Jahren aus dem „halben Mond“ entführten.“

Mr. Pike hatte ihr mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört, zugleich ihr Aeußeres, den Ausdruck ihrer Züge, die einfache Kleidung mit Späherblicken durchmusternd. „So, so!“ sagte er nach einer langen Pause, die Daumen sinnreich umeinander drehend. „Dieselbe, denke ich, die vor sechs Jahren Kontrakt brach, durchging, heirathete, he?“

„Mr. Pike!“ entgegnete bestimmt und scharf die Wiederkehrende, „ich ersuche Sie, nicht zu vergessen, daß Sir Charles damals Ihre Ansprüche an meine Person Ihnen auf eine mehr als großmüthige Weise abkaufte.“

Der Direktor wiegte sich ausweichend auf beiden Füßen.

„Alles Eins!“ sagte er. „Wissen Sie, daß ich um's

Haar Bankerott gemacht hätte, Thretwegen, he? Wissen Sie das? He?"

Ellinor lächelte, als sie erwiderte: „Lassen wir die Vergangenheit! Ich komme, um mich Ihnen von Neuem anzubieten.“ (Wie spitzten sich hier des Direktors Ohren!) „Sir Charles habe ich in Frieden Lebewohl gesagt, vor drei Jahren schon. Ich konnte nicht — die Kunst hatte — Genug, Mr. Pike, denn Ihnen würde ich meine Gründe doch nie deutlich machen können, ich fühlte, daß die Rückkehr auf die Bretter Bedingung meines Lebens, meines Glückes sei. Aus der Schweiz wollte ich im Fluge nach England zurückkehren, als mich unterwegs eine hitzige Krankheit, die in ein schleichendes Fieber endete, überfiel. Pike! Drei Jahre lang habe ich unter fremden Menschen, mit einem erborgten Namen gelebt, von dem Ertrage meiner Juwelen, meiner Garderobe.“

Ellinor stockte; eine brennende Röthe, ob Scham, ob Stolz? übergieß ihre Wangen, und sie schloß: „Ich kehre arm zu Ihnen zurück, Pike, arm, wie Sie mich einst gefunden. Können unsere Wege wieder zusammengehen?“

Mr. Pike gab ihr keine Silbe zurück. Die Hände auf dem Hintertheil des weißen Ueberrocks gekreuzt, stieg er in langen Schritten im Zimmer auf und ab, die Erwartungsvolle von Zeit zu Zeit fest ansehend, dann wieder in sich gekehrt, unverständliche Worte in den Bart murmelnd. Um seine Lippen spielte ein schlauer Calcül. Drei Jahre fort, drei Jahre krank, heruntergekommen, wenig Aeußeres mehr, gesunkene Stimme, vergessen beim Publikum . . . Arme Ellinor, Deine Schale flog hoch auf! Aber: Gattin eines Sir Charles, dem Manne



durchgegangen, geheimnißvolles Verschwinden, Skandal, Neuigkeit des Tages, — er war entschlossen. Gedehnt und doch abgerissen warf er an Ellinor, die vor Entzündung zitterte, folgende Phrasen hin: „Erstes Fach sehr gut besetzt. Miß Sophy Turner, alle Zeitungen voll. Achtmal vorgestern gerufen.“

„Pike!“ unterbrach ihn Ellinor, „nennen Sie mir den verhaßten Namen nicht; ich weiß alles. Ein Wort, ja oder nein; kann ich in nächster Woche die Desdemona spielen?“

„Gemach, gemach!“ erwiderte der Unererschütterliche und setzte seine Gänge lange schweigend fort. „Ich will Ihnen 'was sagen,“ hob er hierauf wieder an. „Nothing like trying,“ sagt das Sprichwort, he? Wir probiren's. Mittwoch die Oper. Sie spielen. Fiasko gemacht, keinen Penny Spielhonorar; Furore, wieder prima donna. Mittelweg — nichts. Was sagen Sie? Antworten! He?“

Ellinor sagte nichts. Sie hielt ihre Hand hin, von der sie den Glacéhandschuh abgezogen hatte. — Ach, aber wie dünn, wie bleich, wie kalt waren die Finger geworden, dieselben, welche vor sechs Jahren ein ganzes Heer alter und junger Gecken begeistert hatten, als sie auf dem Rout aus der glänzenden Hülle geflogen kamen, wie weiße, weiche Tauben aus ihrem weißen Hause. Mr. Pike schlug ein mit einem derben Top, woraus eine mühsam verhehlte Freude emporblitzte.

Der Mittwoch kam. Aber schon am Montag, am Dienstag und am Morgen des verhängnißvollen Mittwochs stand in allen Zeitungen, an allen Straßenecken, in allen Cafés, vor jedem Laden, in Buchstaben aller

Größen und aller Farben die Nachricht: „daß Mittwoch, den 5. Mai Donna Ellena, seit sechs Jahren der Kunst und einem verehrlichen Publikum entfremdet, in der Rolle der Desdemona wieder debutiren werde.“ Worauf die Bilderkrämer das Portrait der „ersten Künstlerin“ sammt Facsimile, die Modistinnen ihre Blondes à la Donna Ellena, die Musikalien-Buden ihre Ellena-Phantasieen aus dem dunklen Fache der Ladenhüter wieder emsiglich an's Licht zogen.

Als Ellinor um acht Uhr Abends in das Theater fuhr, war noch kein Portrait verkauft. Ein böses Zeichen. Aber nicht dieses beklemmte ihr das Herz, denn sie wußte es ja nicht; nur der Tag hatte sie seltsam erschüttert. Der fünfte Mai! An demselben — dreizehn Jahre früher — beschritt sie zum ersten Male die Bühne, in der Scheune, wo Mr. Bat „die verlorene, aber glücklich wiedergefundene Tochter, Melodram aus dem Französischen, mit sieben Verwandlungen und einer bengalischen Flamme zum Beschluß“ vor einem entzückten Publikum von Bierbrauern und Viehhändlern aufführen ließ. Damals hatten die Bierbrauer, wie die Viehhändler ihres Beifalls kein Ende finden können, als die bengalische Flamme, worin das enge und überfüllte Haus um ein kleines erstickt wäre, das engelschöne Kindergezicht Ellinor's hell bestrahlte; denn damals war Ellinor eben dreizehn Jahre alt geworden. Heute zählte sie deren mehr als sechs und zwanzig, aber schwerer als deren Wucht fielen ihre Leiden, ihre Kämpfe, ihre Schmerzen in's Gewicht. Die Rosen waren erblichen, der Schmelz der silbernen Stimme abgestreift,

die Grazie der Jugend verdrängt von dem geschulten Anstande, — wehe Dir, Ellinor!

Mr. Pike lugte durch das Loch, welches sehr künstlich in der auf dem Vorhang gemalten Lyra angebracht war. Seine Stirn zog sich in finstere Falten. „Schlechtes Haus!“ murmelte er, die Einnahme flüchtig überschlagend. „Ist nichts mit ihr!“

Die Overture fing an, der Vorhang rauschte auf, die ersten Scenen des Chors gingen vorüber. Der Souffleur klingelt zur Verwandlung, der Hintergrund trennt sich, — da steht Desdemona-Elena, bleich unter der Schminke, keinen Athemzug in der Brust, schwindelnd bei den Lampen, den Orchestertönen, da steht sie . . . .

Im Hause eine Todtenstille!

Die große Arie beginnt — Todtenstille!

Die große Arie endet, Desdemona schwankt in die Coulotte — Todtenstille!

Dort bricht sie ohnmächtig zusammen. Der Regisseur muß hinaustreten: „Ein verehrungswürdiges Publikum wird höflichst gebeten, eine kleine Unterbrechung, veranlaßt durch plötzliches Unwohlsein der Donna Elena, geneigtest zu entschuldigen.“ Ein kaum unterdrücktes Murmeln läuft durch die Gallerien, von der höchsten schrillt sogar, hell und scharf, ein Pfennigs-Pfeifchen, dessen Klang Elena, die zum Bewußtsein allmählich zurückkehrende, gastlich begrüßt.

Sie lächelte — o, mit einer unaussprechlichen Bitterkeit lächelte sie, als die Arme ihres Kammermädchens sie hilfreich aufrichteten. Alle Uebrigen hatten sie verlassen; den Sängern und Sängerinnen war sie persön-

lich nicht bekannt, da Mr. Pike seine Oper seit den sechs Jahren ihrer Abwesenheit neu rekrutirt hatte. Der einzige Name aus alter Zeit war ein von ihr unsäglich gehaßter, und seine Besitzerin hatte Ellinor mit dem ersten Blick, den sie von der Bühne auf das Publikum warf, in einer Loge des ersten Ranges bemerkt. Sie erkannte, wie Miß Sophy Turner, als ihr Operngucker den Augen der „Freundin“ begegnete, das stolze, mit wehenden Federn und funkelnden Diamanten geschmückte Haupt gleichgiltig abwendete und, den Rücken der Bühne zukehrt, ein ziemlich lautes Gespräch mit den um sie gaukelnden Gentlemen anspann.

Wie natürlich, wie so ganz natürlich! Sonderbares Weib, Du dort hinter den Coulissen, warum droht Dir Dein Herz zu brechen bei Dingen, die alle Tage passiren, die Du vor sechs Jahren nicht um ein Haar breit anders gemacht haben würdest? Bedenkst Du denn nicht, sonderbares Weib, daß sechs Jahre eine Ewigkeit sind für die große Welt von London, die in einem einzigen Raut oft Jahrhunderte von Langweile gähmend durchwacht? Sechs Jahre! Binnen diesen sechs Jahren war das Publikum der ersten Logen ein anderes geworden; vielleicht daß kaum ein Duzend von den da droben Dich einst gekannt hatte. Und wenn auch. Wendert denn ein Publikum seinen Geschmack nicht, seine Moden, seine Vergnügungen, seine Lieblinge? Der Künstler, welcher ihm Zeit und Kraft und Geist und Blut und Jugend und Leben hintwirft, um einen seiner müßigen Augenblicke auszufüllen, hat er ein weiteres Recht, als das auf einen flüchtigen Namen, den die Welle einer Woche verwäscht, wenn ihn nicht am

zweiten Tage schon ein anderer verdrängt? Zudem, es saßen ja vertheilt im ganzen Hause, wie Scharfschützen im grünen Busch, die „Pappenheimer“ der Miß Sophy Turner, ihre geschworene Garde, angeworben durch Geld auf der höchsten Gallerie, durch Gesang auf der mittleren, durch etwas noch Kostbareres im Parquet, von ihr genau beordert, nicht zum Los schlagen bei dem ersten Auftreten einer wie ein Gespenst gefürchteten Nebenbuhlerin, sondern zu jener viel tiefer dringenden Stille eines Leichenhauses, welche sich dann im umgekehrten Verhältniß mit dem Verdienst der Singenden zum Murmeln, Lächeln, Zischen, Stampfen, Brüllen, Werfen steigern sollte.

Ellinor, und Du wunderst Dich? Du weinst, daß die reizende Lauge Deiner Thränen den Karmin anfrißt, Du sinkst ohnmächtig nieder, obgleich kein Arm bereit ist — statt der Hunderte von ehedem — Dich aufzufangen? Ellinor, bist Du denn wirklich gewesen, was man eine Künstlerin nennt, hast bei Mr. Bat und Mr. Pike die Kunst gelernt und geübt, und wunderst Dich bei ihren aller-alltäglichsten Erscheinungen? —

Aber nein, sie wunderte sich nicht mehr. Eine ganz andere, raffte sie sich vom Boden auf, die Augen funkelten, der Busen flog, und so trat sie hinaus auf den Kampfplatz. Und wie vor der Sonne die Nebel fliehen, einer nach dem anderen, geballt, zerrissen, sich scheu in Klüften verkriechend, so flohen vor ihrer Kunst, der allmächtig wiedergeborenen, die Schatten der letzten sechs Jahre. Sie war wieder jung, ihre Stimme klang wieder in alter Frische, ein Blick nach dem anderen flog, magnetisch angezogen, von allen Seiten des überraschten Publikums auf

die Bühne, und Miß Sophy's Gesicht ward immer dunkler, Mr. Pike's Antlitz immer strahlender, je höher sich der Schwan Ellena schwang. Mit einem donnernden „Da capo!“ begrüßte man den Gesang von der Weide. Ellena lächelte und gehorchte. Daß ihr die Kraft innerlich zusammenbrach, wie sie dem unbilligen Enthusiasmus des englischen Kunstpöbels dies Opfer brachte, das gewahrte sie kaum; sie fühlte sich wohl, frei, stark und selig.

„Pike!“ sagte sie, als der Vorhang gefallen und sie zweimal gerufen worden war, „Pike! wünschen Sie mir Glück! Ich habe mich wieder!“

Das Gesicht des Direktors sah ungefähr aus, als ob er sich eben nicht Glück wünschen möchte, daß er sie wieder hätte; indessen begnügte er sich, ihr in seiner Weise zu sagen: „Denken Sie an den Kontrakt! Fiasco — keinen Penny, Furore — Prima Donna! He?“

Erst das Ende der Vorstellung sollte die Entscheidung bringen. Bis dahin hatten beide Theile, die regelmäßige Claque des Hauses und Miß Turner's geworbene „Römer“ ihre Kräfte gespart. Als der Vorhang zum letzten Male gefallen war, brach der Kampf entfesselt los, mit aller Hefigkeit und Rohheit, deren ein englisches Publikum fähig ist, selbst in dem vornehmsten Kunsttempel, dessen oberen Ränge nur in strengster Soirée-Toilette, die Herren im Frack und in weißer Cravatte erscheinen dürfen, während hoch oben, unter dem Kronenleuchter, und tief hinten, im Steh-Parterre, ein wilder Haufe des niedrigsten Straßenpöbels zum Faustkampf für und wider losgelassen wird. Ein ortskundiges Auge hätte wahrnehmen können, wie auf ein kaum merkliches Signal, von Miß Turner

durch ein diskretes Fächerspiel gegeben, der Angriff eingeleitet wurde. Vereinzelte Stimmen hatten die Debutantin hervorgerufen, einige Duzend kräftiger Hände klatschten Beifall. Dagegen erhob sich ein wachsendes, wüthendes Zischen, wüstes Getrampel mit den Füßen, höhnisches Gelächter von verschiedenen Seiten des Hauses. Die Heldin des Abends, eine sehr passive Heldin, auf der Bühne, dem Gebot des Regisseurs gemäß, erschienen, hielt eine Zeit lang tapfer Stand. Sie wankte erst, als von links und von rechts einige schrille, lang gezogene Piffe ertönten, untermischt mit ungemein natürlichen Nachahmungen eines Katzenkonzerts, auch Hundegeheul und Hahenschrei, und brach zusammen, wie vom Blitze getroffen, da ein heller Wachtelschlag von der obersten Gallerie herab in den Höllenlärm fiel. „Frank!“ schrie sie auf mit herzzerreißendem Jammerton und sank bewußtlos nieder. Ob es Frank gewesen? Warum nicht? Wenn er nicht inzwischen in einem Arbeits- oder Armenhause verkommen — ! — Die Stimme Frank's, ihres Gewissens, ihres Schicksals!

Tiefe Stille nach dem chaotischen Loben. Der Vorhang fiel rasch; die Lichter erloschen, der Zuschauerraum begann sich zu leeren. Auf der Bühne hatten ein paar mitleidige Arme die ohnmächtige Desdemona auf ihrem Theaterbett sanft niedergelegt, während die Mehrzahl mit gleichgültigem Achselzucken davonging. Zu Füßen des Lagers kniete, händeringend, wehklagend, die Kammerfrau Ellinor's. An der Seite stand, ihre kalte Hand in der seinen, der Theaterarzt. Der weiße Rock Master Pike's

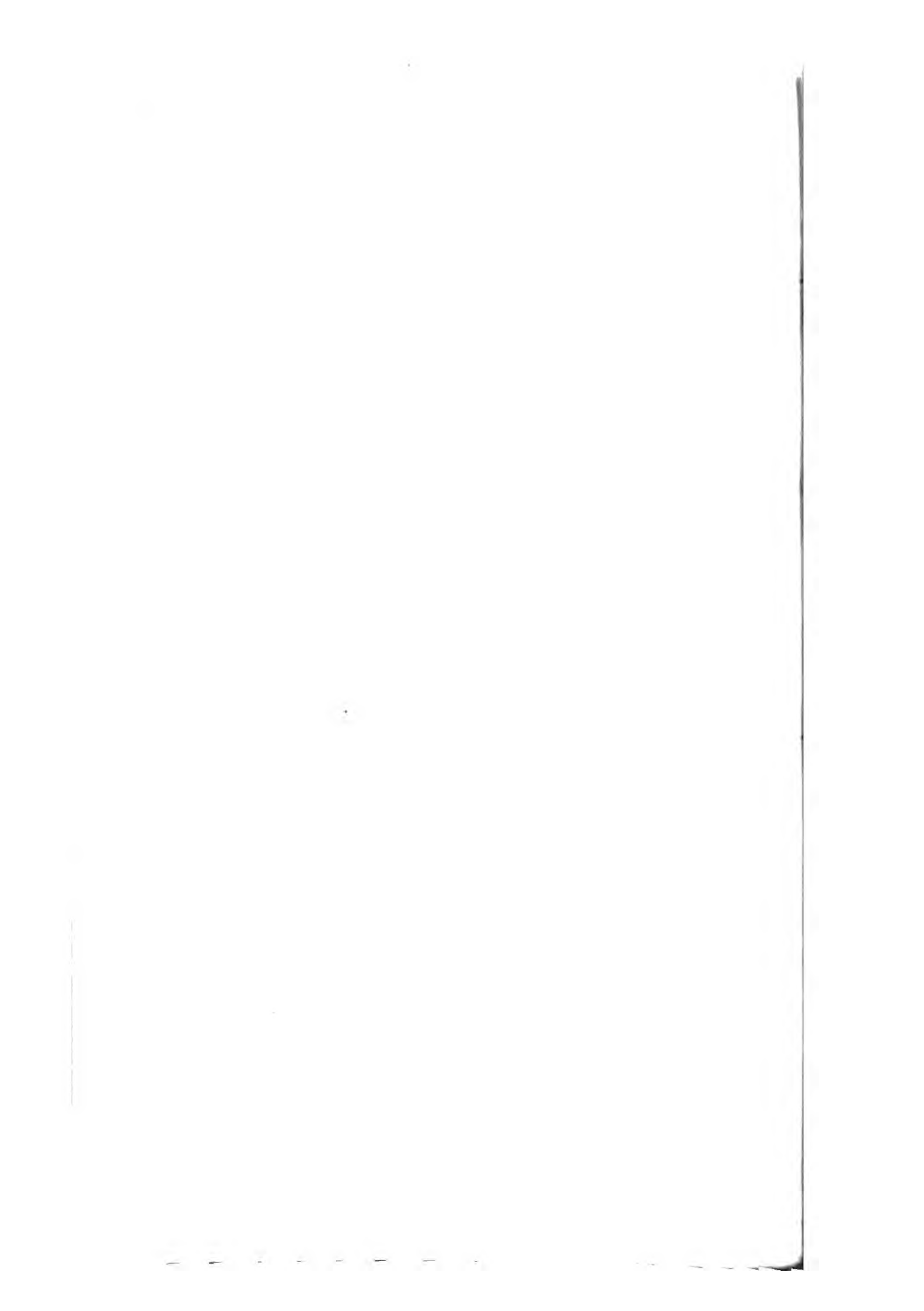
ging im dunklen Hintergrund gespenstisch auf und nieder. „Nun, Sir?“ knurrte endlich der bekannte Bierbaß. — Die Antwort war: „Weiß nicht, Sir. Leichenkammer oder Irrenhaus.“ — „Gute Nacht, Sir.“ — „Gute Nacht.“ — Exeunt omnes.

---





Deutsche Nächte in Paris.



**M**er zu Paris aus der Barrière der Märthrer hinausgeht, links, dem Wege nach, der zum Montmartre führt mit seinen Steingruben, Windmühlen und Telegraphenflügeln: der kann vor einem kleinen, niedrigen, fast verdächtig aussehenden Hause stehen bleiben, wenn er nämlich müde ist, hungert oder dürstet und für die Stillung dieser Bedürfnisse bescheidene Ansprüche macht. Das Gesicht des Hauses ist ganz hellgrün angestrichen, wie eine Jünglingshoffnung; aber die Augen, die Fenster thänen vom Rauche der Erfahrung, und der Giebel senkt sich wie ein altes Menschenhaupt kahl und grau der Erde zu. An der Stirn sind drei Worte angeschrieben, welche die ganze Front einnehmen; sie heißen:

CAFÉ DE L'EXILÉ.

Ein sonderbares Zusammentreffen, wenn die Herberge des Verbannten dicht am Thore der Märthrer liegt. Ihre niederen Pforten stehen immer offen, und doch wird die holprige Schwelle selten überschritten; drinnen sieht es so düster aus, so wenig einladend, schmutzig beinahe und arm, und der Wirth, ein alter Pole, der eine Mütze aus Schaffellen aufsetzt, wenn seine Tochter Feuer im Kamin anmacht, liegt oft stundenlang im Fenster, raucht schlechten Tabak und flucht schlechtes Französisch.

Verirrte sich einmal ein Gast hierher von den Boulevards, aus den Restaurants des Palais-Royal oder aus den Cabinets des Rocher de Cancal, dem würde nicht zuzumuthen sein, daß er im Café des Verbannten einkehrte. Aber die Steinhauer vom Montmartre, die Arbeiter der Vorstadt, die Sandfuhrmänner, die Besenbinder trinken Abends auf der Hausflur, plaudern vor der Thüre, spielen mit Kartenkönigen und mit anderen, wenn sie nicht mehr nüchtern sind. Grilirt sind nicht drunter, lauter gute Kinder von Frankreich, der Stiefmutter für sie.

Der Zufall hat es gewollt, daß unter sie drei Deutsche geriethen. Sie kamen vom Berge herunter, wo sie gen Osten gesehen hatten, und ein Gewitter überraschte ihre Heimkehr. Die Wirthstochter mochte es merken, daß sie fremd waren und weder Steinhauer, noch Holzjäger. Darum schloß sie den Gästen das Zimmer im ersten Stockwerke auf, ein freundliches Zimmer mit sechs — schiefhängenden — Fenstern, von denen zwei auf Montmartre, zwei auf Paris und zwei in die beiden Nachbarkhöfe gingen. Unter dem Spiegel hatte der Pole einen Kosciuszko in Steindruck aufgehängt, und über dem Kamin seine Tochter den Rosenkranz, mit dem sie in die Messe ging. Eine Mahnung an die Heimath und an den Himmel muß gut thun unter dem Dache des Verbannten. Die drei Deutschen betrachteten das Bild, den Kranz, die Stadt und am Ende sich selber, dann setzten sie sich nieder und zündeten still ihr Abendopfer an, die Pfeife. Durch das Fenster drangen letzte Glockentöne und letzte Sonnen-

lichter, roth und voll, in das Schweigen des kleinen Gemaches.

Wer die drei Deutschen waren? Wie sie geheißen? Was ist ein Name — im Hause des Verbannten? Auch woher sie sind, wird nichts verschlagen. Wir reden ja jetzt überall so viel von Deutschlands Einheit, daß es gleichviel ist, ob der Eine ein Württemberger, der Andere ein Sachse, der Dritte ein Westphale gewesen. Sie wußten es vielleicht selbst nicht recht mehr, und nur das Eine konnten sie noch nicht vergessen, daß sie Deutsche. Als solche hatten sie einander erkannt und gefunden oben auf der Spitze des Montmartre, weit weg von dem Brausen der großen, fremden, kalten Stadt, die zu ihren Füßen lag wie ein versteinertes Meer. Damals war Frühling in der Welt, überall Frühling, nur nicht in Paris. Denn die Strahlen der neuen Sonne und das Blau des erlösten Himmels können niemals den rechten Weg finden über die Mauern und in die hohen, engen Gassen hinein, und wenn auch im Boulevard oder im Palais-Royal ein grünes Baumaugel sich schüchtern aufthut, so fällt gleich der Staub darüber her und der Wind, und seine Lider sinken wieder well und verbrannt zusammen. Von dem fröhlichen Getümmel des Mai's anderwärts, von allem Geräusch und Geschmetter dringt auch nicht eine Stimme durch; das Wagenrasseln und das Menschenrennen verschlingt sie alle. Wer eine Nachtigall hören will, eine freie, wer nach einem frischen Luftzuge lechzt, der muß hinaus, so weit ihn seine Flügel tragen. Und die Flügel im Mai tragen weit.

Der Montmartre hat auf dem einen Abhange, von  
Dingelstedt's Werke. II. 18

Paris gesehen links, drei oder vier Windmühlen. Diesen nahe, begegneten sich die Deutschen zum ersten Male. Der Eine von ihnen lag im jungen Grase und sah in die Wolkenspiele und in das Sausen der großen Flügel der Mühle hinauf, während der Zweite rechts herkam vom Telegraphen und der Dritte aus dem Thalwege. Sie waren eine ziemliche Weile beisammen, ohne ein Wort zu wechseln, denn es kannte Keiner den Anderen, und in einer Stadt wie Paris werden sich auch die Nächsten fremd, die Wohnenden auf einem Gange und die Speisenden an demselben Tische. Da stimmte Derjenige, welcher herauf kam, ein Liedchen an, das war ein deutsches Wort und eine deutsche Weise, und nun hatten sie sich plötzlich gefunden und verständigt, in kurzer Zeit für eine lange Dauer. Deswegen traten sie auch, als Abends das große Gewitter von Osten her über sie kam, zusammen in das Café de l'Exilé, und der Eine sagte noch, da sie den steinigen Abhang herunter eilten: „Meint Ihr nicht, daß unsere Landsleute noch schneller gelaufen sind, als sie damals die Kuppeln da drunten schimmern sahen und neben sich die eroberten, die verstummten Kanonen des Feindes?“

Tief bis in die Nacht hinein blieb das Kleeblatt sitzen. Es donnerte und blitzte draußen prächtig, ein rascher Regen goß aus dem dunklen Gewölke herunter an die klirrenden Fenster und auf späte, hastige Menschen; danach ward es immer stiller und stiller, still, wie es in Paris niemals ist; ein Laternen drunten, ein Stern droben wurde nach dem anderen angesteckt, und als Mitternacht voll war, kam hinter dem scharf gezogenen, schwarzen

Berggrücken ein Mond heraufgegangen, ein zerbrochener freilich und ein blasser. Wie sein bekanntes, träumerisches Gesicht aus den grauen Wolkenwimpeln, halb versteckt, herüberschaute, da faßten sich die drei Deutschen bei den Händen, und der Eine wies schweigend auf das liebe Licht, und der Zweite nickte schweigend, und der Dritte sprach so vor sich hin, auch gleichsam schweigend: „Den sendet uns Deutschland.“

Das alles mag gesekten und müßigen Leuten, welche eben zu Mittag gegessen haben und im Lehnstuhl sich dehnen, über die Maßen empfindsam vorkommen. Sie sollen auch einmal auswandern für eine lange, lange Frist, Abends nicht wissen, wohin sie ihren Kahlkopf legen, Morgens fragen, wo werden wir heute für drei Sous Kastanien kaufen und für fünf Sous ein Weißbrödlein? Sie sollen, Jahre hindurch, kein deutsches Weib küssen und in keinem deutschen Bett schlafen mit weichen Kissen und patriarchalischen Federdecken. Dann mögen sie wieder kommen und wieder urtheilen.

Unsere drei Deutschen waren sehr arme Menschen gewesen, als sie über den Rhein gingen. Sie reisten nicht mit der Eisenbahn, sie brachten keine Wechsel mit, keine Empfehlungen an vornehme Häuser, keine Creditbriefe. Nein, mit leeren Taschen und mit vollen Herzen standen sie an der Barrière des Throns still und schlugen beschämt und eitel mit dem Schnupftuche den Staub der Straße von ihren Schuhen; sie zogen sogar den Gurt fester an, damit Niemand sehen solle, wie müde und wie hungrig sie waren. Es kannte sie keine Seele, es verstand sie kein Ohr, es antwortete ihnen keine Lippe. Und so tasteten



sie, die lange Vorstadt des heiligen Antonius hinein, immer fort, und blickten an den Häusern hinauf, und stießen an viele geschäftige und ärgerliche Leute an. Die wußten alle, wohin ein Jedes ging und was ein Jedes wollte; aber die drei Deutschen wußten nichts, als daß sie verlassen und unglücklich waren, und desungeachtet freuten sie sich in ihrem Gemüthe und jauchzeten auf, als sie von der Vincenner Höhe die runde Kuppel des Pantheon sahen, wie sie tief aufgeseufzt hatten auf der Rheinbrücke, da Kehl und die badische Seite hinter ihnen lag und der fremde Böllner sie hochfahrend fragte: „Vous n'avez rien à déclarer?“ Er sah ihnen an, daß sie keine Contrebande führten, denn sie führten gar nichts als ein Känzel, worin nicht einmal ein Paß war, geschweige denn ein feines Spizenhemd oder eine Sammt-Weste. Das, was auf der rechten Seite als Contrebande galt, und wesswegen sie weggegangen waren, das konnten sie auf der linken dreist sagen und führen. Darum seufzeten sie auch auf, als der Strom erst überschritten war, und freuten sich, wie die neue, große, freie Stadt vor ihnen lag.

Es soll natürlich nicht jedes und alles erzählt werden, was den drei Deutschen begegnet ist von dem Augenblicke an, da sie, ein Jeder allein und zu seiner Zeit, rathlos und verlegen an den großen steinernen Säulen der Thronbarrière standen, bis zu der Stunde auf dem Märterberge, wo sie sich erkannten und zusammenfanden. Nur was sie einander geschwäteweise und vertraulich mittheilten, das erste Mal in der Frühlings- und Gewitternacht, und hernach mehrere liebe Male an

derselben Stelle, nur das mag dem Leser einen müßigen Abend vertreiben. Die Drei sagten sich, wie und warum sie herübergekommen, was ihnen zuerst und zumeist begegnet. Sie tauschten ihre Einzel-Leben aus gegen ein Gesamt-Leben, wie Freunde thun sollen, wie sie nirgends inniger thun und hingebender, als in der Fremde. Und jedes Leben, auch das kleinste, hat einen großen Sinn, ist ein heiliges Räthsel, das nicht Derjenige löst, welcher es lebt, sondern wer es sieht und hört und fühlt. Oft liegen reiche, weite Existenzen in engen Kreisen, in einer Krippe, einem Kerker, einer Hütte. Große und gleißende Hülsen bergen selten den besten Kern, und die edle Perle klemmt sich in eine graue, winzige Muschel, während die gemeine Auster, die der Gondoliere von Venedig Morgens hintererschlingt, zwei tellergroße Schalen um ihre fade, breite Ungestalt wirft.

Der zuerst seine Geschichte preisgeben mußte, gleichsam das Grundcapital zu dem Gesellschaftsvermögen, den nannten die drei Freunde unter sich den Craxwall. Er war nämlich der Sanfteste von ihnen, ein blöder, blonder Mensch, in jedem Zuge deutsch geblieben, stieß mit der Zunge ein bißchen an und erröthete, wenn er seinen eigenen Namen aussprach. Seine Profession hieß er den Buchhandel. Als Commis hatte er in einem deutschen Bundesstaate ein Verlagsartikelchen seines Herrn Prinzipals, ein kleines, schändliches Buch, in die Welt gebracht, wie es ihm geboten worden. Er reiste damit umher und theilte aus an seine Adressen, ohne sich viel um den Inhalt zu sorgen oder um die Folgen seiner Sendung. Im Vorbeigehen: die Buchhändler haben oft

einen ordentlichen Ekel vor dem Gedruckten, gerade wie die Zuckerbäcker vor dem Gezuckerten und Gebackenen. Später fand es sich zufällig, daß das kleine, schändliche Buch einen großen, schändlichen Hochverrath enthielt. Eine kluge Hand hatte Gift in Krystall gegossen, und weil man das Gift nicht strafen kann, es sei denn, man strafe sich mit, strafte man den Krystall. Der blöde, blonde Commis wurde festgehalten und verhört . . .

Und so weiter.

Das Ende ist bekannt, wie das Ende eines Lustspiels oder Aesops Moral. Der Herr Prinzipal schreibt sich gegenwärtig Hofbuchhändler und der Commis ging flüchtig.

Das war der Crawaller. Ein Mensch, der keinem Kinde ein Leides that. Denn er war selbst eines, ein Kind.

Der Andere hieß: der Diplomat. Er behauptete, die Zeichen des Telegraphen auf Montmartre zu verstehen, und erzählte, wenn das geheimnißvolle, spinnenbeinige, unheimliche Thier da droben arbeitete, seinen zwei Gefellen immer Wunderdinge. Diese trafen zufällig nie ein, und wenn in den Zeitungen die Geburt eines Prinzen zu lesen war, wo er Empörung und Ministerkrisis gelesen hatte, wenn ihn die Beiden darüber auslachten, schlug er auf den Tisch, daß die Tassen hüpfen, und schwur, die Zeitungen lögen, der Director irrte sich, die Welt hätte Unrecht und er Recht, der Diplomat. Er war ein großer Mann mit dunkeln, tiefliegenden Augen, denen der Crawaller nicht gern begegnen mochte, wenn sie blizten; auch trug er einen unordentlichen, wild wuchernden Bart,

wie er damals noch im Lande Frankreich allein erlaubt und Mode gewesen, und fluchte in allen Sprachen, lebendigen und todten. Dabei hieß er der Diplomat, und stand immer an dem Fenster, welches als Observatorium für den Telegraphen diente, während der Dritte am anderen die Windmühlen beobachtete. „Wißt Ihr was,“ sagte Letzterer eines Tages zu dem Diplomaten, „ich verstehe diese Flügel besser, als Ihr jene Arme.“ Dazu lächelte der Cratwaller, und der Diplomat schüttelte hochmüthig mit dem Simsonskopfe.

Wer war denn der Dritte, welcher die Schwingungen und Kreisungen der Windmühle verstand? Der war es, welcher am Tage der ersten Begegnung im jungen Grafe gelegen hatte und gesungen und in den Lenzhimmel hinaufgestarrt. Sie hatten ihn unter sich den Poeten getauft. Vielleicht dem Gegenseite nach, wie die zwei anderen Namen, vielleicht auch nicht. Gewiß ist, daß er in Frankreich einen Keim suchte, welchen er daheim nicht gefunden hatte.

Cratwaller, Diplomat, Poet gaben sich alle acht Tage einen Feierabend, und zwar auf Freitag, den die Anhänger des Propheten als Sonntag feiern, den wir auch so halten sollten, und wäre es nur dem Namen zu Gefallen. Um sechs Uhr Abends hatte jeder sein Werk gethan, der Cratwaller auf der Leiter gestanden, Bücher gezeichnet, Krebse verpackt, Facturen geschrieben, der Diplomat in einer Mädchenschule Deutsch gelehrt, und der Poet Straßen durchlaufen, Zeitungen und Straßen. Dann zogen sie einen guten Rock an, der Diplomat sogar einen blauen, rundgeschnittenen Frack und wenn irgend

möglich Glacehandschuhe, und eilten, von drei entgegengesetzten Seiten, Einem Ziele zu, dem Café de l'Exilé unter dem Montmartre. Dort war schon ein Mahl für sie bereit, ein Mahl, das der Eine mit einem fortwährenden Fluchen und Murren, der Zweite mit lächelnder Zufriedenheit und der Dritte so gut wie gar nicht verzehrte, wobei aber ein Sauerkraut mit Würstchen und ein Eierkuchen mit Speck niemals fehlen durfte. Nach dem Kaffee ging es bergan, bergab, waldein, waldaus, und wenn die Sonne, die hohe Sommer Sonne, ganz nahe über dem Rande des Horizonts hing, wurde erst an Umkehr und Rückweg gedacht. Das Café de l'Exilé rauchte dann den stumm Wandelnden wieder gastlich entgegen, und die Tochter des Polen, die eine fürchterliche Passion für den Cratwaller gefaßt hatte, sah aus der Thüre heraus, ob der Blonde noch nicht wiederkäme? Oben war das Zimmer geöffnet und geschmückt, und wenn die Deutschen eintraten, trat auch die Kleine mit dem Punschnapf hinterdrein, der Alte mit Licht und Fidibus. Zeitungen waren verboten. Dagegen mußte alle vier Wochen in einer Extrazugung mitgebracht werden: erstens Seitens des Diplomaten, welcher sich mächtiger Verbindungen in der Heimath rühmte, eine Flasche ächter Rheintwein; zweitens von dem Cratwaller, dessen Haus literarischen und andern Schmuggel trieb, ein Halbduzend ächter Hamburger Cigarren; endlich drittens durch den Poeten — ? —

Poeten bringen nichts, das ist bekannt. Dieser zog höchstens dann und wann ein Lied aus dem Sacke, nicht so milde, wie der Rheintwein, nicht so stark, wie die Cigarren, aber gleich deutsch. Das lasen sie, das sangen

sie, und wenn sie Nachts, oder auch Morgens früh, an der Kirche Notre Dame de Lorette auseinander gingen, Jeglicher seiner Zelle zu, gab der Poet dem Diplomaten eine wunderhübsche Abschrift von seinem Gedicht, mit Goldschnitt, und dem Cravaller das Original mit allerlei Strichen und Krikel-Kräkel am Rande. Die guten Seelen! Sie nahmen das Blatt so dankbar hin, als hätte er ihnen wahr und wahrhaftig was erwidert für den feinen Tropfen und den feinen Duft, so er empfingen.

Das sind denn die „Deutschen Nächte in Paris“, wie sie auf den folgenden Blättern wiedergegeben werden. Sie stammen aus einer nicht allzufernen Zeit, da die Deutschen noch nicht als Sieger aus Paris vertrieben, sondern als Flüchtlinge in Paris aufgenommen wurden. Allein deswegen wird die Gegenwart jene Vergangenheit doch noch verstehen, und was eine nahe oder ferne Zukunft, dießseits und jenseits des Rheins, bringen wird, — wer weiß es? Kein Cravaller, kein Poet; am allerwenigsten ein Diplomat!

---

## I.

. . . . . und Ihr könnt es mir gerne glauben, — so fuhr der Cratwaller an seinem Erzählungstage fort, — ich war der sündlichen, unchristlichen Verzweiflung in jener Schreckenszeit oft nahe genug. Einmal, der liebe Herrgott mag es mir verzeihen, als ich so ganz und gar unglücklich, im innersten Herzen verlassen, und so, daß ich den bitteren Hunger vor lauter Seelenangst nicht mehr spürte, an der Seine hinauf- und hinunterlief, trat mir an der Sanct Michaelsbrücke das bekannte, einstöckige, graue Todtenhaus entgegen, wie eine Herberge. Die Morgue mein' ich. Ich konnte dem Gelüste nicht widerstehen, hineinzutreten. Da waren, wie immer, einige Gäste in dem verschlossenen Fremdenzimmer, rechts der Thüre, stille, zufriedene Leute, auch ein junges, schönes Weibsbild drunter, dem sie die langen, nassen Haare mitleidig über den geschwollenen Busen gestreut hatten.

Freunde, ich verschweige Euch meine Schande nicht. Ja, ich malte mir das mit einem kühnen Grausen innerlichst aus, wenn mein Leib hingestreckt läge auf diesem harten Lager, mein Kopf gebettet auf dem blanken Messingpfuhl, mein Rock, der einzige und letzte, an dem Krappen droben zum Trocknen aufgehängt. Kein Auge würde mich erkennen, dacht' ich, von allen denen, die

neugierig oder angstvoll durch die vergitterten Fenster starren, — ich schüttelte mich mit beiden Armen, um nur aus dem gräßlichen Gedankendusel herauszuspringen und wieder an mein wirkliches Glend glauben zu können. Mit einem Saße war ich draußen.

Guter Gott! Sie machen hier mit den Todten so viele Umstände; wenn ihre Gastfreiheit und ihre sorgliche Barmherzigkeit nur ein Weniges an die noch Lebendigen sich kehren wollte!

Ich ging, den letzten Sonnenblicken entgegen, immer an der Seine entlang, weit, weit über die Invalidenbrücke hinaus. Als ich an das Marsfeld gekommen war, wurde es dunkel. Die Dämmerung, sollt Ihr wissen, macht mich weich und gut, wenn ich am lauten, harten Tage schlecht gewesen bin. Und nun meinte ich in dem Nachtwinde, der in den Blättern flüsterte, die Stimme meiner seligen Mutter zu hören, die mich einschläfern wollte, und der Sand, welcher auf dem weiten Plane zu allerlei abenteuerlichen Gestalten zusammengesetzt und umhergewirbelt ward, nahm den Schatten einer lieben, guten Schwester an, die, selber arm und hilflos genug, mir zu meiner Flucht aus Deutschland noch ihre letzten Pfennige und einen thränenfeuchten Brief gesandt hatte. Da wurde ich meiner Schlechtigkeit so recht inne, ich schämte mich, lehnte mich an einen Baum und weinte mich herzesatt.

— Hier schlug der Diplomat heftig auf den Tisch und schrie: „Daß Euch ein Donnerwetter, Cratwaller! Macht, daß Ihr vom Flecke kommt! Das ist ja eitel weinerliches Zeug, und ganz natürlich obendrein: wenn



der Kerl sich nicht satt gefressen hat, muß er sich satt flennen! Paschol!" —

— Auf dem Heimwege blieb ich auf dem Quai Voltaire, bei einem jener tragbaren Bücherkräme stehen, die Ihr kennt. Aus alter Gewohnheit ergriff ich eins und das andere von den Werken, blätterte, las, guckte nach Verlag und Bogenzahl. Es war Niemand mehr an dem Laden, außer mir. Die Verkäuferin kam zu mir heran, fragte mich, was mir gefällig sei, und pries ihre Artikel, zehn Bände Rousseau, wovon achte fehlten, einen Corneille ohne Titelblatt, eine Biographie Napoleons mit Studentennoten und Dintenflecken, lauter Raritäten aus letzter Hand. Das Weib war mir recht zuthunlich und freundlich, obwohl ich nichts ersehen konnte. Ein Wort gab das andere, ich half ihr beim Einpacken, und sie merkte bald, daß sie es mit Einem vom Handwerk zu schaffen hatte. Ich begleitete sie heim, sie lud mich ein, mitzugehen, ihr Souper zu theilen, das in der gewärmten, zweiten Auflage des Dejeuners bestand, in dünnem Kaffee nämlich, und als ich Abschied nahm, waren wir, trotz meines schlechten Parlirens, schon recht gute Freunde geworden. Anderen Tages suchte ich sie wieder auf, das einzige bekannte Gesicht, welches ich hatte; und weil sie binnen Kurzem merken mochte, wie es mit mir stand, und weil ich am Rande schwebte meines Geldbeutels meines Dachkammerleins in der Vorstadt und meiner Hoffnung, so vertrugen wir uns alsbald dahin, daß ich zu ihr ziehen, ihre Bücher führen und ihr im Verkauf zur Hand gehen sollte. Das Buchführen war eben so leicht gemacht, als das Hinüberziehen zu ihr: sie führte

keine Bücher, und ich zog ohne Sack und Pack. Schwieriger das Verkaufen. Aber Noth lehrt beten, warum nicht französisch sprechen? Freilich, das Gebet, welches die Noth lehrt, ist in der Regel gerade eben so viel werth, als das Französische, welches ich von ihr lernte.

Indeß, es ging. Die ersten vier Wochen hielten wir, Madame Nicaise und ihr Chef des Commis, wie sie mich den Leuten vorstellte, zusammen feil. Darauf war ich schon im Stande, dem Geschäfte allein obzuliegen, das heißt, mich am Quai zu sonnen, und wenn ein Votigeur kam, ihm sechs neue Lieder anzubieten, Bertrand's Abschied dabei, und aufzupassen, daß die Gassenjungen mir das ganze Lager nicht mit einem Stoße in's Wasser oder in den Noth schleuderten. Ein ungeheurer Beruf, sonderlich für Einen, der in der ersten Handlung Deutschlands gelernt und unter lauter Gesammtausgaben von Klassikern groß gewachsen war. Nach einem Monate lösten wir uns schon ab, die Principalin und ich. Der zu Hause bleibende Theil hatte die süße Verpflichtung, Morgens für das Kind zu sorgen, und Nachmittags auf das Geschäft auszugehen, alte Scharfeten aufstöbern, den Gewürzkräutern entreißen, den Studenten zu möglichst niedrigem Preise abpressen. Ich kann sagen, daß ich in dieser Frist die höchsten Regionen von Paris kennen gelernt und von der Vogelperspective mancher Mansarde im lateinischen Stadtviertel philosophisch auf das Treiben der Menschheit herabgeschaut habe.

Im dritten Monate ereignete sich die große Katastrophe, welche mich aus diesen engen Verhältnissen in meine jetzige Behaglichkeit und Wohlhabenheit versetzte. —

— Es muß, der Gewissenhaftigkeit halber, rasch eingeschaltet werden, daß der Diplomat diese mit Selbstgefühl ausgesprochenen Worte des Crawallers mit einem hämischen und überlegenen Lächeln begleitete, gleichsam als wolle er fragen: wie hoch beläuft sich denn Eure Behaglichkeit und Wohlhabenheit per annum? Der Crawaller ließ sich aber nicht irre machen, noch unterbrechen; er schlug, wie der Zöllner, stolz an seine Brust, im Bewußtsein, daß er 300, sage dreihundert Francs monatlich Gehalt bezog. —

Eines Morgens führte mich das Geschäft zu einem großen und bekannten Buchhändler der Hauptstadt, von dem die Principalin den großen und bekannten Rest eines großen und bekannten Werks von einem großen und bekannten Schriftsteller käuflich an sich zu bringen gedachte. Zwei starke Octavbände, welche im ersten halben Jahr sechzehn Francs gekostet hatten, dann, unbeschadet ihres Inhalts, in einen Duodezband zu fünf Francs zusammengedrängt wurden, und nun in unsere Hände, Stück für Stück zehn Sous, übergingen, noch ganz neu, vollständig und sogar vollzählig. Während des Handelsabchlusses gerieth ich mit dem Seelenverkäufer in eine Zwiesprach über allerlei Materien des Geschäfts, Detail und Groß. Er führte mich in seinem Lager umher, und mir ging bei dem wohlbekannten Dufte des Druckpapiers die Seele wieder auf; zum ersten Male seit vielen Tagen sah ich von der Leiter herab in die Herrlichkeiten meiner Welt, meines verlorenen Paradieses hinein, in Fächer mit Inschriften, in Niederlagen voll Bücher-Ballen, in Hauptbücher voll Ziffern, in Bureaux mit einer regelmäßigen

Correspondenz. Das war alles so reich, so licht, so schön, und die Bücher schimmerten, eben brochirt, und rochen ganz frisch, wie neuer Kuchen, oder wie erste Baumblüthe, während in unserem Kram alles nach Corporalstabak stank oder noch schlimmerem Handkäse. Wahrhaftig, wenn in dem Augenblicke Satanas auf die Sprosse der Leiter neben mich getreten wäre und hätte mir in's Ohr geraunt: „Alles dieses soll dein sein, so du niederfallen willst und mich anbeten,“ ich glaube, ich hätte meinen Katechismus vergessen und meine Retterin aus tausend Nöthen obendrein, Madame Nicaise nämlich.

Satanas ließ nicht auf sich warten. Wie oftmals im Leben: man denkt an ihn, und schon ist er da, steht hinter Einem und grinst lächelnd über die Schulter. In dieser Hinsicht ist jeder Mensch ein kleiner Faust, weil er den Teufel, so gut wie der, beschwören kann; aber nur die Wenigsten sind große Luther, welche ihm ein Dintenfaß zwischen die Hörner schmeißen. Mir erschien er nicht als brüllender Löwe, was überhaupt eine abgenutzte und unbrauchbare Maskirung für ihn ist, sondern als der Buchhändler. Er machte mir Anträge, ob ich mich ihm nicht verschreiben wollte, nur erst auf ein Jahrlein, um es mit einander zu probiren; wir würden uns schon vertragen, denn ich wäre ein ganz charmanter Bursche und verstände mehr vom Buchhandel, als zehn französische Commis zusammen genommen. Nun ist es allerdings nicht zu leugnen, und hat sich es mir auch durch eine lange Erfahrung bestätigt, daß in Frankreich ein ganz eigener Weg in diesem schönen und herrlichen

Berufe eingeschlagen wird. Seht, Ihr Herren, der deutsche Buchhandel . . .

— Allein hier fiel der Poet, sonst ganz still und aufmerksam, dem Erzählenden in die Rede. Er faßte sanft dessen Hand und bat: „Wenn Ihr mich lieb habt, nichts vom deutschen Buchhandel; ich kriege mein Heimweh, wenn ich daran denke.“

. . . weil Ihr nichts davon versteht, weil Ihr, wie alle Schriftsteller und wie alles Gefinde, auf Eure Herrschaft räsionirt. (Der Cravaller erhitzte sich und mußte erst einen starken Zug aus dem Punschglase wagen, ehe er wieder anknüpfte.) Wie ich nach den Anerbietungen des großen Handelsmannes heimgelangt bin, weiß ich noch heutige Stunde nicht. Mein Kopf brannte; das Geschäft, dessentwegen ich gekommen war, blieb liegen, und ich stürzte athemlos zu Madame Nicaise auf dem Quai Voltaire. Die nächsten Scenen zu schildern, wäre ein vergebliches Versuchen. Tage lang kämpften Satanas und die Principalin, Lust und Pflicht, Ehrbegier und Dankbarkeit in mir, und wenn nicht Madame Nicaise — —

— Aber nein, diesen Umstand muß ich Euch verschweigen; es könnte sonst scheinen, als redete die Eitelkeit aus mir.

— Der Diplomat lächelte fein. In seiner Qualität hatte er aus dem einen Worte schon die ganze Sache errathen. Er sah den Cravaller scharf und böshaft an, bis dieser über die Ohren dunkelroth wurde und seine Augen, die blauen, blöden, bescheiden niederschlug.

„Wie alt war denn Madame Nicaise?“ so fragte der Diplomat.

„Wie kommt Ihr darauf?“

„Nun, ich meine nur so.“

„Vielleicht ein' vierzig Jahre.“

„Nicht mehr? Und unverheirathet?“

„Ihr habt ja gehört, sie hatte ein Kind, ein kleines, ungezogenes Kind, das mich immer affreux Allemand nannte, wann ich ihm in den „Contes pour ma fille“ die ersten Elemente des Lesens beibrachte.“

„Das ist noch keine Antwort auf meine Frage. War sie Wittve?“

„Laßt mich zufrieden mit Euren spitzfindigen Kreuz- und Querzügen. Ich sage Euch nur, ein Umstand verhinderte mehr als alles Uebrige den Sieg der Principalin über Satanas. Welcher, kann gleichgültig sein.“

„Ich weiß schon,“ fiel der Diplomat nochmals ein, „so eine kleine Joseph=Scene. Cravaller! Ihr habt ein stupendes Glück bei den Weibern. Ihr könntet den Don Juan spielen, und die Zerline zum Exempel gleich hier im Hause finden, das arme schwarze Polenmädcl, dem Ihr mit Eurer blonden Perrücke und dem Johannes=Gesichtchen aus Milch und Blut auch schon den Kopf verdreht habt.“

Der Cravaller schüttelte den Bortwurf und den Spott mit gleichem Schweigen von sich und berichtete weiter, wie folgt:

„War Madame Nicaise zu Anfang freundlich gegen mich gewesen, so wurde sie nun erst das rechte Gegen-theil. Es regnete Schimpfreden und Vorhalte aller Art

über mich: l'ingrat, le mauvais sujet, le monstre, so nannte sie mich bei Anderen, mir selber gönnte man keinen Blick und kein Wort mehr. Ich hätte niemals geglaubt, daß in einer höflichen Pariserin solch' ein Fond von Grobheit stecken könnte. Allein ihre Härte und ihr sich rückhaltslos bloßgebender Egoismus halfen mir über Bedenklichkeiten hinweg, die ich vielleicht nicht überwunden hätte, wenn sie mild und gut geblieben wäre. Noch einen Monat hielt ich bei ihr aus, und dann wurde übergesiedelt in das große, volle, reiche Lager, von der Brüstung des Quais in das Comptoir, aus den Schiebladen zu zehn, fünfzehn, zwanzig, fünfundzwanzig Centimes und höher, aber nur bis zu drei Francs, an Hauptbücher in Folio, worin die Summa manchen Abend mit fünf Ziffern sich schrieb.

Von diesem Tage an war ich nun über den Kampf um die Nothdurft des Lebens, Gottlob, glücklich hinaus. Ich arbeitete mich schnell empor, machte Bekanntschaften unter Fremden und Landsleuten, trieb einen standesgemäßen und geziemenden Aufwand. Statt daß ich sonst mit der Principalin und dem Kinde aus einer Schüssel gegessen hatte, speiste ich jetzt schon täglich in der Pension der Passage Choiseul, unter reputirlichen Leuten meines Schlages, das Couvert zu dreißig Sous, Brod und Wasser à discrétion. Auf Sonntage oder an hohen Festen, wenn ein Brief meiner Schwester gekommen war, erlaubte ich mir ein Diner mit vier Schüsseln im Palais-Royal, fester Preis zwei Francs fünfzig, und eine halbe Tasse im Café Frascati, wo eine Menge Deutsche saßen, welche die Heimath schlecht machten, und sich ihren Mokka mit Bitterkeiten gegen den lieben grünen Rhein versüßten.

Zuweilen besuchte ich auch das Lesecabinet in der Galerie Montpensier des Palais, um die Zeitungen meiner Vaterstadt zu naschen. Guter Gott, war das eine Freude, wenn ich nach einigem Harren und Suchen nun das wohlbekannte Blatt fand mit seinem scheußlich-grauen Papier und seinen stumpfen Lettern! Wie eilten meine Augen durch das Labyrinth der politischen Nachrichten in das Allerheiligste der Inserate; und wie klopfte mir das Herz, wenn ich da einen alten Namen wiederfand, einen Freund der Kindertage, der sich verheirathet hatte, das Ausgebot eines Hauses, das ich, der bloßen Nummer nach, hätte zeichnen wollen, die Ankündigung eines Schützenfestes, eines Maskenballes, einer Kirchweih!

Ja, Kinder, wir lächeln heute darüber und über das ganze Weh, das ganze Wohl der ersten Tage in der Fremde. Nun die große Wunde geschlossen ist und vernarbt, nun wir still entsagt haben, die Hügel und Haine je wiederzusehen, wo wir Soldaten spielten, nun der Baum unseres Lebens eine neue Wurzel gefaßt hat in dem Boden, welcher nicht der seinige ist, nun können wir lächeln, daß in der ersten Zeit noch jeder Hauch von drüben, jede Luft seine kranken Wipfel schmerzlichst schüttelte, und die trockenen Schollen an seinem Fuße auflöckerte. Es ist gut, daß diese Zeit vorüber ist, sehr gut; aber Ihr gebt mir doch recht, wenn ich sage: sie war schön, gar schön. Jetzt blutet das Herz nicht mehr, wenn wir den Finger auf die ehemals wunde, weiche Stelle legen; aber dafür ist es auch hart geworden und starr, und gibt kaum einen Klang mehr, wenn eine Mahnung der Heimath daran klopft.“ —



Der Sprechende verstummte. Eine lange Weile war es still um ihn, dann klirrten die Gläser an einander, drei an der Zahl, und die Hände faßten sich, drückten sich, hielten sich, auch drei an der Zahl. Es flog, nach dem alten, sinnigen Volksworte, ein Engel durch das Haus des Verbannten, der Engel mit den Zügen der Heimath. Und als sein Fittig die Stirn des Poeten berührte, dessen unter den Freunden, welcher noch die kürzeste Zeit in der Fremde war, da fiel sein Haupt schwer auf die schwere Brust hernieder, und aus den Augen zitterte ihm eine Thräne, von den Lippen ein Name, eines Weibes Name . . . . .

Der Erzwaller sprang in die allgemeine Rührung mit gleichen Füßen hinein, um sie zu zerreißen. Er setzte seine Geschichte fort:

„Nun wißt Ihr ferner, was geschrieben steht: Der Mensch lebt nicht vom Brod allein. Und wenn ich Euch getreulich berichtet habe, wie ich mein leibliches Ich errettete und behielt, so ist es nicht minder billig, daß Ihr auch von dem Anderen, dem Ich des Geistes, das Curige erfahrt.

Je mehr ich mich in meiner neuen Lage herausmachte, desto tiefer empfand ich, daß mir immer noch was fehlte, nicht Geld und Gut, sondern — gerade herausgesagt — ein Herz. Ich bin Zeit meines Lebens kein Weiberfeind gewesen, aber noch weniger ein Weiberheld. Einem schönen Auge gegenüber befällt mich eine noch größere Blödigkeit, als anderwärts. Und gar diesen funkelnden, gebieterischen Augen der Franzöfinnen! Sie zogen mich magnetisch an, die fremden Frauen und Mädchen,

und manchen lieben freien Sonntag bin ich ihnen nachgegangen, wie der Schiffer seinem Sterne. Ich folgte einem hübschen Gesichtchen die ganze Länge der elhsäischen Felder hin, um zu sehen, wie am Triumphbogen ein bestellter Liebhaber wartete und mit ihr davonlief. Zuweilen schien mir's, als wenn in diesem oder jenem Omnibus, auf den Boulevards und wo ich überhaupt mit Weibsleuten zusammentraf, ein freundlicher Blick mir ermutigend entgegenkäme, aber ich vermochte es nicht über mich, die Fremde anzureden, noch dazu in einer Sprache, welche ich nicht wie meine eigene beherrschte. Und so blieb's dabei.

Ein halbes Jahr lang hab' ich mich mit Kriegs- und Eroberungsplänen umhergeschlagen. Da fügte es sich, daß ich in meinem Pensionat die Bekanntschaft eines Studenten aus Lyon machte, der neben mir saß. Dieser nahm sich meiner bereitwillig an. Er führte mich erst in seine Ecole de Médecine ein und in das anatomische Cabinet, wo er mich alle Leichen und Präparate sehen ließ. Sehr unterrichtend unstreitig, aber es gefiel mir eben nicht. Dann nahm er mich mit in das Winterprado, auf die Grisettenbälle, und zeigte mir da wiederum eine Menge lebendiger Leichen, was mir ungleich mehr zusagte. Auch schien mein Lyonnaiser hier viel besser zu Haus, als dort.

Daß ich's kurz mache — denn ich sehe doch, Ihr Lacht mich aus, und ich schäme mich umsonst — in drei Monaten hatte ich ein allerliebstes Kind erobert, eine Grisette erster Klasse, mit dem bekannten Regenschirm-Manöver. Dieses zuthunliche, freundliche Geschöpf hielt

ich wie ein Kanarienvögelchen auf meiner kleinen Zelle; ich sparte mir am Munde den Zucker ab, womit ich es fütterte, und sie durfte nicht einmal mehr auf Arbeit ausgehen, weil ich sie allein besitzen wollte, ganz allein. Um sich zu beschäftigen, übernahm sie nur die Sorge für meinen kleinen Haushalt in Wäsche, Küche und Keller, was es bei einem armen Garçon eben zu thun geben mag. Ich war glücklich, wie ein Zaunkönig im Neste; ich ging kaum noch aus, es sei denn mit meinem Schatz in ein Vorstadt-Theater oder zum Restaurant, sie zu regaliren, und in meinen vier Wänden sah ich Niemanden als sie und den Freund, welchem ich dies Paradies verdankte, den Mediziner von Lyon. Morgens, wenn ich auf das Comptoir mußte, freute ich mich immer schon zuvor auf den Abend, wann ich wieder heim eilte und sie mir auf der Schwelle in die Arme flog.

Eines Abends jedoch — etwa ein Vierteljahr seit unserer ersten Begegnung — flog sie mir nicht in die Arme, als ich auch, und recht müde obendrein von einem großen Rechnungsabschluß, in mein Dachzimmerlein hinaufkletterte. Der Portier sagte mir, Madame sei ausgegangen mit dem jungen Herrn, der häufig zu uns käme. Nichts Urges ahnend, schließe ich auf und trete ein. Das Zimmerlein sah recht artig aus, aufgeräumt wie ein Kästchen. Meine Kleider waren weggehängt, die Schiebläden alle fein verschlossen, und sogar unsere Paar Tassen, Kannen und Töpfchen vom Kaminsimse geschafft. Erstaunt sehe ich mich um. Ich öffne einen Auszug der Commode, um ein Taschentuch zu nehmen; siehe da, er war leer, der drunter ebenso, der drüber desselbigengleichen.

Ich reiße den Kleiderschrank auf, worin mein Frack und ihr Sonntagsfähnchen einträchtiglich beisammen hingen; siehe da, der war auch leer. Gestern hatte sie sich noch emsig mit meinen Habseligkeiten gequält, Knöpfe angefeht, Strümpfe gestopft, Tücher gesäumt, und heute war alles mitgenommen, alles, aber auch alles. Nur das Geld nicht. Wir schrieben den zwei und zwanzigsten, und es war nichts mehr in dem kleinen Perlenbeutel, der, ein Geschenk meiner Schwester, allmonatlich meine Schätze aufnahm und ausgab. Gott sei Dank, der Beutel war nicht fort, er lag, wie eine bittere Verhöhnung, leer und wehmüthig mitten in dem großen, leeren Kasten, und als ich ihn so betrachtete, fielen mir, ich weiß nicht wie, Lessings Worte ein: „Perlen bedeuten Thränen.“ Gewiß, meine Schwester hatte Thränen geweint auf diese Perlen, denn sie schenkte mir die Stickerei, als ich zum ersten Male vom Vaterhause schied, ach, und auch zum letzten Male. Das Bild meiner Schwester stand plötzlich im Zwielfichte des Abends vor mir und verdrängte den Schatten der Untwürdigen, welche mich an dieser Stelle verrathen hatte. Aller Zorn löste sich in Wehmuth bei mir auf, es quoll mir warm empor in Brust und Auge, und ich sank, die lieben Perlen, gleichsam wie die lieben Hände, welche sie an einander gereiht, an Lippe und Stirn drückend, unter heißen, wohlthuenden Thränen auf einen Stuhl.

Was anfangen? So fragte ich mich, als ich nach einer langen, langen Nacht nicht erwachte, sondern aufstand. Geschlafen hatte ich nicht. Mir war das Bett verhaßt, wo ich liegen mußte, die Dachstube ekelte mich an,

sie, die gestern noch ein Himmel war, und mein eigener Leib kam mir entheiligt vor durch die sündige Gemeinschaft mit einer verworfenen Dirne. Der Verlust, den sie mir bereitete, obschon für mich ein harter, schmerzte mich nicht; aber der schwarze Undank für so viele warme Liebe, die kalte Betrügerei gegen meine arglose, volle Zuversicht. Den Diebstahl anzeigen? Ich gab mich dadurch selbst preis, dünkte mir, dem Gelächter und der Verachtung. Noch wußte ich nicht, wie häufig solche Händel den Gerichten vorkommen. Schweigen und dulden? Ja, aber ausziehen, auf der Stelle hinweg aus diesen Räumen, welche mich an meine Schmach und an mein Glück mahnten. Gesagt, gethan. Eine Bitte bei meinem Prinzipal verschaffte mir den erforderlichen Vorschuß und als Zugabe eine moralische Lektion, deren mein zerknirschetes Gemüth wahrlich nicht bedurfte. Noch an demselben Tage fand ich ein anderes Quartier und neue Garderobe, wenige Wochen darauf — Dank meinem heiteren Sinne — auch meine Ruhe wieder.“

. . . . „Und Ihr habt,“ fragte der Poet, „weder die falsche Geliebte noch den falscheren Freund seit jenem Augenblicke mehr gesehen?“

„Doch einmal, im Gedränge eines Volksfestes, aber nur von Weitem. Der Student von Lyon hatte ein buntseidenes Halstuch um, welches ich sehr genau für das ehedem meinige erkannte.“

„Und nun, was machtet Ihr?“

„Ei, ich ging ihnen aus dem Wege, weil ich zu bemerken glaubte, daß auch sie meiner ansichtig geworden wären und sich zu verbergen suchten.“

„Gottes Segen auf Euer Herz! Aber Ihr seid zu sanftmüthig für diese Welt!“

„. . . . Mag's doch, wenn ich mich im Rechten dabei fühle . . . . Seit der bitteren Erfahrung von damals habe ich Jahre lang die Weiber geflohen wie das Feuer. Und doch sollte ich noch eine machen, eine schmerzlichere als diese, aber eine, an die ich mit Wonne zurückdenke, und die Ihr auch hören sollt, falls Ihr noch Geduld und Lust besitzt.“

„Und Punsch,“ fügte der Diplomat hinzu, das Glas leerend und füllend.

„Ihr kennt das Café d'Orléans im Palais-Royal? Dorthin hatte ich mich eine geraume Zeit lang gewöhnt, ohne es zu wissen und zu wollen. Mein Platz war am Fenster, mit dem Blick auf den hellen, schönen Garten und die bis Mitternacht belebten Galerien des Palais. Ein unbeschreiblich hübscher Seh- und Traumwinkel. Die Laternen rund im Gebirte, das Mondenlicht auf den Rasenplätzen, die plätschernden Brunnen, die säuselnden Bäume: das lag drunten vor mir wie ein Feentraum, und durch die geöffneten Flügel klang verschwommenes Gehen und Reden, allerlei Geräusch und allerlei Duft und Hauch herauf. Im Estaminet rasselten indessen die Domino-Knochen, Garçons liefen mit vollen Kannen und mit leeren Tassen wider einander, und eine Menge müßiger Leute räkelten auf den kleinen rothen Schemelchen oder in den Divans umher. Dazwischen saß ich nun ganz allein, in meinem Gott vergnügt, und rauchte meine erste Cigarre, meine zweite, auch wohl meine

dritte, so immer in Gedanken weg, vielmehr ohne Gedanken. Und das war eben das Beste dabei.

Es sollte anders kommen. Gewiß schon Wochen lang hatte ich das Café besucht, ohne nur an die Dame des Comptoirs zu denken. Ich lüpfte, wenn ich eintrat und an ihrem Zehltische vorüberging, als höflicher Mensch den Hut, und es fiel nicht einmal ein zufälliger Blick auf sie. Wie ich saß in meiner Fensterecke, wendete ich ihr den Rücken zu. Eines Abends sehe ich im Spiegel mir gegenüber, wie durch einen Zauber in dieser Secunde aufgetaucht, ein wahrhaft schönes Frauengesicht, ganz blaß, durch das Glas und das Halblight des Zimmers vielleicht noch duftiger und leichter. Ich sage Euch, ein Rafael'scher Engelskopf, der aus Wolken herniederblickte."

"Aus Tabakswolken, versteht sich."

"Scherzt nicht, Diplomat, damit Ihr es nicht alsbald bereut. Ordentlich erschrocken drehe ich mich um, mein Auge begegnet dem ihren, sie wird, eben noch eine weiße Rose, plötzlich zur dunkelrothen, und ihre Hand läßt ein Bund Löffel, welche sie hielt, klirrend zur Erde fallen. Ich fahre auf meinem Sitze wieder nach der anderen Seite und versuche, wie vorhin, in den Garten zu sehen. Es ging nicht. Das blasse Antlitz hatte mir's angethan. Mein Blick blieb auf den Spiegel geheftet, und die Cigarre erlosch wenigstens sechs Male.

Von jener Stunde an habe ich, drei volle Monate lang, mit meinem Spiegelbilde den heimlichsten, heiligsten, unbewußtesten Geisterverkehr gepflogen. Jeden Abend, Schlag sieben, kroch ich die schmale, gußeiserne Treppe

aus dem Parterre-Salon in das Estaminet hinauf, meine Traum- und Himmelsleiter. Oben ging ich, wie sonst, mit einem stillen Gruß an dem Mädchen vorbei. Mein Platz war immer bereitet. „Versez au dix,“ rief es, sobald ich mich niedergelassen, und schon stand auch die Tasse und die Cigarrenschale vor mir. Dann, mit einem langsamen, zaudernden Vergnügen, wahrhaftig ich darf sagen, mit leisem Wollust-Schauer und in zitternder Andacht, schlug ich die Augen empor und in das Glas hinein. Da saß sie. Ein kleines Spizenhäubchen umgab wie ein Rahmen, wie eine Glorie vielmehr die reine Stirn, das schmale, blasse Gesicht und die weichen, einfach gescheitelten Haare. Sie trug nur dunkle Kleider, die Brust und Schultern züchtig verhüllten, und selten sah ich ein Lächeln durch die rührenden Züge, um die schmalen, geschlossenen Lippen gleiten. Ihr Amt beschiedte sie mit Besonnenheit und Würde, und wer ihr nahe kam, Gäste und Kellner, schien, gleichsam in einen Zauberkreis gezogen, leiser aufzutreten, minder laut zu sprechen. Das alles beobachtete ich in meinem Spiegel. Ob mein Auge dem ihrigen begegnete, ob sie meine Beschaulichkeit ahnte und empfand, ich wußte es nicht und wollte es nicht wissen. Ich hatte noch kein Wort mit ihr gewechselt, und um die Welt wäre ich nicht im Stande gewesen, beim Weggehen, so wie es Viele thaten, mit ihr zu rechnen. Beim Kommen und beim Scheiden ein Neigen des Hauptes von ihrer Seite, von der meinigen ein Compliment; darauf beschränkte sich unser Verhältniß, und nie hat mich das innigste und nächste, mit ihr selbst später, wieder so rein und so voll glücklich gemacht.



Es ereignete sich, wohl ein Vierteljahr nach unserem ersten Finden, eine Scene, die mit einem Schlage die Pforten unserer Seele aufschloß, eine im Stillen und im Dunkeln gereifte Knospe zur Blüthe sprengte. Bis dahin schloßen unsere Herzen wie zwei Kinder neben einander, in nächster Ferne, in fernster Nähe. Obgleich ich niemals eine Sylbe, ja nicht einmal einen Blick des Einverständnisses mit ihr getauscht hatte, wäre ich doch darauf gestorben, daß sie es wußte, wie lieb sie mir war. Und so fühlte auch ich von ihr und mit ihr und in ihr. Diese Scene der Erklärung ward herbeigeführt durch einen rohen, trunkenen Gesellen, welcher das Mädchen in dem Comptoir mit seinen Zärtlichkeiten mißhandeln wollte. Ich kann Euch nicht sagen, wie alles vorging, auch war es das Werk nur einer Minute. Als ich, immer in meinem Spiegel, bemerkte, daß eine freche Hand sich nach der ihrigen ausstreckte und sogar ihre Wangen berührte, war es nicht anders, als ob ein Nebel über das Glas ränne und alle Bilder in demselben auseinander flößen. Ich sprang auf und drehete mich um, da hatten aber schon vier Arme den Menschen gefaßt, und vier andere warfen ihn die enge Treppe hinunter. Es mag für die drunten hübsch ausgesehen haben, wie der schwere Körper die schmalen Stufen so rasch herabgerasselt kam, und sie begriffen auch gleich, um was es sich handelte. Ein Kellner unten nahm ihn in Empfang und schickte ihn weiter in's Freie. Die Messingthür flog klirrend hinter ihm zu. Ich hörte entfernt noch sein Schelten und sein Fluchen.

Lieben Freunde, daß Ihr es nicht weiter sagt! Er

schalt und er fluchte deutsch, fertig deutsch, vollendet deutsch, national-deutsch!

Als ich, wie gesagt, nach einer Minute dieses Zwischenspiels wieder in den Spiegel sah, — da wußte ich es, da wußte sie es. Ihr Blick war gesenkt, ihre Wange brannte, ihre Hand zitterte sichtlich, und da sie das Auge aufschlug, — o Gott, mit einem Strahle der frommen, beschämten Unschuld, die um Vergebung fleht für eine Schuld, die nicht die ihrige, mit einem Strahle der süßesten Bangigkeit und der zartesten Bitte, wie es niemals wieder mir geschienen hat und nirgends zuvor, — ja, da ließ ich meine Stirn in die hohle Hand sinken, und durch mein offenes Herz zogen klingend und jubilirend die Engel einer schönen Stunde.

Desselbigen Abends redeten wir zum ersten Male mit einander, viel und wenig. Einige Tage darauf gingen wir, Arm in Arm, im Tuilerien-Garten. Nun war sie mein. So oft ihre Pflicht und die meinige es gestatteten, freilich selten genug, fanden wir uns an drittem Orte; es war Sommer, ach, wohl ein herrlicher und reicher Sommer für mich, und an ihrer Hand wanderte ich durch alle die reizenden Idyllen, mit denen das große Drama eingefaßt ist. Jedes Dorf um Paris, jeder Garten, jeder grüne Hügel, jeder lachende Fleck am Seine-Ufer war unserer Liebe, unseres Glückes verschwiegener Zeuge. Freunde, solch' eine Zeit gibt es nur einmal in jedem Leben, nur einmal auf der ganzen Erde gibt es solch' einen Engel. Ich hebe die Hand vor Euch auf zum Schwure: sie war rein wie Keine mehr, rein geblieben in diesem Wirbel der Verführung, in diesem

Pfuhl des Sittenverderbens. O, ich kann es Euch nicht sagen, welches Weib ich in ihr besessen habe, besessen und — verloren.

Der Herbst kam. Die Blätter fielen ab, unser Glück blüdete fort. Der Winter kam. Der Himmel umwölkte sich, unsere Liebe blieb blau und klar und sonnig=heiter. Der Frühling kam. Die Knospen schossen, — ach! und im Mark und im Saft unseres Bundes schoß und trieb ein gefährlicher Keim: die Eifersucht. Nicht bei mir. Ich hätte mein Leben auf ihre Treue gebaut. Aber sie wollte ahnen oder empfinden, ich sei kalt geworden, ich genüge mir nicht mehr in ihren Armen, ich suche vornehme Gesellschaft und eine vortheilhafte Verbindung. Gott weiß es, daß sie mir Unrecht that, und noch mehr wehe als Unrecht. Falsche Freunde hatten ihr in's Ohr geraunt, mein Prinzipal wolle mir seine Tochter zur Frau geben und mich in das Geschäft aufnehmen. Sie meinte darin eine Zukunft für mich zu sehen, der nur sie im Wege stünde, und dies Bedenken, zu ihren anderen Besorgnissen gesellt, verknöcherte in ihr zu einer stets wachsenden Krankheit, gegen welche alle meine Liebe und meine Treue nichts vermochten. Das Unglück wollte, daß ich für das Geschäft eine Reise nach England antreten mußte. Am Vorabend derselben goß ich vor ihr meine ganze lautere und warme Seele noch einmal aus, ich beschwor sie auf den Knien, sich und mir zu vertrauen, ich erinnerte sie an die erste, selige Zeit unserer Liebe. Sie drückte mich, weinend wie ein Kind, an ihre Brust, und ich ging.

Als ich nach sechswöchentlicher Abwesenheit wieder-

kehrte, war natürlich mein erster Gang in die Galerie d'Orleans. Mein Gott! wenn ich heute noch daran denke, mit welchen Empfindungen ich die Treppe hinauf eilte, wie meine Kniee schwankten, meine Augen flimmerten, mein Herz bis zum Ueberwallen klopfte! Ich trete ein — und an dem Comptoir sitzt eine fremde Gestalt, ein dickes, altes Weib. Wie mir zu Sinne wurde, brauche ich Euch nicht zu sagen; ich mußte mich, um nicht umzustürzen, am Geländer der Treppe halten. Der Garçon begrüßte mich wie einen alten Kunden des Hauses. Mechanisch ließ ich mich von ihm an mein Tischlein geleiten, und ehe ich noch gefragt, erzählte er mir mit einem halb pfißigen, halb mitleidigen Gesichte, indem er Kaffee ein-schenkte, daß Mademoiselle abgereist sei, schon vor vier-zehn Tagen. „Elle a tant pleuré, Monsieur, la pauvre fille. Mais prenez - vous un petit verre?“ das sagte er. Ich antwortete nichts, ich nahm nichts, ich zahlte nichts. Ich stürzte heim, denn ich war noch nicht in meiner Wohnung gewesen, und mein Portier übergibt mir einen Brief. Von ihr, von ihr!

Wisset: sie war abgereist nach Montpellier zu einer Tante. Sie schrieb mir das; sie fügte hinzu, ich solle sie nicht unglücklich machen und mich nicht, ich solle bleiben und thun, was ich thun müsse. Mit ihr wäre es vorüber.

Nichts von meiner Zerschmetterung. Ich wollte ihr nachfliegen, und ich konnte nicht. Die eherne Pflicht hielt mich zurück. Dagegen jagte ich ihr ein Blatt nach, worauf ich meinen ganzen Zorn und meine ganze Liebe geworfen hatte. Keine Antwort. Ich schrieb zum zweiten

Male, ich bat, ich weinte. Keine Antwort. Ich schrieb zum dritten und sandte ihr einen Ring, den ich aus London für sie mitgebracht, einen Ring mit meinem Namen und dem ihrigen. Das Etui kam uneröffnet zurück. Darauf ward ich's müde, meine Natur erlag wie ich. Ich fiel in eine lange, schwere Krankheit. Und, Freunde, wie ich so besinnungslos, schwankend zwischen Tod und Leben, in Kampf und Krampf auf meinem Schmerzenslager mich wälze, da erscheint mir durch den Nebel scheußlicher Spukbilder und Visionen, wie ehemals im Spiegel, eine Gestalt, die ich erkenne; eine Stimme dringt durch den Lärm des Fiebers an mein Ohr, bei welcher ich hoch empor fahre aus meinen Rissen. Die Aerzte schleudern mich zurück, man bindet mir Arm und Fuß; alle Kraft erlischt in mir, alles Blut stockt; Freunde knien zu Füßen des Sterbebettes und beten, und zu Häupten weint die bekannte Stimme, und auf meiner Stirn fühle ich neben dem kalten Schweiß des Todes eine heiße Thräne. Ja, sie war es, Freunde, sie war es. Die große Strecke hatte sie allein und im Fluge zurückgelegt, als ihr durch eine Freundin, die den Auftrag hatte, über mich zu wachen, die Nachricht von meiner Gefahr zukam. Nun bettet sie sich zu mir, sie schläft auf dem Teppich vor meinem Lager, sie verläßt mich nicht eine Stunde lang, sie wird mein Lebens-Engel, um wieder zu verschwinden, sobald ich genesen bin. Zum Bewußtsein zurückgekehrt, erkenne ich sie, ich errathe, was vorgegangen ist, ich drücke ihre helfende und heilende Hand unter tausend Thränen an meine Lippe, und eine Stunde

lang kehrt das alte Glück und der alte Frieden zwischen uns zurück.

Später nahm ich auf ihrem Gesichte mit Entsetzen Spuren einer seltsamen Veränderung wahr. Der sanfte Strahl ihrer Blicke war zu einem wilden Feuer erlodert, die Ruhe der edlen Züge zerstört, der Mund verzerrt. Ich dringe in sie, mir zu erklären, was mit ihr vorgegangen sei. Nach langem Weigern erzählt sie mir, sie habe sich für ein Theater in der Provinz anwerben lassen. „Du bist,“ sprach sie mit klangloser, bebender Stimme, „Du bist und bleibst nun doch einmal verloren für mich, und darum will ich das Leben von einer anderen Seite auffassen; Ehrgeiz und Eitelkeit sollen meine Leidenschaften werden, genießen will ich. Die Französin ist in mir erwacht.“ Vergebens beschwöre ich sie, abzulassen von einem so fürchterlichen Wege. Die ehemaligen Scenen wiederholen sich unter uns. Ich lasse am Ende das Wort „Heirath“ fallen, da springt sie wüthend auf, wirft mir einen Blick zu, den ich niemals, niemals vergessen werde, und fragt: ob ich ihre Liebe für einen feigen Egoismus nehme, ihre Opfer für eine bürgerliche Speculation. „Du verstehst mich nicht,“ setzte sie sehr ernst hinzu, „und vielleicht hast Du mich nie verstanden.“ Tags darauf war sie abgereist.

Der Arzt, den ich um ihren Zustand, wie um den meinigen befragte, drang in mich, aus Pflicht für mich und für sie, in den Schwächen der Genesung ein so aufreibendes und gefährdendes Verhältniß nicht gewaltsam fortzusetzen. „Lassen Sie,“ rieth er, „diese excentrische

Natur ihre Bahn auswandeln; ich fürchte, sie steht bald am Ziele."

Sein Wort wurde rasch erfüllt. Zwei Jahre lang konnte ich in den Zeitungen die Unglückliche verfolgen, welche von Stufe zu Stufe die schlüpfrige und schwindelnde Leiter ihres neuen Lebens hinaneilte. Sie feierte Triumphe, aber zwischen den Zeugen derselben, zwischen den Reihen der Journale, glaubte ich das vergeudete Herzblut eines armen, verirrtten Weibes strömen zu sehen. Alle unmittelbare Verbindung zwischen ihr und mir war zerrissen, bis mir, — vergangenen Monat sind es zwei Jahre geworden, — ein Couvert, von fremder Hand adressirt, aus Marseille zukam. Ich reiße es auf, denn ich wußte, es war von ihr; es standen auf dem Innern des Umschlages, von ihrer Schrift, nur verzogen und wie zitternd, die paar Worte: „Tu avais raison.“ Ich packte ein, ich eilte nach Marseille, — — — — —

Drei Tage noch, und sie starb, versöhnt und verklärt, in meinen Armen."

Hier schwieg der Cravaller still. Der Poet desselbigen gleichen. Und der Diplomat sagte, mit der Hand über die Augen fahrend: „Zwei Grisetten, nichts mehr; aber es ist doch schön.“

---

## II.

Des Diplomaten Geschichte wird schwer so wiederzugeben sein, wie sie von ihm kam. Er sprach, wie er ging, sehr rasch, sehr hastig, oft abgebrochen, mit langen Pausen. Den Zweien, die ihn anhörten, mußte er den Rücken kehren, anders that er's nicht. Sie saßen, wie immer, an dem runden Tisch in der Mitte, er vor dem Kamin, in dem das erste Feuer des Winters glimmte. Wind und Regen schlugen als passende Begleitung gegen die Fenster, alle Augenblicke wirbelte eine Rauchwolke durch das Gemach, welche den Erzählenden nöthigte, aufzustehen, sich zu unterbrechen und einige Gänge auf und nieder zu machen. Der Cravaller flüsterte dem Poeten mehr als einmal zu, es sei ihm unheimlich. Aber der schüttelte mit dem Kopfe, den er auf seine beiden Arme gelegt hatte und diese auf den Tisch.

So begann der Diplomat:

„Ich bin, Ihr wißt das noch nicht, armer Leute Kind. Das ist mein erster Kummer im Leben gewesen. Die Armuth ist ein Glück für Einen, der arm ist, ich meine am Geiste, wie das Evangelium spricht. Menschen mit lebhafter Einbildungskraft sind immer Menschen von vielen Bedürfnissen. Ich habe vor Wuth geheult, wenn ich in die Röcke und Hosen eines älteren Bruders hinein-



wachsen mußte, statt neues und feines Tuch zu tragen. Der Junge, der in der Schule dicht unter mir saß, saß im Leben über mir, weit, weit. Ein dummer Schlingel. Er schrieb meine Arbeiten ab und beschwerte sich hernach bei dem Rector, ich stänke nach Käse, er könne es nicht bei mir aushalten. Seine Eltern waren die einzigen Reichen im Orte. Und ihr Haus lag dem, worin wir zur Miethen wohnten, Vater, Mutter und neun Kinder in zwei Kammern, gerade gegenüber. Diese Ironie des Zufalls, welche ich vielleicht empfand, ich allein unter Allen, hat mich hart gemacht, bitter, schlecht und eitel. Alle Woche hatte eins von uns Geschwistern die Aufgabe, die Kleider und Schuhe der ganzen Familie zu reinigen. Mein Vater, als alter Militär, hielt streng auf Propreté, wie er's hieß. Wie viel Thränen habe ich in die Stiefelwische geweint! Mit welchem Grimm hieb ich auf die Lumpen meiner Brüder los, bis meine Mutter aus der Thüre trat und mir zurief: „Junge, bist Du gescheit? Du schlägst ja alle Wolle vor der Zeit herunter!“ Lieber Gott! Wolle! Ich habe mein Tagß nur Faden gesehen, die Wolle trug der Alte immer rein ab. An uns Kinder kam die nicht. Das Jüngste ging wie in Seide oder Spinnwebe.

Ich mußte studiren. Nicht weil ich Talent hatte. Das ahnte keine Seele in mir, außer ich selbst, doppelt unglücklich dadurch. Nein, nur um der Familie eher eine Stütze werden zu können. Was wie eine Last von Kindesbeinen an auf mich drückte, sollte ich noch stützen. Der Vater bettelte bei seinen Vorgesetzten ein Stipendium für mich. Ich selbst wurde an den reichen Mann gegen-

über abgeschickt, um Reisegeld zu holen. Sein Sohn fuhr eben auch in die Fremde ab, in eigenem Wagen, mit zwei Bedienten und einem Informator. Zehn Thaler bekam ich. Die Universität war vier und dreißig Meilen von uns. Nun rechnet nach! Aber einen Thaler forderte mir die Mutter erst noch ab für meine Schwester, die confirmirt wurde.

Als Student rang ich noch verzweifelter mit dem täglichen Leben. Entbehrungen, wo Faule sich in Genüssen wälzten. Sklavendienste für Brod und Hemd wann Fleißige der Wissenschaft opferten. Im vierten Semester wurde ich relegirt. Warum? Ein Mensch hatte mich im Colleg insultirt wegen meines abgerissenen Rockes. Ich nahm mir Genugthuung durch eine Ohrfeige. Denn die Kosten eines Duells hätte ich nicht bestreiten können. Nun nach Haus! Mein Vater wies mir die Thüre. Ich habe ihn nicht wieder gesehen, und Keinen von den Meinigen, Keinen.

Gleichviel, wie und wann es mir gelang, mich aus dem größten Noth heraus zu arbeiten. Ich lasse da eine Lücke im Leben, an die ich selbst nicht gern zurückdenke. Ein Abgrund, nicht eine Lücke. Hätte ich nicht eine eherne Natur, ich wäre untergegangen, oder — hinabgesprungen. Ich hatte was gelernt, wahrhaftig ich hatte. Und mit meinen sechs oder sieben Sprachen, und mit meinem Wissensschatz in Geschichte, Weltweisheit und Gottesgelahrtheit habe ich gehungert, gedürstet, gefroren. Seht her! Diese Arme trugen Lasten, ruderten Rähne, schoben Karren. Sie haben mich erhalten, nicht der Kopf." —

„Da irrt Ihr,“ sagte der Poet dumpf und unwillig. „Euer Arm wäre nicht stark gewesen, wenn es der Kopf nicht war; er wäre noch stärker gewesen, wenn das Herz nicht gar zu schwach.“

„Ihr habt gut reden, Poet! Ihr wißt es nicht mehr, aber ich weiß es noch, ich habe Euch gleich erkannt und nur das Maul gehalten bis heute. Wir haben uns schon einmal gesehen, damals, in meiner schwarzen Periode.“

„Wie das? wo das?“

„Ihr fuhr in Hamburg auf dem Alster-Bassin spazieren. Ihr und ein schönes Weib. Ihr lagt zu ihren Füßen und schriebt in ein sassianenes Briestäschlein, während sie zur Guitarre sang. Lauter Lust und Liebe und Poesie. Der Himmel mußte Euch sehr blau sein. Mir war er grau. Denn ich stand am Ruder und leuchte und schwitzte. In diese Rechte drücktet Ihr beim Aussteigen eine Silbermünze, die wie Feuer darin brannte. O, wie habe ich Euch damals gehaßt und verachtet und beneidet!“

. . . . Aber der Poet war schon lange aufgesprungen und preßte den Freund schweigend und bebend in die Arme, während der Cravaller mit rührender Güte seine Hände streichelte. Der Erzählende fuhr unter ihren Lieblosungen ruhig fort:

„Närrische Kerls! Ich sage ja das nicht, um zu prahlen. Mein vergangenes Glend ist kein Antisthenes-Mantel für mich. Nein, ich tausche es nicht einmal mit dem anderen Glend um, das mir geworden wäre, wenn ich ruhig meinen Weg fortwandelte, wie so viele Andere.“

Dann stünde ich jetzt sonntäglich auf der Kanzel, säße auf einem obskuren Dorfe meilenweit von aller Civilisation, zöge Kinder und Bohnen groß — So bin ich — ich selbst! Mein Leben verzehrt sich wie jeder Tag desselben; rasch, bewegt, groß, schön. Ich bin frei, Freunde, frei wie der Vogel in der Luft!“

„Vogelfrei!“ warf der Poet wiederum dazwischen und ließ den Kopf sinken.

„Mag's doch! Ich bin geworden, was ich werden konnte. Glücklich war ich doch nicht, nirgends, niemals. Es gibt Menschen und Zeiten, welche diese Aufgabe nicht lösen können, glücklich zu sein, und wieder andere, denen sie wie eine reife Frucht von selbst in den Schooß fällt. Genug das!

Von Paris machte ich mir trotz aller Enttäuschungen und Erfahrungen in der Welt immer noch die überschwänglichsten Ideen. Ich meinte, da hingen die Existenzen wie Maskenanzüge fertig und zur Auswahl, man dürfe nur zugreifen. Bei aller Härte bin ich ein Joseph geblieben mein Nebelang, oder ein Jacob: will sagen ein Träumer. An eine unbekannte Stadt, an ein fernes Gebirge knüpfte ich die wundersamsten und ausgelassensten Hoffnungen. In jener sollte mich ein Fürst, ein Minister, ein Großer finden, und ich hinter diesem eine Hütte und ein Herz, Frieden, Rast, Glück, Liebe und so weiter. Ihr kennt das. Kam ich hin, so war's ein Berg wie alle Berge, eine Stadt wie alle Städte. Und mit mir blieb es beim Alten. Nur Paris, Paris. Das mußte einschlagen. Ich hatte ein Empfehlungsschreiben, ein einziges, an eine vornehme Frau. Dies war mein

Schlüssel zu dem Paradies. Damit kam ich in gute Gesellschaft, in die Welt der Herzoginnen und Marquisen. Ich brauchte als Fremder nur interessant und einsam hinter einer seidnen Gardine zu stehen, um mein Glück zu machen. Winke mit dem Fächer, Billets=doux auf Rosablättern mit der Grafenkrone, verstohlene Fahrten in Bierspännern auf ein Landhaus mit Marmorsäulen und Myrthengebüsch, — mein Schloß war fertig. Schade nur, daß es in Spanien stand, statt in Frankreich!

Mit solchen Gedanken gelangte ich nach Paris. Dreimal war ich bei der Dame, an welche mein Begleitschreiben lautete. Das erste Mal war Madame noch auf dem Lande. Das zweite Mal empfing Madame nicht. Wohl zu merken, jedes Mal kostete mich zwanzig Sous für einen Wagen und vier Sous für den Stiefelpußer; ein Opfer, wofür ich drei Mittage fasten mußte. Bei dem dritten Besuche ward ich angenommen. Ein herrlicher Saal voll Herren und Damen. Alle hatten dunkle Handschuhe an, wie es sich bei einem Morgenbesuche gehört; ich allein strahlte mit zwei großen, buttergelben Fäusten, die ich abwechselnd in den Hosentaschen zu verstecken trachtete. Darüber erröthete ich. Die Frau vom Hause empfing den Brief, las kaum die ersten Zeilen durch, sprach zehn Worte mit mir, lobte meinen Accent und fügte mit einer holdseligen Neigung des Hauptes hinzu: „Wenn ich dem Herrn in etwas nützlich sein könnte, würde es mir ein Vergnügen sein.“ Ich verstand und packte mich, von Niemand bemerkt, als von den Domestiken, die mich im Vorzimmer auslächelten.“

„Und die Dame?“

„Ich habe sie nicht wieder gesehen in den ersten zwei Jahren meines Pariser Aufenthalts. Hernach begegnete sie mir in einem Salon; sie erkannte mich, weil ich Mode war, sie bejammerte es entsetzlich, damals meine Adresse verloren zu haben, aber sie hatte sie gar nicht verlangt und nie erhalten.“

Nun war es mit meiner großen Carrière in Paris aus. Ich fing klein an, zog in eine Vorstadt, sieben Stiegen hoch, zeichnete Muster, schrieb Rechnungen, säumte sogar Sacktücher für die Frau, bei welcher ich wohnte. Ein Zufall führte mich in ein Banquierhaus, dessen Chef ein Deutscher. Bald darauf ward ich Hauslehrer bei seinen zwei Kindern, also ein geborgener, ein gemachter Mann.

Der Banquier war seiner Zeit nach Paris gekommen, wie ich. Nur hatte er auf seiner Schulter ein Bündel Kleider mitgebracht, freilich nicht zum Tragen für sich, sondern zum Verkaufen an Andere. Jetzt machte er ein Haus, hielt sechs Pferde, zwölf Hunde, zwanzig Leute, mich und die Bonne und die Haushälterin eingerechnet. Ich aß mit diesen Beiden und mit drei Commis des Bureaus, alten Inventarstücken der Firma. Recht lustig sind wir gewesen in unserem Speisesaal unter der Erde, eine Treppe tief. Lustiger als die erste Etage. Auch speisten wir, Dank der Haushälterin, eben so gut wie diese, noch besser sogar, weil einige Stunden vorher. Alle Monate bekam ich ein Billet in die große Oper, wenn es Winter war, und im Sommer Urlaub auf das Land. Natürlich konnte mich die Frau vom Hause nicht

mitnehmen in ihre Loge, nein, ich ging nur in's Steh-Parterre; aber das verhinderte nicht, daß meine Augen mehr an der ersten Galerie hingen, als auf den Brettern. Dort war meine Welt. Schöne Weiber mit nackten Schultern und feurigen Blicken, blasser Gesichter voll Ueberdruß und Verlangen, voll Reiz und Ermüdung. Und Diamanten und Sammet und Seide, dunkle, duftende Haare, weiße, duftende Hände. Soll mich Gott strafen, aber ich fühlte, daß droben meine Stelle war, nicht drunten, wo sich ein grober Kock an mir rieb und schmutzige Finger eine verschimmelte Orange unappetitlich zerrissen. Dort saßen eine ganze Menge erbärmlicher Kerls, Strohmänner ohne Saft und Kraft, mit den goldenen Corgnon's aus Verlegenheit an den Lippen spielend, statt die schönen Weiber nebenan zu unterhalten, statt heiße Worte in diese offenen Ohren zu lispeln und die freiwallenden Busen ängstlich klopfen zu machen.

Das ist mir immer in meiner eigenen Natur ein Widerspruch gewesen. Niemals habe ich eine Befangenheit gespürt, ein unbeholfenes, linkisches Wesen, ein Stammeln und Trippeln, wenn ich unter recht vornehmen, fremden Leuten war. Dies mußte so sein, dächte mir. Ich fühlte mich behaglich im exotischen Duft des Boudoirs, unter dem Sichtmeer des Salons. War ich dann wieder auf meine Zelle zurückgekehrt, so drückten mich die vier engen, kahlen, dunklen Wände mehr als jemals. Gott! mit welchen Empfindungen, wie voll und wie gepreßt das Herz, bin ich nach solchen Abenden auf mein niederes Lager gesunken! Ich lag auf dem Koste des Laurentius und briet an dem langsamen,

prickelnden Feuer maßloser Eitelkeit, unersättlichen Genußdurstes, wüthender Gier nach Größe und Fülle des Lebens. Und wieder gab es Momente, wo dasselbe Gefühl wie empfindsam und zärtlich in mir aufschauerte. Ich hätte jede dieser schönen, leichten, geschmückten Gestalten anbeten mögen, wenn sie der Engel geworden wäre, der mich aus meiner Niedrigkeit zu sich emportrüge. So Manche verlangte ja wohl nach Liebe, so mancher Blick starrte verlassen, suchend, träumend in's Weite, so manche Brust hob sich unter stillen Seufzern. Ach, in nächster Nähe schlug ein junges Herz, das Euch alles, alles, alles gegeben hätte, wenn Ihr es erkannt und geliebt!

Mein Trost war ein liebes Töchterlein des Banquiers, meine Schülerin. Sein Sohn versprach wenig. Er redete, zur Verzweiflung der Mutter, ein gräßliches Deutsch, das halb an Jerusalem und halb an Frankfurt mahnte. In den kleinen Kopf ging nichts, weil er schon voll war von den Ziffern des künftigen Besizes. Ganz das Gegentheil seine Schwester, ein Kind mit dem schönsten Lockenhaupt, das ich je gesehen, und mit tiefblauen Augen, woraus ein Himmel von Unschuld strahlte. Die Kleine hatte mich sehr lieb. Ich lehrte sie Klavier. Als sie mit den kurzen, niedlichen Fingerchen das erste Mal die Scala geläufig und correct spielte, vergoß der Banquier Freudenthränen, und seine Frau schenkte mir einen Ring. Es waren nette Leute. Ohne das Mädchen hätte ich aber doch nicht bei ihnen ausgehalten. Dieses zählte sechs Jahre. Da mußte der Alte schon mit ihr glänzen, es hielt ihn nicht mehr. Er gab musikalische



Soirées, der Sammelplatz der besten Gesellschaft in Paris, den sogar das Faubourg St. Germain nicht verschmähte. In einer solchen wollte er sein Kind spielen lassen. Ich weigerte mich, ich rieth ab, ich bat. Umsonst. Der Mann hatte Recht. „Was wollen Sie?“ sagte er, „die Menschen gähnen mir in meinen besten Zirkeln, die Italiener sind abgenüßt, die Virtuosen ziehen nimmer. Ein neuer Reiz, eine Erfindung. In meinem Hause, Sie verstehen!“ Das arme Kind weinte. Die Bonne versprach ihm eine neue Puppe. Endlich sagte es: „Ja, aber nur, wenn der Herr Candidat bei mir ist.“

So kam ich in den Salon. Bisher hatte ich mit der Bonne nur durch die Fenster gelugt, die Kutschen anfahren sehen, die Atlaskleider aussteigen. Es war ein großer Entscheidungstag für mich. Ich stand in einem Winkel, ganz Auge und ganz Ohr, nur nicht für Musik. Die Hausfrau gab mir ein Zeichen. Darauf holte ich meinen kleinen Engel. Ich trug ihn an's Piano. Alle Welt staunte, was da werden sollte; ich hörte, wie man sich fragte: Wer ist dieser Herr? Das Kind setzte sich auf ein eigenes Schemelchen, weil ihm die Stühle zu niedrig waren. „Vous verrez,“ sagte der Banquier. „Vous entendrez,“ erwiderte die Banquierin. Beiden stand der Angstschweiß vor der Stirne. Mir nicht, dem Kinde auch nicht. Es sah die fremde Menge an, dann mich und lächelte. Ich küßte es auf die Stirn. Nun hub es an. Erst allgemeine Stille, dann Beifallssturm, ein unendlicher Erfolg. Das Kind wurde auf das Klavier gestellt, damit alle Welt das Wunder sehen konnte; es ging von Arm zu Arm, Herzoginnen wiegten es auf den

Knieen, Fürstinnen wühlten in dem schönen Haare. Ich stand von fern und schlug an meine Brust. Aber mein kleiner Engel ward scheu und weinte nach mir. Ich drängte mich zu ihm . . .“

— Plötzlich sprang der Diplomat auf. Die Freunde hörten, wie seine Stimme zitterte, sahen, wie seine Brust sich krampfhaft hob. Er war in einer furchtbaren Aufregung. Sich gewaltsam fassend, sagte er:

„Seht, die Stunde ist allgegenwärtig. Hier auf diesem Flecke stand das Kind, und neben ihm knieete ein Weib, — o Gott, welch' ein Weib! — das küßte ihm die hellen Thränen aus den Augen, und das sagte, aber mit welchem Ausdrücke, mit welcher Stimme: „Armes Kind!“

Nur zwei Worte. Sie dachte, es hört oder es versteht sie Keines, weil sie in einer Sprache herausgestoßen worden, welche in den Pariser Salons nicht einheimisch ist. Ich kannte sie aber, und weil ich mit einem Blicke auf das Weib gleich wußte, was in ihr war, gab ich ihr in derselben Sprache zurück. Auch nur zwei Worte. „Reiche Mutter!“ sagte ich. Und während die Kleine schmeichelnd zu mir emporlangt, richtet sich die Dame langsam von den Knieen auf, sieht mich groß, erschrocken und unglücklich an und flieht in die Menge zurück.

Das that nichts. Wir hatten uns gefunden. Das wußte ich. Mit einem Blicke, mit zwei Worten.

Ich will Euch nicht sagen, wer sie war, nicht einmal woher. Ich darf nicht. Ihr kennt mich. Ich habe nur einmal im Leben geliebt. Es war unmöglich, meinem Wesen nach, und es ist es noch, daß ich mehr als einmal

lieben konnte. Und wiederum: Ihr kennt mich. Also ahnt Ihr auch, wie ich geliebt habe.

Sie war es.

Nun laßt mir einen Augenblick Ruhe! Das Reden greift mich an. —

Ihr Mann war Gesandter. Diplomat also. Nun wißt Ihr, warum Guer Spitzname mich anfangs so hart und so schmerzlich traf. Ich fand darin eine ungeheure Erinnerung, einen Hohn, welchen das Schicksal durch Freundes Mund aussprach. Laßt nur, das ist längst überwunden.

Es ist nicht nöthig, daß ich Euch sage, wie noch an jenem Abend die Frau mich aufsuchte. Sie hatte sich selbst wiedergefunden, die Dame von Welt. Mit einigen Complimenten über mein Lehrtalent, mit Fragen der Neugier und Redensarten der Herkömlichkeit wollte sie sich von mir loswinden, den ersten Augenblick unseres Erkennens und Begegnens ungeschehen machen. Aber ich hielt diese stolze, spröde Natur fest an ihrem großen Geheimniß, das mir ein unbewachtes Wort entschleierte hatte. Ihr Herz hatte offen vor mir gelegen und aus einer tiefen Wunde geblutet; es konnte sich mir nicht mehr zuschließen; es war vorüber.

Wenige Tage nach der Soirée erhielt ich ein Billet von dem Gesandten, welches mich in sein Hotel beschied. Wir hatten eine kurze Unterredung mit einander, worin er mir sagte, seine Frau habe mich empfohlen, und wenn ich Lust hätte, meine gegenwärtige Lage zu verlassen, wäre er nicht abgeneigt, mich als Privat-Secretair anzunehmen: er bedürfe eines treuen und festen Mannes, der meine

Sprachkenntnisse besäße, und, fügte er schmeichelnd hinzu, das gewinnende Aeußere, welches für mich einnahm. Ich bat mir Bedenkzeit aus. Die Frau wurde nicht sichtbar. Als ich über den großen Hof des Gesandtschaftshotels ging, glaubte ich oben im ersten Stocke eine Gestalt wie die ihrige hinter der Gardine zu sehen. Ein Lichtschimmer blinkte durch verhüllte Fenster. Es war dunkel und still. Eine Stunde lang stand ich in der Einfahrt. Welche Stunde! Darauf kam der Wagen. Ich wartete, bis sie eingestiegen war. Sie lag, weit zurückgelegt, in den weißen Kissen. Der Mann neben ihr gähnte.

Mich fror. Ich stürzte nach Hause und begrub die brennenden Augen in dem blonden Lockenhaare meines kleinen, süßen Kindes.

Bald darnach war ich im Hause des Grafen eingewohnt. Ich bin drei Jahre darin gewesen. Soll ich Euch diese drei Jahre schildern? Jeder Tag war ein Himmel, jede Nacht eine Hölle. Oder umgekehrt. Ich zehrte mich auf, ich schwand zum Schatten, mein Spiegel erschrak vor meinem eigenen Bilde. Und gebt mir heute eine Stunde nur wieder, o, nur eine, eine kurze Stunde, ich werfe mein Leben dafür hin, diesseits und jenseits, wenn es Noth thut.

Freunde! Ich hatte gewähnt, in der Einsamkeit lodere die Leidenschaft am heißesten, fresse der Schmerz am tiefsten, nage am schärfsten Reue oder Begier. Es ist nicht wahr. Ich hatte gewähnt, ein einfaches, treues und frommes Herz liebe am lebendigsten, und in der Stille reife das schönste Glück verbundener Menschen. Es ist

nicht wahr. Wo Diamanten bliken, wo Seidenschleppen rauschen, wo die Sitte am höchsten und am hellsten glänzt: da lauert die Leidenschaft aus den Draperien vergoldeter Prunkgemäcker, da zischt die Eifersucht aus den Blumen und Edelsteinen der höchsten Stirnen, der stolzesten Busen, da winkt die verbotene Lust mit dem perlmutternen Fächer, da glüht die heimliche Sünde aus hundert Augen, aus tausend Kerzen. Der Salon ist ein fürchterliches Schlachtfeld der Passionen, eine Schädelstätte, eine Wüste, wenn ihn ein kaltes Urtheil und strenge Sittlichkeit betrachtet. Mir wurde er ein Paradies. Ach, ein ewig verlorenes.

Das Haus des Grafen war, wie begreiflich, eines der ersten in ganz Paris. Er machte einen Aufwand, welcher der Würde seines Monarchen entsprach. In seinen Gesellschaften versammelte sich, was in irgend einer Weise ausgezeichnet war oder schien, der Adel der Geburt, des Talents und des Besitzes. Ich stand also im Mittelpunkt aller Kreise, in die ich sonst nur von ferne gesehen hatte. Die Gräfin führte mich selbst dahin. Nicht als ein Untergeordneter und Dienstbarer, nein, wie ein Glied des Hauses wurde ich von ihr und ihrem Manne, so nach auch von den Uebrigen, betrachtet und behandelt. Meine musikalischen Gaben mußte ich geltend machen, meine Sprachfertigkeit, mein Vorlesetalent; Schritt für Schritt leitete mich eine weise und mächtige Hand die große Ehrentreppe zum Allerheiligsten hinauf, und mit jeder Stufe wurde mir gezeigt, wie lächerlich, wie klein, wie wesenlos dies ganze Treiben sei, und als ich oben stand, für einige Zeit der Mann des Tages und der

Mode, da lag das früher gelobte Land so tief und so weit unter mir, daß ich mit Beschämung und mit Lächeln an den Weg zurückdachte. Ich drückte die Hand meiner Führerin erschütterter an's Herz, und sie sagte nun mir schwer und bedeutend: „Nicht wahr, mein Freund, nun kehren wir um und zu uns selbst zurück?“

Die Gräfin ist das merkwürdigste Weib, welches in einer reichen und langen Erfahrung mir vorgekommen ist. Ohne blasirt zu sein, verachtete sie die ganze Umgebung, die große und glänzende Scene ihres Lebens aus vollstem und stolzestem Herzen. Sie kannte alles, sie hatte alles durchgelebt und ausgelebt, hinter jede Couliſſe geblickt, in jede Falte, in jeden Abgrund. Während ein gewöhnliches Herz unter solchen Studien erkaltet und zusammenschrumpft, war das ihre nur wärmer und weicher geworden, freilich nach innen gewendet und immer verhüllt. Sie war bis zur Reizbarkeit empfindsam, und hart bis zum Hochmuth. Niemals habe ich ein Auge gesehen, welches die verschiedensten und grellsten Empfindungen so rasch und so voll ausdrücken, so mächtig und so hoch zurückdrängen konnte. Wenn sie es in stillen mitternächtigen Stunden mit dem wärmsten Strahl der Liebe und der Hingabe auf mir ruhen ließ, o dann hätte ich darauf geschworen, das unschuldigste und einfältigste Kind einer ländlichen Hütte in meinen Armen zu halten. Und wieder, wenn im Salon ein Seitenblick des Spottes, ein Wink des bittersten Hohnes, ein Blick der Verachtung verstoßen zu mir herüberzuckte, um mir wieder eine Dummheit oder eine Schlechtigkeit in der Nähe anzudeuten, so war in diesem blassen, scharfgezeichneten Gesicht,

in diesen dunklen Augen auch die leiseste Flamme eines weiblichen Gefühles erloschen, und es schauerte mich aus den Wellen ihrer schönen Marmorbrust eine Todeskälte an, vor der mein innerstes Selbst erschrak.

Man sagt, in aller Liebe sei die Täuschung, der Wahn, der fromme Glaube das Beste. Mir ist dieses Glück nicht geworden. Gerade die Hand der Liebe zerriß mir alle Schleier und Nebel der Illusion und führte mich durch ein Labyrinth von Skepsis, durch lauter Verneinungen, zu sich selbst und zu mir zurück. Der Weg war lang, die Schule hart. Aber das Ziel und die Lehre deswegen auch doppelt hoch und tausendfach süß, reich und ewig. Ich genas von meinem Ehrgeize. Denn überall, wo ich den Sammet und die Seide der Ehre früher gesehen hatte, sah ich jetzt das schmutzige Unterfutter der Kriecherei und der Selbstverleugnung. Ich genas von meiner Genußsucht, weil ich an dem reinen, funkelnden Golde des Reichthums den Krost des ekelhaften Geizes, den Schweiß ägyptischer Dienstbarkeit unterscheiden lernte. Eine Binde nach der andern fiel von meinem Haupte. Isis entschleierte sich mir langsam und feierlich. Jedoch starb ich nicht zu ihren Füßen, sondern ich erwachte an ihrer Brust, klar, resignirt auf vieles, von allem Schwindel und allem Taumel frei, abgekühlt für die Welt und darum desto wärmer im innersten Leben, nicht mehr berauscht und noch nicht nüchtern, nur gesund in allen Dingen.

Glaubt mir: es ist eine Mähre, wenn es heißt, die Isis sei von Stein. Sie erscheint uns nur so, durch ihre sieben Hüllen gesehen. Ihr Herz ist Gluth und ihr Blick Licht für den Geweihten.

Ich muß Euch über einen Punkt aufklären, so widerstrebend ich es auch thue. Den Grafen meine ich. Er war ein guter Mensch und ein schlechter Diplomat. Damit wißt Ihr eigentlich alles. Ich that sein Werk für ihn, wenn es eines war. Durch diese Finger liefen manches Mal die Fäden, welche das große Puppenspiel zogen und lenkten. Seine Frau studirte ihm die Reden ein, welche ich entworfen hatte. Brauche ich Euch zu sagen, daß sie diesen Mann nicht liebte, niemals geliebt hatte? Es war eine Verbindung, wie sie in jenen Ständen gewöhnlich geschlossen wird. Sie sprach selten und ungerne von ihrem Verhältniß zu ihm. Nur das ärgerte sie, daß er Diplomat war. „Er schreibt mir das Gesicht vor,“ sagte sie, „welches ich machen muß. Ist an dem Hofe dort der Himmel klar, so darf ich lächeln; steht sein Herrscher mit dem hiesigen schlecht, so bin ich nicht zu Hause für Andere und langweile mich in meinem Cabinet für mich.“ Ein einziges Mal habe ich sie über ihre persönlichen und nächsten Beziehungen zu ihm gehört. Ich danke den Sternen, daß es das erste und letzte Mal war. In welcher fürchterlichen Aufregung warf sie sich an dem Tage an meinen Hals! Ich fürchtete, sie in meinen Armen sterben zu sehen, wie sie schluchzend und krampfhaft ausrief: „Nein, seinen Namen will ich nicht mehr hören, nicht mehr führen. Sein Name widert mich an. Er macht ihn zum Gespötte der Welt. Und ich soll um Liebkosungen bei ihm betteln, die er an meine Modistin wegwirft? Ich soll ihm alles, alles geopfert haben, damit die Weiber mit Fingern auf mich



weisen und die Männer mich impertinent und gierig angrinsen?!"

Das waren Auftritte, Freunde, die ich nicht von meinem inneren Gesichte verbannen kann, und streute ich auch die Asche eines ganzen Lebens darüber. Ich habe in die Häuser und in die Herzen der Menschen gesehen, an welchen das Volk wie zu einer privilegierten Classe emporstaunt, und ich schwöre es Euch zu, diese Häuser werden so gewiß fallen, bald fallen, als diese Herzen schon lange, lange gefallen sind. Sie glauben das nicht, sie leugnen es, sie wollen nicht sehen und nicht hören: laßt sie fühlen!

Es war im dritten Jahre meines Aufenthalts bei dem Grafen, daß sich aus kleinen und wenig bedeutenden Veranlassungen ein Zertwürfniß zwischen seinem Hofe und dem diesseitigen entwickelte. Wir saßen eines Morgens am Frühstück, der Graf schon angekleidet für die bevorstehende große Morgencour, als ein Cabinetscourier mit eiligsten Depeschen gemeldet wurde. Diese brachten entscheidende Verhaltensregeln für den Gesandten, er sollte mit dem Hofe brechen, offen und gewaltsam, jedoch nicht bis zum äußersten Extreme. Insonderheit wurde ihm aufgegeben, bei der nächsten Cour mit Eclat zu Hause zu bleiben, ohne einen ernstern Vorwand zu suchen. Des Grafen Noth und Verlegenheit brauche ich nicht zu schildern; er sah bereits seine eilige Abberufung und einen fürchterlichen Völkerring voraus. Wie ein Kind benahm sich der arme Mensch; wir mußten für ihn denken und handeln, während ihm der Kammerdiener die Gala-Uni-

form wieder auszog. Seine Besorgnisse rechtfertigten sich in der That, wenn auch nicht in dem Grade, wie er sie hegte. Das Wegbleiben des Grafen vom Hofe wurde wie eine schwere Majestätsverletzung geahndet. Unser Hotel, früher das Asyl guter Gesellschaft, ward gemieden wie ein Lazareth. Und obendrein durfte der Graf sich nicht darin abschließen, er mußte öffentlich erscheinen, im Theater, auf den Promenaden, um überall zu sehen, wie man ihm geflissentlich auswich, gröblich den Rückenkehrte. Die Gräfin litt getreulich mit ihm. Für ein Weib ist das wahrlich ein Leiden zu nennen. Sie trug es, wie der Mann es hätte tragen sollen. In der damaligen, wirklich peinlichen und nicht gefahrlosen Lage habe ich, wie in einer Feuer- und Wasserprobe, ihren Charakter, ihren Muth erst als bewährt, als über die gewöhnliche Weiber-Philosophie erhaben, kennen und anbeten gelernt. Sie, die früher Gesuchte, Umringte, Gefeierte, sah sich verlassen, wohin sie kam; ihr Mund, sonst ein Orakel, fand keine Ohren mehr, ihre Loge in der großen Oper, das Ziel aller Sorgen und aller Wünsche noch vor wenigen Tagen, war eine Einöde geworden, ihr Salon eine Wüstenei, worin nur einzelne Nachzügler, einige Malcontente, einige Nullmenschen, wie Strauße oder Kameele sich umhertrieben. Und wenn das Weib in der Welt stundenlange Demüthigungen und Kränkungen getragen hatte, so wartete ihrer daheim noch das härteste aller Schauspiele: der Mann mit seinen Schwächen und Launen, und mit seinem erbarmungswerthen Zorn, seiner rathlosen Verzweiflung. Nach solchen Martertagen

flüchtete sie zu mir; ich hatte das süße Glück, diesen fast gebrochenen Stolz aufrichten, dieses edle, kranke Herz wieder in sich selbst zurückführen zu dürfen. Nur bei mir konnte sie ohne Zwang und ohne Scheu weinen, sich erleichtern und erniedern. Und, es ist wahr, sie weinte damals oft. Das Weib behauptete zuletzt seine Rechte. „Nur abreißen,“ flehte sie; allein die Pflicht verbot es. „Auf das Land denn!“ Nein, lautete die Antwort, es wird ausgehalten, so lange es uns gut dünkt. Und nicht einmal das Haus war ihr und ihm eine Freistätte, weil die ausdrücklichsten Befehle kamen, sich oft und frei öffentlich zu zeigen.

Denke ich jetzt an jene Zeit, so erscheint mir ihr Leid ein kleines, ich kann darüber lachen. Ihr gegenüber vermochte ich es nicht. Auch wenn ich sie nicht so grenzenlos geliebt hätte, würde ich mit ihr gezürnt und getrauert haben. So mischte sich bei uns Zorn, Liebe und Trauer immer zusammen, eines im anderen stärker oder auch schwächer. Und ich kann sagen, wir sind uns niemals eigentlich näher gewesen, als in jenen Wochen.

Ein Abend derselben gab uns, wonach im Stillen sie und ich lange gebangt hatten, ein wirkliches Unglück statt einer stäten Quälerei. Das Gewitter entlud sich freilich nicht auf der Seite, wo es aufgestiegen war. Ich gehe rasch über die Katastrophe hinweg. Ihr ahnt sie. Den Graf hatte ein Zufall in das Geheimniß gezogen, welches ihm wie der Welt schuldiger erscheinen konnte, als es war. Er führte darauf erst einen entsetzlichen Auftritt

mit der Gräfin herbei, dann einen empörenden mit mir. Er war froh, eine Gelegenheit zu haben, seine aus anderen Quellen entsprungene Leidenschaft gegen uns ausprudeln zu lassen. Ich verließ das Haus noch in derselben Nacht. Das Schrecklichste bei diesem Schritte war, daß das Gerücht, welches seinen wahren Grund nicht errathen konnte, ihn meiner Feigheit und Treulosigkeit zuschrieb. Nun hat den Gesandten auch der letzte Freund verlassen, hieß es, und die Schadenfrohen frohlockten, während mir die Seele aus tausend Wunden blutete.

Ich dachte mit dem Grafen eine ernste und ehrenhafte Erklärung zu haben. Wir wechselten mehrere Briefe. Von ihr keine Kunde, keine Zeile. Endlich am Vorabend des Tages, der den Grafen und mich einander gegenüberstellen sollte, empfangen ich ein Blatt von ihr, das letzte Zeichen ihres Lebens, welches ich bewahre, das allerletzte. Sie schrieb mir: „Ich folge Dir. Wenn Du fliehst, in die Welt; wenn Du fällst, aus der Welt. Ewig die Deine.“

Da ist das Blatt . . . .

. . . . Aber sie folgte nicht, ich floh nicht, ich fiel nicht. Angekommen am Orte der Bestimmung, werde ich nach einigen Minuten des Harrens von bewaffneten Leuten umringt, gestellt und abgeführt. Man macht mir den Proceß, wie Einem, der diplomatische Noten veruntreut, telegraphische Mittheilungen verrathen hat. Ihr kennt die Art und Weise solcher Verhandlungen nicht, die furchtbare Heimlichkeit in unseren Tagen des Rechts, in einem Lande der Oeffentlichkeit. Ich verschwand für die Welt, die Welt für mich.

Aus jahrelanger Haft, aus dem Schweigen des Kerkers steige ich wie aus dem Grabe wieder empor. Mein Haar ist gebleicht, mein Scheitel kahl geworden. Ich kenne mich selbst nicht mehr, geschweige die Menschen. Nach und nach zu mir gekommen, frage ich nach dem Grafen. Er ist verschwunden. Ich eile ihm nach in seine Heimath; man weist mich an der Grenze zurück, man droht, wenn ich es wage, einzudringen, man zieht Steckbriefe hervor und nennt ein Land, ein fernes, fremdes und doch wohl bekanntes Land, bei dessen Namen mein Blut gerinnt. Ich stürze zurück, um nicht aus einem Gefängniß in eine Gruft zu fallen, ich suche, ich spähe, ich forsche mit dem Verlangen der Rache und der Sehnsucht, der Liebe; es ist alles umsonst. Im Innern eines ungeheueren Reiches ist er mir verloren gegangen, an dem ich mein Unglück blutig heimsuchen wollte. Und sie mit ihm, Gott weiß in welchen Schmerzen, Schmerzen um mich und durch mich. Ich habe nichts wieder von Beiden vernommen. —

Nun habt Ihr den Schlüssel zu meinem Leben, zu meiner Hefigkeit, zu meinem Born, zu meinem Ingrimme. Nach jener Zeit habe ich nicht mehr gelebt. Auch wollte ich nicht. Ich versenkte das Vergangene wie einen Hort in meine Brust, und darüber rauschte der seichte, laute Strom der täglichen Woge gleichgültig und mißfarbig fort. Ihr seid die Ersten, welche ich in seine blauen Räthsel hinunter blicken lasse; die Ersten, die Letzten, die Einzigen. Was jetzt noch an mir ist, ein früh alt und stumpf gewordener Mensch, der nichts will und nichts

soll in der Welt, — seht, es verlohnt sich der Mühe nicht, darüber noch zu reden und zu klagen.

Füllt mir die Gläser! Und wollte der Himmel, es wäre ein Tropfen der alten Lethé, welchen wir hinunter stürzen! Auf Vergessen, Freunde, auf ewiges Vergessen!“ —

---

### III.

Der dritte Freitag kam, nur der Poet nicht, welcher erzählen sollte. Er hatte den zwei Anderen, dem Gra-waller und Demjenigen, welcher nicht mehr Diplomat ge-heißen ward, durch die kleine Polin ein Brieflein zustellen lassen, darin stand:

„Geht allein heute und trinkt allein und seid allein fröhlich! Die Geschichte des Poeten bleibt er Euch schuldig; denn seine Geschichte ist noch nicht fertig. Es wird ein Frei-Tag kommen, welcher ihr den rechten Schluß macht. Und dann kommt auch er wieder, Euer Poet!“

